F. M. Dostojewskij

Aus einem Totenhaus

Dostojewskij / Aus einem Totenhaus

F. M. Dostojewskij

Aus einem Totenhaus

Roman

Vollständige Ausgabe

Druck und Verlag von A. Weichert, Berlin

Aus dem Russischen übertragen von Arthur Usthal

Einführung

In den entlegenen Gebieten Sibiriens, inmitten der Steppen, Berge und undurchdringlichen Wälder, findet man zuweilen kleine Städte mit ein-, höchstens zweitausend Einwohnern, mit unscheinbaren Holzhäusern und zwei Kirchen — einer in der Stadt und der andern auf dem Kirchhofe. Die Städte gleichen eher Kirchdörfern aus der Umgebung Moskaus als eigentlichen Städten, für gewöhnlich haben sie ihren eigenen Kreisrichter, Gerichtsbeisitzer, sowie alle sonstigen Subalternbeamten. Überhaupt dient es sich in Sibirien trotz der Kälte außerordentlich angenehm. Die Menschen leben schlicht und sind nicht liberal angehaucht. Die Einrichtungen sind alt, fest eingewurzelt und durch Jahrhunderttraditionen geheiligt. Die Beamten, die mit Recht die Rolle eines sibirischen Adels spielen, sind zum Teil in Sibirien geboren, alteingesessene Sibirier, oder aber aus dem europäischen Rußland, hauptsächlich Moskau oder Petersburg, ins Land gekommen, angelockt durch ein festes Nebeneinkommen, das ohne Rücksicht auf das Gehalt gewährt wird und in verdoppelten Vorspanngeldern besteht, sowie durch allerlei verführerische Zukunftsperspektiven. Von den Eingewanderten bleiben fast durchweg diejenigen, die für das Lebensrätsel eine Lösung zu finden wissen, im Lande. Sie bürgern sich mit Befriedigung in Sibirien ein und ernten in der Folge reiche und süße Früchte. Doch die anderen, die Leichtsinnigen, sowie die, denen die Lösung des Lebensrätsels nicht gelingt, fangen nach kurzer Zeit an sich in Sibirien gelangweilt zu fühlen und fragen sich bekümmerten Herzens, weshalb sie eigentlich hergekommen seien. Voller Ungeduld dienen sie ihre gesetzliche Dienstzeit von drei Jahren ab; nach Ablauf dieser Frist reichen sie ein Rückversetzungsgesuch ein und kehren dahin zurück, von wo sie hergekommen sind, nicht ohne dabei auf Sibirien zu schimpfen und es lächerlich zu machen. Sie haben unrecht. Nicht nur vom Standpunkt des Dienstes, nein, auch aus vielen andern Gesichtspunkten betrachtet, kann man sich in Sibirien glücklich

fühlen. Das Klima des Landes ist vorzüglich; es leben da viele sehr reiche und gastfreundliche Kaufleute und viele außerordentlich anständige Vertreter der sibirischen Fremdvölker. Die Frauen blühen wie die Rosen und sind von äußerster Sittenstrenge. Das Wild läuft in den Straßen herum und bietet sich selbst dem Jäger an. Champagner wird unnatürlich viel getrunken, der Kaviar ist von prächtiger Qualität. Die Ernte beträgt an manchen Stellen das Fünfzehnfache. Man muß es nur verstehen, daraus Nutzen zu ziehen. In Sibirien versteht man das.

In einem dieser fröhlichen, ein selbstzufriedenes Leben lebenden Städtchen mit einer höchst liebenswürdigen Einwohnerschaft, die unauslöschlich in meiner Erinnerung einen Platz behalten wird, begegnete ich Alexander Petrowitsch Gorjantschikow, einem in Rußland geborenen adeligen Großgrundbesitzer, der wegen Ermordung seiner Frau als Zwangssträfling zweiter Kategorie verschickt war. Nach Verbüßung einer gesetzlich festgesetzten Strafzeit von zehn Jahren verbrachte er friedlich, still und geräuschlos in der Stadt K. seine Tage als Ansiedler. Obwohl er bei einem unweit der Stadt liegenden Gemeindebezirk angeschrieben war, wohnte er in der Stadt, weil er hier die Möglichkeit hatte, durch Unterrichten von Kindern in den Schulfächern sich seinen ziemlich kärglichen Lebensunterhalt zu verdienen.

In den Städten Sibiriens trifft man häufig Lehrer aus der Kategorie der früher verschickt gewesenen Ansiedler; man sieht auf sie durchaus nicht mit Verachtung herab. Sie geben hauptsächlich französischen Sprachunterricht. Wenn sie nicht da wären, würde man von der französischen Sprache, die ja so sehr notwendig für das Vorwärtskommen im Leben ist, in den entlegenen Gebieten Sibiriens gar keine Vorstellung haben.

Zum erstenmal traf ich Alexander Petrowitsch im Hause eines alten, verdienten und gastfreundlichen Beamten namens Iwan Iwanowitsch Gwosdikow, der fünf Töchter von verschiedenem Alter besaß, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigten. Alexander Petrowitsch erteilte ihnen an vier Tagen der Woche Unterricht, wofür er dreißig Kopeken in Silber für die Stunde erhielt. Seine äußere Erscheinung erweckte mein

Interesse. Er war ein ziemlich klein gewachsener, schwächlich gebauter Mann von etwa fünfunddreißig Jahren und auffallend blaß und hager. Er kleidete sich nach europäischem Schnitt und hielt sich sehr sauber. Wenn man ein Gespräch mit ihm begann, sah er einem starr ins Gesicht und hörte aufmerksam, doch mit einer gewissen, zurückhaltenden Höflichkeit zu. Man hatte die Empfindung, als denke er über jedes einzelne der an ihn gerichteten Worte angstrengt, gleichsam wie über eine zu lösende Aufgabe, nach, und als befürchte er, man könnte am Ende im Sinne haben, ihm irgendein Geheimnis von den Lippen zu locken. Endlich antwortete er klar und kurz, doch jedes einzelne Wort derart vorsichtig abwägend, daß einen auf einmal ein peinliches Gefühl überkam und man schließlich froh war, wenn das Gespräch beendet wurde.

Als ich mich bei Iwan Iwanowitsch eingehender über ihn erkundigte, erzählte mir dieser, Gorjantschikow führe ein untadeliges, moralisches Leben; andernfalls würde er seine Töchter von ihm doch nicht unterrichten lassen. Doch sei er ganz furchtbar menschenscheu, suche jedem Zusammentreffen mit Menschen auszuweichen, sei außerordentlich gelehrt, lese viel, spreche aber ausnehmend wenig, so daß es im allgemeinen recht schwer sei, mit ihm ins Gespräch zu kommen. Von mancher Seite würde behauptet, daß er ganz bestimmt geisteskrank sei; ungeachtet dessen falle es aber keinem Menschen ein, seine angebliche Geisteskrankheit für einen besonderen Mangel zu halten; viele der angesehensten Bürger der Stadt seien bereit, Alexander Petrowitsch auf jegliche Weise Freundlichkeit zu erweisen; er könne sogar nützlich sein durch Aufsetzen von Bittschriften und dergleichen. Man nehme an, daß er in Rußland eine zahlreiche Anverwandtschaft besitzen müsse, unter der sich möglicherweise sogar hochgestellte Persönlichkeiten befänden; doch sei es bekannt, daß er sofort nach seiner Verschickung hartnäckig jede Verbindung mit ihnen meide; mit einem Wort, er schädige sich selbst. Im übrigen sei seine Geschichte allgemein bekannt. Man wisse, daß er seine Frau bereits im ersten Jahr der Ehe ermordet habe, und zwar aus Eifersucht, und daß er sich selbst dem Gericht gestellt habe, wodurch seine Strafe in beträchlichem Maße erleichtert worden sei. Verbrechen dieser Art würden

zumeist als Unglücksfälle angesehen und bedauert. Nichtsdestoweniger vermeide der Sonderling jeden Umgang mit Menschen hartnäckig und erscheine unter ihnen nur, wenn er Stunden zu geben habe.

In der ersten Zeit hatte ich ihm keine sonderliche Beachtung geschenkt, doch — ich weiß selbst nicht, wie es kam — allmählich begann er mir Interesse abzugewinnen. Es war etwas Rätselhaftes an ihm. Zu einem Gespräch mit ihm gab es nicht die geringste Möglichkeit. Zwar gab er mir stets auf alle meine Fragen Bescheid, und dies sogar in der Weise, daß es den Anschein hatte, als fühle er sich dazu mehr als zu allem anderen verpflichtet. Doch nach seinen Antworten kostete es mich eine gewisse Mühe, ihn noch weiter mit Fragen lästig zu fallen. Auch hatte sein Gesicht nach solchen Gesprächen immer einen leidenden, müden Ausdruck. Ich erinnere mich noch, wie ich einmal, an einem schönen Sommerabend, mit ihm zusammen von Iwan Iwanowitsch fortging. Da kam mir plötzlich der Gedanke, ihn aufzufordern, auf eine Minute zu mir zu kommen und eine Zigarette zu rauchen. Ich kann es nicht beschreiben, welch ein Schrecken sich da in seinen Zügen malte. Er schien alle Fassung verloren zu haben, begann unzusammenhängende Worte zu murmeln und stürzte plötzlich, mir noch einen bösen Blick zuwerfend, nach der entgegengesetzten Seite davon. Ich war ganz verwundert. Mir schien seitdem, er sehe mich, wenn wir uns wieder trafen, jedesmal ganz erschreckt an. Ich ließ aber nicht locker; es war, als ziehe mich etwas zu ihm, und einen Monat später ging ich mir nichts, dir nichts selbst zu Gorjantschikow hin. Selbstverständlich war das töricht und taktlos gehandelt.

Er wohnte an der Peripherie der Stadt bei einer alten Frau; die hatte eine schwindsüchtige Tochter, und diese letztere wieder eine uneheliche Tochter, ein Kind von etwa zehn Jahren, ein hübsches und heiteres Mädelchen. Alexander Petrowitsch saß neben ihr und unterrichtete sie im Lesen, als ich bei ihm eintrat. Als er mich erblickte, verlor er ganz und gar seine Fassung, als hätte ich ihn soeben bei irgendeinem Verbrechen ertappt. Er war vollkommen verwirrt, sprang vom Stuhl empor und sah mich forschend an. Endlich setzten wir uns beide; er folgte

jedem meiner Blicke, als fürchtete er, hinter ihnen lauere irgendein besonderer, geheimer Gedanke. Ich erriet daraus, daß er bis zum Wahnsinn mißtrauisch war. Haßerfüllt sah er mich an, als wollte er fragen, ob ich denn nicht bald wieder fortgehen werde. Ich begann ein Gespräch über unser Städtchen, über die Tagesneuigkeiten. Er ließ mich reden und schwieg dazu mit einem bösen Lächeln. Es erwies sich, daß er von dem Allergewöhnlichsten, wovon jedermann in der Stadt sprach, nicht nur keine Ahnung hatte, sondern auch, daß er für alle diese Dinge sich ganz und gar nicht interessierte. Ich sprach weiter von unsrem Lande und von seinen Bedürfnissen. Schweigend hörte er zu und sah mich dabei mit so seltsamen Blicken an, daß ich zuletzt ein peinliches Gefühl nicht mehr unterdrücken konnte. Übrigens hätte ich ihn mit neuen Büchern und Zeitschriften fast noch mehr gereizt. Ich hielt sie, unaufgeschnitten, wie sie eben von der Post gekommen waren, in der Hand und bot sie ihm zum Lesen an. Er warf einen begehrlichen Blick darauf, besann sich aber sofort eines anderen und wies mein Angebot zurück mit der Begründung, daß er keine Zeit zum Lesen habe. Endlich verabschiedete ich mich von ihm und hatte beim Hinausgehen das Gefühl, als sei mir eine unerträgliche Last von der Seele genommen. Ich schämte mich, und es kam mir ganz furchtbar dumm vor, sich einem Menschen aufzudrängen, der es gerade für seine Lebensaufgabe ansah, sich so weit wie möglich vor den Menschen zu verstecken. Doch an der Sache ließ sich nichts mehr ändern. Ich erinnere mich, bei ihm fast gar keine Bücher gesehen zu haben; so war man also falsch unterrichtet, wenn man sagte, er lese viel. Doch gleichwohl habe ich zweimal, spät nachts an seiner Wohnung vorbeifahrend, Licht bei ihm bemerkt. Was trieb er, wenn er bis Anbruch der Morgendämmerung die Nacht hindurch aufsaß? Schrieb er nicht gar? Und wenn das der Fall war — was schrieb er?

Es traf sich, daß ich einmal fast drei Monate lang auswärts weilen mußte. Der Winter war bereits angebrochen, als ich in unser Städtchen zurückkehrte. Da erfuhr ich, daß Alexander Petrowitsch im Herbst gestorben war, in seiner Vereinsamung gestorben war und nicht ein einziges Mal einen Arzt hatte kommen lassen. Im Städtchen war er schon fast ganz in Ver-

gessenheit geraten. Seine frühere Wohnung stand leer. Sogleich näherte ich mich der Wirtin des Verstorbenen mit der Absicht, mir darüber Klarheit zu verschaffen, was ihr Mieter eigentlich getrieben, und ob er nicht am Ende sich schriftstellerisch betätigt habe. Für ein Zwanzigkopekenstück brachte sie mir einen ganzen Korb voller Papiere aus dem Nachlaß des Verstorbenen. Die Alte bekannte, schon zwei von den Heften verbraucht zu haben. Sie war ein grämliches und schweigsames Weib, und es war schwer, etwas Gescheites aus ihr herauszubekommen. Von ihrem Mieter hatte sie nichts sonderlich Neues zu sagen. Nach ihrem Zeugnis hatte er fast nie etwas getan und im Verlauf ganzer Monate weder ein Buch aufgeschlagen, noch eine Feder in die Hand genommen. Dafür sei er nächtelang in seinem Zimmer auf- und abgegangen und habe immer über irgendetwas nachgedacht, ja zuweilen sogar mit sich selbst gesprochen. Insbesondere ihre Enkeltochter, die Katja, habe er sehr geliebt und geliebkost, und zwar, seit er erfahren hatte, daß sie Katja heiße. Am Katharinentage sei er jedesmal in die Kirche gegangen, um für irgend jemand eine Totenmesse abhalten zu lassen. Fremden Besuch habe er nicht ausstehen können. Das Haus habe er nur dann verlassen, wenn er Kinder unterrichten ging. Sie selbst sogar habe er schief angesehen, wenn sie einmal in der Woche gekommen sei, um sein Zimmer ein wenig in Ordnung zu bringen; dabei habe er im Laufe voller drei Jahre kaum ein einziges Wort mit ihr geredet. Ich fragte Katja, ob sie sich ihres Lehrers erinnere? Sie sah mich schweigend an, kehrte sich zur Wand und brach in Tränen aus. Also hatte dieser Mensch doch jemand zu zwingen vermocht, ihn zu lieben.

Ich nahm seine Papiere mit mir fort und sah sie einen ganzen Tag lang durch. Dreiviertel dieser Papiere waren belanglose, nichtssagende Fetzen, oder Schreibübungen von Schülern nach Mustervorlagen. Doch war ein ziemlich umfangreiches Heft dabei, das in kleiner Schrift geschrieben war und keinen Schluß aufwies; vielleicht war es vom Verfasser selbst fortgeworfen und vergessen worden. Es war eine, wenn auch zusammenhanglose Schilderung des zehnjährigen Sträflingslebens, das Alexander Petrowitsch hatte durchmachen müssen.

Stellenweise wurde diese Schilderung durch eine andere Erzählung, durch seltsame, furchtbare Erinnerungen unterbrochen, die ungleichartig, konvulsivisch, gleichsam aus innerem Drange hingeworfen waren. Ich las diese Bruchstücke wiederholt und kam fast zur Überzeugung, daß sie im Wahnsinn geschrieben seien. Doch die Sträflingsaufzeichnungen — „Szenen aus einem Totenhause" nennt er sie selbst irgendwo in seiner Handschrift — schienen mir nicht jeden Interesses bar. Von einer völlig neuen, bisher unbekannten Welt, von der Seltsamkeit gewisser Tatsachen, von einigen besonderen Bemerkungen über das „verlorene Volk" wurde ich gefesselt, und ich las manches mit Neugier. Selbstverständlich kann ich irren. Zur Probe wähle ich für den Anfang zwei oder drei Kapitel aus. Möge das Publikum urteilen . . . .

Erster Teil

I

Das Totenhaus

Unser Sträflingshaus befand sich am Rande einer Festung, unmittelbar am Festungswall. Durch die Spalte des Zaunes wirfst du einen Blick auf die Gotteswelt, ob du nicht irgendetwas erschaust. Und du erschaust nur ein Stückchen vom Himmel und den hohen, von Steppengras überwucherten Erdwall; auf dem Wall aber schreiten Tag und Nacht die Wachtposten auf und ab. Dann kommt dir der Gedanke, daß noch ganze Jahre vergehen sollen, wo du kommen wirst, so durch die Spalten des Zaunes zu sehen, und du siehst denselben Wall, dieselben Wachtposten und dasselbe kleine Stückchen Himmel, nicht des Himmels, der sich über dem Sträflingshaus ausbreitet, sondern jenes andern, entfernten, freien Himmels.

Stellen Sie sich einen großen Hof vor von zweihundert Schritt Länge und anderthalbhundert Schritt Breite, ringsherum eingerahmt von einem hohen Zaun in Gestalt eines unregelmäßigen Sechsecks. Die hohen Pfähle des Zaunes sind senkrecht tief in die Erde eingerammt, durch querlaufende Planken fest aneinandergefügt und oben zugespitzt: dies ist die äußere Umzäunung des Sträflingshauses. Auf der einen Seite dieser Umzäunung sind feste Tore, die stets verschlossen gehalten und Tag und Nacht von Wachtposten bewacht werden; sie wurden nur beim Aufbruch der Zwangsgefangenen zur Arbeit aufgeschlossen. Jenseits dieser Tore lag die helle, freie Welt, lebten Menschen, ebenso wie alle. Doch diesseits der Umzäunung hatte man von dieser Welt eine Vorstellung wie von einem unwirklichen Märchen. Hier gab es eine eigene, besondere Welt, der keine andere glich; hier gab es besondere Gesetze, besondere Kleidung, besondere Sitten und Gewohnheiten und ein lebendig-totes Haus, ein Leben wie nirgendwo sonst mehr, und besondere Menschen. Diesen besonderen Winkel will ich nunmehr zu schildern versuchen.

Haben Sie die Umzäunung passiert, so erblicken Sie innerhalb derselben mehrere Gebäude. An beiden Seiten des breiten, inneren Hofraums dehnen sich zwei langgestreckte, roh aus Balken gezimmerte, einstöckige Gebäude aus. Das sind die Kasernen. Hier leben die Arrestanten, die in Kategorien eingeteilt sind. Weiter hinten innerhalb der Umzäunung befindet sich noch ein drittes, ebenfalls roh gezimmertes Haus — die Küche, die in zwei Abteilungen zerfällt. Weiter hinten ist dann noch ein Gebäude, wo sich unter einem Dache die Keller, Vorratsräume und Schuppen befinden. Die Mitte des Hofes ist unbebaut und stellt einen ebenen, ziemlich großen Platz dar. Hier stellen sich die Arrestanten auf, hier findet die Kontrolle und Zählung nach den Namen am Morgen, zur Mittagszeit und des Abends statt, bisweilen aber auch mehrmals am Tage — je nachdem, wie weit die Gewissenhaftigkeit der Bewachungsmannschaft und ihre Zählfertigkeit gehen. Zwischen den Gebäuden und dem Pfahlzaun bleibt rings im Umkreise noch ein ziemlich großer, freier Raum. Hier, hinter den Gebäuden, lieben manche der Gefangenen von besonders menschenscheuem und düsterem Charakter sich während der arbeitsfreien Stunden zu ergehen und vor aller Augen verborgen ihren Gedanken nachzuhängen. Wenn ich ihnen während der Zeit ihres Spazierganges begegnete, liebte ich es, mich in ihre verdrießlichen, mit dem Sträflingsbrandmal versehenen Gesichter zu vertiefen und ihre Gedanken zu erraten. Es war ein Verschickter da, dessen liebste Beschäftigung es war, in der freien Zeit die einzelnen Zaunpfähle zu zählen. Ihre Zahl betrug anderthalb Tausend; doch er kannte sie alle, wie sie waren. Jeder dieser Pfähle bedeutete für ihn einen Tag. Jeden Tag zählte er einen einzigen Pfahl ab, und auf die Weise konnte er aus der Anzahl der noch nicht gezählten Pfähle klar ersehen, wie viele Tage er noch bis zum Ende seiner Strafzeit zu warten haben werde. Er war aufrichtig froh, wenn er wieder mit einer der Seiten des Sechsecks zu Ende war. Viele Jahre hatte er noch warten müssen; doch im Sträflingshaus hatte man Zeit, Geduld zu lernen. Ich sah einmal, wie ein Sträfling, der zwanzig Jahre in der Zwangsarbeit zugebracht hatte und nun wieder in die Freiheit zurückkehrte, von seinen Kameraden Abschied nahm.

Es gab Leute, die sich noch dessen erinnerten, wie er zuerst über die Schwelle des Sträflingshauses geschritten war; jung, sorglos, ohne über sein Verbrechen, über seine Strafe nachzudenken. Er verließ das Haus als grauhaariger Greis mit einem düstern, traurigen Gesicht. Schweigend schritt er alle unsere sechs Kasernen ab. In jeder betete er vor den Heiligenbildern, und sich tief vor den Genossen verneigend, nahm er Abschied mit der Bitte, seiner nicht im Bösen zu gedenken. Ich erinnere mich auch, wie ein andermal ein Sträfling, der ehedem ein wohlhabender sibirischer Landmann gewesen war, gegen Abend zum Tor hinausgerufen wurde. Anderthalb Jahre vorher hatte er die Nachricht erhalten, daß seine frühere Frau sich verheiratet habe, und hatte sich dies sehr nahegehen lassen. Jetzt war sie selbst gekommen, hatte ihn hinausrufen lassen und schenkte ihm eine milde Gabe. Beide sprachen sie ein paar Minuten miteinander, weinten und nahmen Abschied für ewig. Ich sah sein Gesicht, als er in die Kaserne zurückkehrte . . . Jawohl, an dieser Stätte konnte man Geduld lernen.

Bei Anbruch der Abenddämmerung führte man uns alle in die Kasernen, wo wir für die ganze Nacht eingeschlossen wurden. Es fiel mir immer schwer, von draußen in unsere Kaserne zurückzugehen. Diese war ein langes, niedriges, dumpfes Zimmer, durch Talglichte spärlich erhellt, und mit einer atembeklemmenden Luft. Ich begreife jetzt nicht mehr, wie ich es ausgehalten habe, zehn Jahre dort zu leben. Auf meiner Pritsche hatte ich drei Bretter: dies war mein ganzer Platz. Auf ähnlichen Pritschen waren in unserm Zimmer allein etwa dreißig Personen untergebracht. Während des Winters wurde früh zugeschlossen; bis vier Stunden dauerte es, ehe alle eingeschlafen waren. Bis dahin aber — welch ein Stimmengewirr, Schreien, Lachen, Zanken, Kettengeklirr, Dunst und Qualm! Überall glattrasierte Köpfe, Gesichter mit dem eingebrannten Sträflingsschandmal, zerlumpte Kleider, nichts als Entehrte, zu Schelmen Gestempelte! Ja, ein zähes Leben hat der Mensch! Der Mensch ist ein sich an alles gewöhnendes Wesen, und ich glaube, darin liegt seine beste Bestimmung.

Im Zwangssträflingshause waren etwa zweihundertfünfzig Mann untergebracht, welche Zahl eine fast stehende war. Die

2*

einen kamen, die andern gingen nach Abbüßung ihrer Strafzeit, und noch andere starben. Was waren da nicht alles für Menschen! Ich glaube, jedes Gouvernement, jeder Landstrich Rußlands hatte da seine Vertreter. Es gab da fremdstämmige, ja unter den Verschickten waren sogar Angehörige der kaukasischen Bergvölker. Alle waren nach dem Grade ihres Verbrechens eingeteilt, mithin nach der Zahl der Jahre, die sie in der Zwangsarbeit zu verbüßen hatten. Es ist anzunehmen, daß es kein noch so schweres Verbrechen gab, das hier nicht seinen Vertreter hatte. Den Grundbestand der Gefängnisbevölkerung bildeten die zu Zwangsarbeit verurteilten Angehörigen aus dem Zivilstande. Diese waren aller ihrer Standesrechte entkleidete Verbrecher, von der Gesellschaft abgetrennte Schnitzel mit dem eingebrannten Verbrecherschandmal in den Gesichtern, als ewiges Zeichen ihrer Ausgestoßenheit. Sie waren zu acht bis zwölf Jahren Zwangsarbeit hergeschickt und wurden später den sibirischen Gemeindebezirken als Ansiedler zugewiesen. Es waren da auch Verbrecher aus dem Militärstande, die nicht ihrer Standesrechte verlustig gegangen waren, wie überhaupt in den russischen militärischen Arrestantenkompanien. Sie waren nur kurzfristig verschickt; nach Verbüßung ihrer Strafzeit kehrten sie an ihre früheren Dienststellen bei den sibirischen Linienbataillonen zurück. Viele von ihnen kamen fast sogleich wegen wiederholter schwerer Verbrechen in das Zwangssträflingshaus zurück, doch nun nicht mehr auf kurze Zeit, sondern auf zwanzig Jahre. Diese Sträflingskategorie wurde die „lebenslängliche" genannt. Dennoch waren die „Lebenslänglichen" noch nicht aller Standesrechte entkleidet. Endlich gab es noch eine besonder Kategorie der gefährlichsten Verbrecher, hauptsächlich aus dem Militärstande, die recht zahlreich war. Sie wurde die „besondere Abteilung" genant. Aus dem gesamten russischen Reich wurden Verbrecher hierhergeschickt. Sie selbst hielten ihre Haft für eine lebenslängliche und kannten die Dauer ihrer Zwangsarbeit nicht. Nach dem Gesetz mußten ihre Arbeitsstunden verdoppelt und verdreifacht werden. Sie wurden lange im Zwangssträflingshause gehalten, bis in Sibirien die allerschwersten Zwangsarbeiten eingeführt wurden. „Ihr seid auf Zeit hier," pflegten sie zu den übrigen zu sagen, „doch wir sind Fristlose." Ich hörte, daß

diese Kategorie jetzt aufgehoben sei. Außerdem wurde in unsrer Festung auch die Zivilklasse abgeschafft und eine allgemeine Militär-Arrestantenkompanie eingeführt. Selbstverständlich trat gleichzeitig auch ein Wechsel der Oberen ein. Ich schildere hier somit eine ältere Zeit, Dinge, die längst gewesen sind . . .

Längst ist das alles gewesen; alles kommt mir wie ein Traum vor. Ich erinnere mich noch, wie ich das Zwangssträflingshaus betrat. Es war am Abend, im Monat Dezember. Es dämmerte bereits; die Sträflinge kehrten von der Arbeit zurück und ordneten sich zur Kontrolle. Ein schnurrbärtiger Unteroffizier öffnete mir die Tür zu diesem seltsamen Hause, in dem ich so viele Jahre zubringen, aus dem ich so viele Empfindungen mit mir fortnehmen sollte, von denen ich mir nicht einmal eine annähernde Vorstellung hätte bilden können, wenn ich sie nicht in Wirklichkeit durchlebt hätte. Beispielsweise hätte ich mir gar nicht vorstellen können, was es denn Schreckliches und Quälendes dabei geben sollte, daß ich alle die zehn Jahre meiner Sträflingszeit nicht ein einziges Mal, nicht eine Minute lang allein sein würde! Auf der Arbeit ist die Wache immer dabei, zu Hause ist man mit zweihundert Genossen zusammen, und nicht ein einziges, nicht ein einziges Mal allein! Doch an was hatte ich mich sonst nicht noch zu gewöhnen!

Es gab hier Mörder, die ohne Absicht gemordet hatten, und Mörder von Beruf, Räuber und Räuberhauptleute. Es gab gewöhnliche Gauner und Vagabunden, die gewerbsmäßig nahmen, was sie an Geld und Lebensmitteln gelegentlich fanden. Es gab auch solche, von denen sich schwer sagen ließ, wegen welches Verbrechens sie eigentlich hierhergekommen waren. Doch ein jeder hatte seine besondere Geschichte, die verworren und schwer war wie das Hirn vom Rausch des Vorabends. Über das Gewesene sprach man überhaupt wenig; man liebte es nicht zu erzählen und bemühte sich sichtlich, an das Vergangene nicht zu denken. Ich habe sogar Mörder gekannt, die dermaßen heiter waren, dermaßen wenig zum Nachdenken neigten, daß man hätte wetten können, ihr Gewissen habe ihnen noch nie einen Vorwurf gemacht. Doch auch finstere Menschen waren da, die fast immer schweigsam waren. Überhaupt kam

es selten vor, daß einer seine Lebensgeschichte erzählte; die Neugier war bei uns nicht Mode, gewissermaßen nicht Sitte, nicht angenommen. Wenn einer dann einmal aus Langeweile etwas zu erzählen begann, so hörte man ihm gleichmütig und finster zu. Kein Mensch vermochte hier die anderen staunen zu machen. „Wir sind ein Volk mit Bildung," sagten sie häufig mit einer seltsamen Selbstzufriedenheit. Ich erinnere mich, wie einmal ein Räuber in trunkenem Mute (auch in der Verbannung konnte man sich bisweilen betrinken) zu erzählen begann, wie er einen fünfjährigen Knaben ermordet hatte, wie er ihn zuerst mittels eines Spielzeugs angelockt, ihn in einen leeren Schuppen geführt und dort ermordet hatte. Die ganze Kaserne, die bis dahin über seine Späße gelacht hatte, schrie wie ein Mann los, und der Räuber wurde gezwungen zu schweigen; nicht aus Entrüstung schrie die Kaserne los, sondern weil sie es „nicht für notwendig" hielt, „darüber" zu sprechen, weil es nicht herkömmlich war, „darüber" zu sprechen. Beiläufig bemerkt, war dieses Volk in der Tat „gebildet", und dies nicht nur in übertragener Bedeutung, sondern im wirklichen Sinne des Wortes. Sicherlich mehr als die Hälfte der Sträflinge war des Schreibens und Lesens kundig. An welcher anderen Stelle, wo russisches Volk in großen Massen beisammen wohnt, wäre eine Schar von zweihundertfünfzig Menschen zu finden, von denen die Hälfte lesen und schreiben kann? Ich habe manchmal gehört, jemand habe an der Hand ähnlicher Daten die Schlußfolgerung zu ziehen versucht, daß Schulbildung das Volk zugrunde richte. Dies ist ein Irrtum; dem liegen ganz andere Ursachen zugrunde, obwohl zuzugeben ist, daß die Schulbildung im Volk das Selbstbewußtsein entwickelt. Doch ist dies ja kein Mangel.

Man unterschied zwei Sträflingskategorien nach der Kleidung. Bei den einen war die Jacke zur Hälfte dunkelbraun und zur anderen Hälfte grau; ebenso war das eine Hosenbein grau und das andere dunkelbraun. Einmal, bei der Arbeit, sah mich eine kleine Weißbrotverkäuferin, die an die Arrestanten herangetreten war, lange an und brach dann plötzlich in lautes Gelächter aus: „Pfui, wie das häßlich ist!" rief sie. „Der graue Stoff hat nicht gereicht, und der schwarze ebenso nicht!"

Es gab auch solche, deren ganze Jacke aus grauem Tuch bestand, wobei nur die Ärmel dunkelbraun waren. Auch der Kopf wurde verschieden rasiert: bei den einen war die Hälfte des Kopfes nach der Schädellänge rasiert, bei den anderen querüber.

Beim ersten Blick konnte man bei dieser ganzen, seltsamen Familie einen gewissen, scharf ausgeprägten, gemeinsamen Grundcharakter erkennen. Selbst die eigenwilligsten, die originellsten Persönlichkeiten, die unwillkürlich aus der Menge hervorragten, waren beflissen, sich dem allgemeinen Ton des gesamten Zwangssträflingshauses anzupassen. Überhaupt bemerkte ich, daß dieses ganze Sträflingsvolk aus mißvergnügten, neidischen, furchtbar aufgeblasenen, prahlerischen, leicht verletzten und im höchsten Grade förmlichen Leuten bestand — mit Ausnahme einiger weniger unerschöpflich heiteren Naturen, die sich dafür aber auch der allgemeinen Verachtung erfreuten. Die Fähigkeit, sich über nichts zu wundern, galt hier als höchste Tugend. Alle waren darauf versessen, den äußern Anstand zu wahren. Doch kam es oft genug vor, daß die hochmütigste Miene mit Blitzesschnelle in die kleinmütigste umschlug. Es gab da ein paar wirklich starke Naturen; die waren schlicht und gebärdeten sich nicht komisch. Doch war es merkwürdig, daß unter diesen wahren und starken Naturen einige waren, denen eine äußerste, bis zur Krankhaftigkeit gesteigerte Ehrfurcht innewohnte. Überhaupt spielte die Ehrfurcht, der äußere Schein die erste Rolle. Die Mehrzahl war verderbt bis auf die Knochen und bis auf die unterste Stufe der Gemeinheit hinabgesunken. Unaufhörlich gab es Klatsch und üble Nachrede: man lebte da in einer wahren Hölle. Doch wider die innere Ordnung und die allgemein gültigen Sitten des Zwangssträflingshauses wagte sich niemand aufzulehnen, alle ordneten sich ihnen unter. Es gab da scharf ausgeprägte, sich schwer, nur mit Mühe fügende Charaktere, die sich ihnen dennoch unterordneten. Es kamen Leute zu uns, die schon mit allen Hunden gehetzt waren, die in der Freiheit sich über alle Schranken hinweggesetzt hatten, so daß sie letzten Endes ihre Verbrechen gleichsam unwissentlich, gleichsam im Fieberdelirium verübt hatten, häufig aus aufs äußerste getriebener Ruhmsucht. Doch bei uns wurden sie sofort geduckt, wenngleich einige von ihnen früher ganze Ansiedlungen und

Städte terrorisiert haben mochten. Der Neuangekommene pflegte bei uns bald zu erkennen, daß es hier anders sei, als er gedacht habe, daß er hier niemand staunen machen könne, und er wurde unbedingt zahm und paßte sich dem herrschenden Ton an. Dieser Ton wurde nach außen hin von einem gewissen Gefühl der eigenen Würde gebildet, von dem fast jeder Bewohner unseres Zwangssträflingshauses durchdrungen war. Es war wirklich, als ob der Stand eines Zwangssträflings einen besonderen Dienstgrad, ja sogar noch einen ehrenvollen darstellte. Da gab es keine Spur von Scham und Reue! Im übrigen war da aber auch eine gewisse äußere, sozusagen offizielle Demut vorhanden, ein ruhiges Räsonnement; so, wenn die Sträflinge zu sagen pflegten: „Wir sind ein verlorenes Volk", „Hast auf Vater oder Mutter nicht gehört, jetzt hörst du auf ein einfältiges, dummes Weib!" „Hast nicht verstanden, in der Freiheit zu leben, jetzt mußt du zur Kontrolle in Reih' und Glied treten!" „Wolltest nicht mit goldnem Faden nähen, jetzt mußt du Steine klopfen!" So pflegte man oft zu sagen. Doch wurde diese Art Sittenlehre, wurden diese gewöhnlichen Redensarten und Sprichworte nie ernst genommen. Es waren alles nur bloße Worte. Es gab nicht einen Sträfling, der es eingestanden hätte, sich gegen das Gesetz vergangen zu haben. Da sollte nur ein Häftling es versuchen, einem seiner Genossen sein Verbrechen zum Vorwurf zu machen, (obgleich es übrigens nicht in der russischen Natur liegt, einem Verbrecher Vorwürfe zu machen) — der Schmähungen würde kein Ende sein. Und was für Meister waren sie in gegenseitigen Schmähungen! Man schmähte einander da in feiner, künstlerischer Art. Das Schmähen war von ihnen in den Rang einer Wissenschaft erhoben. Man bemühte sich, nicht sowohl mit dem beleidigenden Wort den Trumpf auszuspielen, als vielmehr mit dem beleidigendem Sinn, dem Geist, der Idee, und dies ist feiner, giftiger. Die nie aufhörenden Zänkereien haben diese Wissenschaft unter ihnen immer zur Blüte gebracht. Diese ganze Gesellschaft arbeitete gezwungen, unfreiwillig; also war sie zu Müßiggang geneigt, also fiel sie der Demoralisation anheim. Sie versammelten sich hier alle unfreiwillig; sie waren alle einander Fremde.

„Der Teufel hat drei Bastschuhe aufgetragen, bevor er uns hier alle zusammengebracht hat!“ pflegten sie selbst von sich zu sagen. Infolgedessen standen Klatsch, Intrigen, weibische Verleumdungssucht, Neid, Hader und Bosheit in diesem Höllenleben stets an erster Stelle. Kein altes Weib wäre imstande gewesen, ein solches altes Weib zu sein wie manche dieser Seelenverderber. Ich wiederhole, es gab unter ihnen auch starke Naturen, Leute, die gewöhnt waren, während ihres ganzen Lebens im Kampfe zu stehen und zu befehlen, gestählte, unerschrockene Charaktere. Diese wurden unwillkürlich geachtet. Obwohl sie ihrerseits oft und in hohem Grade eifersüchtig ihren Ruhm bewahrten, waren sie im allgemeinen darauf bedacht, anderen nicht in den Weg zu treten; sie vermieden unnütze Zänkereien, trugen eine ungewöhnliche Würde zur Schau, waren verständig und den Vorgesetzten gegenüber stets fügsam — nicht aus Gehorsamkeitsprinzip, nicht aus Pflichtgefühl, sondern gleichsam auf Grund eines gewissen Kontraktes, in der Erkenntnis, daß dies beiden Teilen zum Vorteil gereiche. Man behandelte sie übrigens mit Vorsicht. Ich erinnere mich, wie einst einer dieser Arrestanten, ein keine Furcht kennender, energischer Mensch, der den Aufsichtsorganen wegen seines ungezähmten Naturells schon bekannt war, für irgendein Verbrechen gezüchtigt werden sollte. Es war an einem Sommertage und gerade Arbeitspause. Der nächste und direkte Chef des Zwangssträflingshauses, ein Stabsoffizier, erschien persönlich in der Wachtstube, die sich unmittelbar am Tor befand, um bei der Strafvollstreckung zugegen zu sein. Dieser Major war für die Arrestanten gewissermaßen eine fatale Persönlichkeit; er hatte es dahin gebracht, daß sie vor ihm zitterten. Er war bis zur Sinnlosigkeit streng, „warf sich auf die Menschen“, wie die Zwangssträflinge sich ausdrückten. Am meisten fürchteten sie seinen durchdringenden Luchsblick, vor dem nichts verborgen werden konnte. Er sah, ohne eigentlich hinzublicken. Wenn er das Zwangssträflingshaus betrat, wußte er bereits, was am anderen Ende passierte. Die Arrestanten nannten ihn deshalb den „Achtäugigen“. Sein System war ein falsches. Durch seine rasenden, bösen Handlungen erbitterte er die schon erbitterten Leute nur noch mehr. Wäre der über ihm stehende Kommandant

nicht gewesen, ein edler und besonnener Mann, der bisweilen, seine wilden Extravaganzen aufs richtige Maß zurückführte, so hätte er mit seinem Regime großes Unheil anstiften können. Ich begreife nicht, wie er seine Dienstjahre wohlbehalten hat zu Ende bringen können. Er trat lebend und gesund in den Ruhestand, obwohl er allerdings auch vors Gericht kam.

Der Arrestant erbleichte, als er gerufen wurde. Gewöhnlich legte er sich stumm und entschlossen unter die Ruten, erlitt schweigend seine Strafe und erhob sich nach Vollstreckung derselben munter, als ob nichts vorgefallen wäre, kaltblütig und mit stoischer Ruhe das mit ihm Geschehene hinnehmend. Doch diesmal fühlte er sich aus irgendwelchem Grunde im Recht. Er erbleichte, und es gelang ihm, von den Wachtsoldaten unbemerkt, ein scharfes, englisches Schustermesser in den Jackenärmel zu stecken. Messer und alle sonstigen scharfen Instrumente waren im Zwangssträflingshause strengstens verboten. Die Durchsuchungen waren häufig, unerwartet und gründlich, und die Bestrafungen überaus hart. Doch wie es schwer ist, bei einem Dieb, der etwas Besonderes verbergen will, das Gesuchte zu finden, und weil ja Messer und Instrumente im Zwangssträflingshause stets notwendige Dinge waren, so konnten sie, aller strengen Maßnahmen ungeachtet, nie dauernd entfernt werden.. Wurden sie konfisziert, so wurden sogleich wieder neue angeschafft.

Die gesamte Zwangssträflingsschaft stürzte zum Zaun und sah bebenden Herzens durch die Spalten zwischen den Pfählen. Alle wußten, daß Petrow sich diesmal nicht unter die Ruten legen werde, und daß für den Major sein letzter Tag gekommen sei. Doch im entscheidenden Augenblick setzte sich unser Major in eine Droschke und fuhr davon, nachdem er die Exekution einem andern Offizier übertragen hatte. „Gott selbst hat ihn gerettet," sagten nachher die Arrestanten. Was jedoch Petrow anbelangt, so nahm er seelenruhig die Strafe hin. Sein Zorn war mit der Abfahrt des Majors verflogen. Der Arrestant ist gehorsam und unterwürfig bis zu einem gewissen Grade; doch gibt es eine äußerste Grenze, die nicht überschritten werden soll. Übrigens kann nichts interessanter sein als diese seltsamen Ausbrüche der Ungeduld und Widerspenstigkeit. Der Mensch ist

häufig jahrelang geduldig, läßt sich demütigen, erträgt die härtesten Strafen, und bricht plötzlich wegen irgendeiner Kleinigkeit, wegen einer ganz belanglosen Sache, beinahe wegen eines Nichts los. Von einem gewissen Standpunkt aus könnte man ihn sogar als einen Wahnsinnigen bezeichnen; so tut man ja wohl auch.

Ich sagte bereits, daß ich im Laufe mehrerer Jahre unter diesen Menschen auch nicht die leiseste Spur von Reue, nicht das geringste Anzeichen von Gedrücktheit des Gemüts wegen ihres Verbrechens wahrgenommen habe, und daß die Mehrzahl von ihnen sich im Innern für vollkommen gerecht hält. Dies ist eine Tatsache. Freilich liegen dem Ruhmsucht, böse Beispiele, Schneidigtun und falsche Scham in vielen Fällen zugrunde. Doch wer vermag andrerseits zu sagen, daß er die ganze Tiefe dieser verlorenen Herzen erforscht und in ihnen gelesen habe, was aller Welt verborgen ist? War aber gleichwohl nicht die Möglichkeit vorhanden, während so vieler Jahre in diesen Seelen zum mindesten einen Zug zu entdecken, der Zeugnis ablegte von innerer Unruhe, von Leiden? Die Frage muß aufs entschiedenste verneint werden. Ach, das Verbrechen kann augenscheinlich nicht von gegebenen, fertigen Gesichtspunkten aus zergliedert werden, und seine Philosophie ist etwas schwieriger, als man annimmt. Natürlich wird der Verbrecher durch Gefängnisse und durch das Zwangsarbeitssystem nicht gebessert; er wird nur bestraft, und die Gesellschaft wird vor weiteren Attentaten des Bösewichts auf ihre Ruhe sichergestellt. Im Verbrecher aber werden durch das Gefängnis und die härteste Zwangsarbeit nur Haß, Durst nach verbotenen Genüssen und furchtbarer Leichtsinn genährt. Ich bin fest davon überzeugt, daß das berühmte Zellensystem nur ein falsches und trügerisches äußeres Ziel erreicht. Es saugt dem Menschen allen Lebenssaft aus, entnervt seine Seele, schwächt ihn, schüchtert ihn ein und präsentiert sodann die moralisch fast ganz ausgetrocknete Mumie eines halb wahnsinnig Gewordenen der Gesellschaft als Muster der Besserung und der Reue. Gewiß, der sich gegen die Gesellschaft erhebende Verbrecher haßt sie und hält sich selbst fast immer für einen Gerechten, sie aber für schuldig. Es kommt noch hinzu, daß er durch sie bestraft worden ist, und dadurch glaubt er sich

geläutert und nun mit ihr quitt zu sein. Man kann letzten Endes die Sache auch unter solchen Gesichtswinkeln betrachten, daß man fast geneigt sein könnte, den Verbrecher selbst zu entschuldigen. Doch trotz allen möglichen Gesichtswinkeln muß jeder zugeben, daß es Verbrechen gibt, die überall und zu allen Zeiten von Beginn der Welt an nach jedem möglichen Gesetz unbestritten als Verbrechen gegolten haben und als solche gelten werden, solange der Mensch ein Mensch bleibt. Nur hörte ich im Zwangssträflingshause Erzählungen von den allerschrecklichsten, allerunnatürlichsten Taten, von den allerschrecklichsten, allerungeheuerlichsten Morden, die mit dem unbändigsten, dem kindlich-fröhlichsten Gelächter zum besten gegeben wurden.

Insbesondere werde ich die Erinnerung an einen Vatermörder nicht los. Er war Edelmann von Geburt, hatte gedient und galt seinem sechzigjährigen Vater gewissermaßen als verlorener Sohn. Er führte ein ganz wüstes Leben und machte Schulden auf Schulden. Der Vater schränkte ihn ein und redete ihm ins Gewissen; doch der Vater war Besitzer eines Hauses, einer Landwirtschaft, galt als Mann mit Geld, und der Sohn — ermordete den Vater aus Gier nach dem Erbe. Das Verbrechen wurde erst nach einem Monat aufgedeckt. Der Mörder selbst hatte der Polizei gemeldet, daß sein Vater verschwunden sei, und daß er nicht wisse, wohin er sich begeben haben könnte. Den ganzen Monat hindurch hatte er in der ausschweifendsten Weise gelebt. Endlich fand die Polizei während seiner Abwesenheit die Leiche des Ermordeten auf. Auf dem Hofe befand sich, über dessen ganze Länge hinlaufend, ein Abflußgraben für Schmutzwasser, der mit Brettern bedeckt war. Der Leichnam lag in diesem Graben; er war bekleidet und geschmückt. Das graue Haupt war vom Rumpf getrennt und wieder daran gedrückt und lag auf einem Kissen, das der Mörder ihm untergeschoben hatte. Er war nicht geständig; er wurde seiner Adelsvorrechte und seines Ranges entkleidet und zu zwanzig Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Während der ganzen Zeit, da ich mit diesem Menschen zusammenlebte, befand er sich in der ausgezeichnetsten, in der heitersten Gemütsstimmung. Er war ein im höchsten Grade unsinniger, leichtfertiger und unvernünftiger Mensch, obgleich durchaus kein Dummkopf. Irgendeine besondere Grau-

samkeit habe ich an ihm nicht bemerkt. Die Arrestanten verachteten ihn nicht wegen seines Verbrechens, an das nicht einmal gedacht wurde, sondern wegen seines albernen Wesens und weil er sich nicht zu benehmen verstand. Im Gespräch gedachte er bisweilen seines Vaters. Einmal, als er vom kräftigen Körperbau erzählte, der in seiner Familie erblich war, fügte er hinzu: „Was meinen Erzeuger anbelangt, so hat er bis an sein Lebensende nie über irgendeine Krankheit geklagt." Eine derartige viehische Gefühllosigkeit ist natürlich ganz unmöglich. Sie ist ein Phänomen. Hier liegt ein Manko im Menschen vor, irgendeine körperliche und moralische Verbildung, wie sie der Wissenschaft noch unbekannt ist, nicht aber ein einfaches Verbrechen. Natürlich glaubte ich nicht an dieses Verbrechen. Doch Leute aus seiner Stadt, die mit allen Einzelheiten seiner Geschichte bekannt sein mußten, hatten mir alles dies erzählt. Die Tatsachen lagen dermaßen klar am Tage, daß ein Zweifel unmöglich schien.

Die Arrestanten hörten einmal, wie er in der Nacht im Traume rief: „Halt ihn, halt ihn! Den Kopf hau' ich ihm ab, den Kopf, den Kopf!"

Fast alle Arrestanten sprachen des Nachts im Schlaf. Schimpfworte, Diebsausdrücke, Messer und Axte kamen ihnen im Traum am häufigsten auf die Zunge. „Wir sind ein geschlagenes Volk" — pflegten sie zu sagen — „wir haben eine zertretene Seele; deswegen schreien wir in den Nächten im Schlaf."

Die staatliche Zwangsarbeit in der Festung war keine Beschäftigung, sondern eine Pflicht: der Arrestant arbeitete sein Pensum ab oder absolvierte die gesetzmäßig vorgeschriebene Stundenzahl und kehrte ins Zwangssträflingshaus zurück. Auf die Arbeit sah man mit Haß. Ohne eine besondere, eigene Beschäftigung, der er mit allen Kräften des Verstandes und der Überlegung sich hingeben konnte, hätte kein Mensch im Zwangssträflingshause leben können. Und wie hätte auch all dieses entwickelte Volk, das mit allen Kräften gelebt hatte und leben wollte, das gewaltsam hier zusammengeschleppt, gewaltsam von der Gesellschaft und vom normalen Leben losgerissen war, hier nach seinem Willen und Begehr normal und gesetzmäßig ein friedliches Zusammenleben führen können? Infolge der Nichts-

tuerei allein schon würden sich in ihm verbrecherische Eigenschaften entwickelt haben, von denen es selbst früher nichts gewußt hatte. Ohne Arbeit, ohne ein gesetzliches, normales Eigentum kann der Mensch nicht leben, fällt er der Entsittlichung anheim, sinkt er zum Tier herab. Und darum hatte auch jeder Gefängnisinsasse dank einem natürlichen Bedürfnis, einem inneren Selbsterhaltungstrieb sein eigenes Handwerk, seine eigene Beschäftigung.

Der lange Sommertag war nahezu gänzlich von der Zwangsarbeit ausgefüllt, und in der kurzen Nacht blieb kaum Zeit zum Ausschlafen übrig. Dagegen mußten im Winter gewöhnlich schon bei Einbruch der Dämmerung die Sträflinge im Gefängnis eingeschlossen werden. Was sollten sie während der langweiligen, langen Winterabende nun tun? Und deshalb verwandelte sich jede Kaserne, ungeachtet des Verbots, in eine riesige Werkstätte. Arbeit, Beschäftigung an sich waren nicht verboten: doch war es streng verboten, im Zwangssträflingshause Instrumente zu besitzen; ohne diese aber war jede Arbeit unmöglich. Man arbeitete daher leise, und es schien, als richteten die Beaufsichtigungsorgane zuweilen darauf kein besonderes Augenmerk. Viele von den Arrestanten kamen ins Zwangssträflingshaus, ohne etwas gelernt zu haben; doch hier lernten sie bei den anderen und kehrten später als tüchtige Handwerker in die alte Freiheit zurück. Es gab hier Schuhmacher und Schneider, Tischler und Schlosser, Graveure und Vergolder; es war auch ein Jude da, Isai Bumstein mit Namen, ein Juwelier, der auch Wuchergeschäfte machte. Alle arbeiteten sie und verdienten sich ein paar Kopeken. Bestellungen auf Arbeit erhielt man aus der Stadt. Geld ist in Metall geprägte Freiheit, und darum hat es für den der Freiheit beraubten Menschen einen zehnfachen Wert. Sobald Geld in seiner Tasche klimpert, fühlt er sich schon zur Hälfte getröstet, wenn er es auch nicht leicht ausgeben kann.. Doch Geld kann immer und überall ausgegeben werden, und dies um so mehr, als die verbotene Frucht doppelt süß ist. Und im Zwangssträflingshause war sogar Branntwein erhältlich. Pfeifen waren aufs strengste verboten, doch alle rauchten sie. Geld und Tabak bewahrten vor Skorbut und anderen Krankheiten, während die Arbeit vor Verbrechen be-

wahrte: ohne Arbeit hätten die Sträflinge sich gegenseitig aufgefressen wie Spinnen im Glase. Doch ungeachtet dessen waren sowohl Arbeit wie Geld verboten. Oftmals wurden des Nachts unerwartete Durchsuchungen vorgenommen, wobei alles Verbotene konfisziert wurde; und wie das Geld auch versteckt werden mochte — bisweilen fiel es den Durchsuchenden doch in die Hände. Daher kam es denn, daß es nicht gespart, sondern rasch vertrunken wurde; und daher gab es im Zwangssträflingshause eben Branntwein. Nach jeder Durchsuchung wurde übrigens der Ertappte, abgesehen davon, daß ihm alles fortgenommen wurde, in der Regel noch empfindlich bestraft. Doch nach jeder Durchsuchung wurde das Konfiszierte sogleich wieder neu angeschafft, und alles blieb beim Alten. Die vorgesetzte Behörde wußte das, und die Sträflinge murrten nicht wegen der Bestrafungen, obgleich ein solches Leben dem Leben von Menschen glich, die sich auf dem Vesuv niedergelassen haben.

Wer kein Handwerk betrieb, beschäftigte sich auf andere Weise, um Geld zu verdienen. Es gab da recht originelle Methoden. So beschäftigten sich einige nur mit dem Ankauf verschiedenster Gegenstände. Es wurden zuweilen Sachen verkauft, von denen kein Mensch jenseits des Zwangssträflingshauses sich hätte vorstellen können, daß man sie kaufen und wieder verkaufen werde, ja daß sie überhaupt noch Sachen darstellten. Doch die Arrestantengesellschaft war sehr arm und außerordentlich erwerbsbeflissen. Der wertloseste Lappen hatte seinen Wert und fand seine Verwendung. Wegen der allgemeinen Armut hatte auch das Geld im Zwangssträflingshause einen ganz anderen Wert als draußen. Eine große und komplizierte Arbeit wurde mit einigen Kopeken bezahlt. Manche gaben sich mit Erfolg mit Wuchergeschäften ab. Der Arrestant, der das Seinige durchgebracht und auf den Hund gekommen war, trug seine letzten Habseligkeiten zum Wucherer und erhielt dafür einige wenige Kupfermünzen zu furchtbar hohem Prozentsatz. Löste er das Pfand nicht zum Termin ein, so wurde dieses unverzüglich und erbarmungslos verkauft. Der Wucher gedieh dermaßen üppig, daß als Pfand sogar dem Staat gehörende Gegenstände, z. B. gelieferte Wäsche, Schuhzeug usw., Dinge, die jeder Arrestant in jedem Augenblick brauchte, angenommen

wurden. Doch bei Leihgeschäften dieser Art nahm die Sache auch eine andere, übrigens nicht unerwartete Wendung: der Pfandnehmer und sein Kunde gingen sofort und ohne große Unterhandlungen zum ältesten Unteroffizier, dem unmittelbaren Vorgesetzten des Zwangssträflingshauses, und machten ihm Mitteilung von der Verpfändung des Staatseigentums; die Sachen wurden dem Pfandleiher dann sogleich fortgenommen, ohne daß darüber der höheren Instanz Meldung gemacht wurde. Es ist bemerkenswert, daß es hierbei zuweilen gar nicht einmal Streit gab; der Pfandleiher gab schweigend und grämlich zurück, was er zurückzugeben hatte; es war sogar, als habe er selbst erwartet, daß die Sache so auslaufen werde. Möglich, daß er sich im geheimen sagte, an Stelle des Versetzenden hätte er es auch nicht anders gemacht. Und wenn er hinterher seinem Ärger mit Schimpfen Luft machte, so tat er dies ohne jeden Groll, sozusagen nur zur Erleichterung des Gewissens.

Überhaupt bestahlen hier alle einander ganz furchtbar. Fast ein jeder hatte seinen verschließbaren Kasten zur Aufbewahrung der dem Staate gehörenden Sachen. Dies war erlaubt, doch boten die Kasten keine Sicherheit. Ich denke, man wird sich wohl selbst vorstellen können, was für geschickte Diebe es hier gab. Mir stahl ein Arrestant, ein Mensch, der mir aufrichtig ergeben war (ich sage dies ohne jede Übertreibung), meine Bibel, das einzige Buch, das im Sträflingshause erlaubt war. Er gestand es mir noch am selben Tage selbst ein, doch nicht aus Reue, sondern aus Mitleid mit mir, weil ich sie lange suchte.

Es gab bei uns Leute, die mit Branntwein handelten und rasch reich wurden. Über diesen Handel werde ich später besonders berichten; er ist recht bemerkenswert. Im Zwangssträflingshause befanden sich viele wegen Schmuggels Verurteilte. Es ist daher kein Wunder, auf welche Weise bei der bei uns bestehenden Kontrolle und Bewachung Branntwein zu uns gelangte. Ich möchte hier darauf hinweisen, daß der Schmuggel seiner ganzen Art nach ein besonderes Verbrechen darstellt. Könnte man sich beispielsweise vorstellen, daß Geld und Gewinn bei so manchem Schmuggler nur eine untergeordnete Rolle spielen, erst in zweiter Linie stehen? Doch es ist in der Tat so. Der Schmuggler treibt sein Gewerbe aus Liebe zur Sache, aus

Beruf. Er ist in gewissem Sinne Poet. Er riskiert alles, er setzt sich der äußersten Gefahr aus, er verstellt sich, er ist erfinderisch, er weiß sich aus der Patsche zu ziehen; zuweilen handelt er sogar wie auf höhere Eingebung. Diese Leidenschaft ist nicht minder stark als die zum Kartenspiel. Ich kannte im Sträflingshause einen Arrestanten von riesigem Körperbau, der dabei so sanft, still und friedfertig war, daß man sich gar nicht vorstellen konnte, auf welche Weise er ins Gefängnis hatte kommen können. Er war bis zu dem Grade gutmütig und verträglich, daß er sich während seiner ganzen, langen Haftzeit mit niemand gestritten hat. Er stammte von der Westgrenze und war wegen Schmuggels verurteilt. Doch hier konnte er es nicht anders aushalten, als daß er begann, Branntwein bei uns einzuschmuggeln. Wie oft wurde er dafür bestraft, und wie sehr fürchtete er die Ruten! Ja das Einschmuggeln des Branntweins brachte ihm einen denkbar geringen Gewinn. Am Branntwein bereicherte sich allein der Unternehmer des Handels. Der merkwürdige Mensch liebte die Kunst um der Kunst willen. Er neigte zu Tränen wie ein Frauenzimmer, und wie viele Male nach der Bestrafung hat er nicht mit allen Eiden geschworen, den Schmuggel aufzugeben Mutig hielt er sich bisweilen einen ganzen Monat lang im Zaum; aber zuletzt konnte er es doch nicht unterlassen . . . Dank Leuten dieses Schlages ging der Branntwein im Zwangssträflingshause nie aus.

Zuletzt war noch eine Einnahmequelle da, die die Arrestanten zwar nicht bereicherte, die aber eine ständig fließende und segensreiche war. Sie bestand in milden Gaben. Unsere höhere Gesellschaft hat keine Ahnung, in welchem Grade die Kaufleute die Kleinbürger und unser gesamtes Volk für die „Unglücklichen“ sorgen. Die milden Gaben fließen ununterbrochen; sie bestehen in Brot, in Weizengebäck verschiedener Art, weit seltener in Geld. Ohne sie wäre die Lage der Arrestanten an vielen Orten gar zu schwer, insbesondere die der in Untersuchungshaft Befindlichen, die weit strenger gehalten werden als die bereits vom Gericht Abgeurteilten. Die milden Gaben werden von den Arrestanten christlich geteilt. Wenn es nicht für alle reicht, so werden die Kringel in gleiche, zuweilen sogar in sechs Teile geschnitten, und jeder Häftling bekommt unbedingt

sein Stück. Ich erinnere mich, wie ich zum erstenmal ein Almosen empfing. Es war kurz nach meinem Einzug im Zwangssträflingshause. Ich kehrte von der Morgenarbeit allein mit meinem Begleitsoldaten zurück. Da kam mir eine Mutter mit ihrer Tochter entgegen, einem zehnjährigen Mädelchen, das schön war wie ein kleiner Engel. Ich hatte sie schon einmal früher gesehen. Die Mutter war eine Soldatenwitwe. Ihr Mann, ein junger Soldat, war vors Gericht gekommen, doch im Hospital, in der Arrestantenanstalt, gestorben, und zwar während derselben Zeit, da ich dort krank lag. Die Frau und die Tochter waren zu ihm gekommen, um ihm Lebewohl zu sagen; beide weinten zum Erbarmen. Als das Mädchen meiner jetzt ansichtig wurde, errötete es und flüsterte der Mutter etwas zu; diese blieb sogleich stehen, suchte aus ihrem Bündelchen eine Viertelkopeke hervor und gab sie dem Mädelchen, das mir nachstürzte. „Da, du Unglücklicher, hast du um Christi willen eine Kopeke!" rief sie, mich einholend und mir die Münze in die Hand steckend. Ich nahm ihre Kopeke, und die Kleine kehrte sehr befriedigt zur Mutter zurück. Diese Kopeke habe ich lange bei mir aufbewahrt.

2

Erste Eindrücke

Der erste Monat und überhaupt die Anfangszeit meines Aufenthalts im Zwangssträflingshause stehen mir jetzt deutlich in der Erinnerung. Meine darauffolgenden Sträflingsjahre haben sich in meinem Gedächtnis weit mehr verwischt. Manche sind gleichsam gänzlich ausgelöscht, sind durcheinandergeflossen und haben bei mir nur einen Gesamteindruck hinterlassen: den der Schwere, der Eintönigkeit, des Beklemmenden.

Doch alles, was ich in den ersten Tagen meiner Zwangsarbeitszeit durchlebt habe, steht heute noch so lebhaft vor mir, als sei es erst gestern gewesen. Doch so muss es auch sein.

Deutlich erinnere ich mich, daß ich vom ersten Schritt an, den ich in dieses Leben hineintat, durch den Umstand überrascht

wurde, daß ich darin nichts besonders Überraschendes, Ungewöhnliches oder, besser gesagt, Unerwartetes fand. Mir war, als sei dies alles früher an meiner Phantasie mit Blitzeseile vorübergezogen, als ich beim Betreten des sibirischen Bodens mich bemühte, mein Schicksal im voraus zu erraten. Allein schon bald begann fast bei jedem Schritt eine unendliche Menge gänzlich unerwarteter Seltsamkeiten und ungeheuerlichster Tatsachen meine Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Und erst in der Folgezeit, nachdem ich schon ziemlich lange im Zwangssträflingshause zugebracht hatte, begriff ich vollkommen die ganze Eigenartigkeit, das gänzlich Unerwartete einer solchen Existenz und staunte immer mehr darüber. Ich muß bekennen, daß dieses Staunen mich durch all die lange Dauer meiner Zwangsarbeitszeit begleitet hat; ich vermochte mich nie damit auszusöhnen.

Mein erster Eindruck beim Betreten des Zwangssträflingshauses war im allgemeinen ein im höchsten Grade widriger; doch trotzdem — wie merkwürdig doch — schien mir, es lasse sich im Zwangssträflingshause weit leichter leben, als ich es mir unterwegs vorgestellt hatte. Die Sträflinge gingen, wenn sie auch Fesseln trugen, frei im ganzen Hause herum, stritten sich, sangen Lieder, arbeiteten für sich, rauchten Pfeifen, ja tranken sogar Branntwein (wenn es auch nur sehr wenige waren), und des Nachts pflegten einige sich dem Kartenspiel hinzugeben. Die Arbeit selbst kam mir beispielweise gar nicht so schwer, gar nicht als „Zwangsarbeit" vor, und erst ziemlich viel später erriet ich, daß die Schwere, der Zwangsarbeitscharakter dieser Arbeit nicht sowohl in ihrer Mühseligkeit und Ununterbrochenheit bestehe, als vielmehr darin, daß sie eine „aufgezwungene", eine obligatorische ist, eine Arbeit unter der Fuchtel. Der freie Bauer arbeitet wohl unvergleichlich mehr, bisweilen sogar des Nachts, insonderheit des Sommers, doch er arbeitet für sich, arbeitet für einen vernünftigen Zweck und hat es daher viel leichter als der Zwangssträfling bei der ihm aufgezwungenen und für ihn gänzlich nutzlosen Arbeit. Mir kam einmal der Gedanke, daß, wenn man einen Menschen gänzlich am Boden halten, ihn gänzlich vernichten, ihn mit der furchtbarsten Strafe belegen wollte, so daß selbst der blutigste Mörder vor einer solchen Strafe von Anfang an zurückschrecken müßte — daß man dann seiner Arbeit

den Charakter absoluter Zwecklosigkeit, absoluter Sinnlosigkeit geben müsse. Ist auch die heute übliche Zwangsarbeit uninteressant und langweilig für den Sträfling, ist sie doch an sich als Arbeit vernünftig: der Sträfling fertigt Ziegel an, gräbt Erde, mauert und baut; diese Arbeit hat Sinn und Zweck. Der Zwangsarbeiter findet an ihr bisweilen sogar Interesse und bemüht sich, geschickter, schneller und besser zu arbeiten. Doch wollte man ihn zwingen, beispielsweise Wasser aus einem Kübel in einen anderen zu gießen und aus dem zweiten wieder in den ersten zurück, oder Sand in einem Mörser zu stoßen, oder eine Last Erde von einer Stelle an die andere zu schleppen und wieder zurück — ich glaube, der Sträfling würde sich schon nach einigen Tagen aufhängen oder würde tausend Verbrechen begehen, bloß um zu sterben und solcher Erniedrigung, solcher Schande und Qual zu entrinnen. Natürlich würde eine Bestrafung dieser Art zu einer Folter, einer Rache, und würde sinnlos sein, weil mit ihr kein vernünftiger Zweck verbunden wäre. Da nun aber ein Teil solcher Folter und Sinnlosigkeit, solcher Erniedrigung und Schande unbedingt in jeder aufgezwungenen Arbeit steckt, so ist auch die Zwangsarbeit gerade darum, weil sie etwas Aufgezwungenes darstellt, unvergleichlich quälender als eine freiwillige.

Ich kam übrigens im Winter, im Dezember, ins Zwangssträflingshaus und hatte noch keine Vorstellung von der Sommerarbeit, die fünfmal so schwer ist. Im Winter gab es auf unserer Festung überhaupt wenig staatliche Arbeiten. Die Arrestanten gingen zum Irtysch, um alte, dem Staat gehörige Barken zu Holz zu zerschlagen, arbeiteten in den Werkstätten, schaufelten den von den Stürmen aufgewehten Schnee von den öffentlichen Gebäuden fort, brannten und stießen Alabaster usw. Der Wintertag war kurz, die Arbeit war rasch zu Ende, und unser ganzes Volk kehrte früh nach Hause zurück, wo es keine Beschäftigung hatte, wenn sich nicht zufällig eine eigene Arbeit fand. Aber mit eigener Arbeit beschäftigte sich wohl nur der dritte Teil der Arrestanten; die übrigen jedoch faulenzten, schlenderten ziellos in sämtlichen Kasernen herum, zankten sich, zettelten Intrigen gegeneinander an, klatschten; wer noch Geld in der Tasche entdeckte, der betrank sich, und des Nachts wurde das

letzte Hemd beim Kartenspiel verspielt. Dies alles geschah aus Langeweile, weil keine Arbeit da war, weil man nichts zu tun hatte. Später gelangte ich zu der Erkenntnis, daß es außer dem Freiheitsverlust, außer der aufgezwungenen Arbeit im Leben der Zwangssträflinge noch eine Qual gibt, die vielleicht noch unerträglicher ist als alle übrigen. Das ist das gezwungene allgemeine Zusammenleben. Ein Zusammenleben gibt es natürlich auch anderswo; doch ins Zwangssträflingshaus kommen Leute, mit denen zusammenzuleben nicht jeder Lust hat. Ich bin überzeugt davon, daß jeder Sträfling diese Qual empfunden hat, obgleich natürlich größenteils nur unbewußt.

Auch das Essen schien mir recht ausreichend zu sein. Die Arrestanten versicherten, ein solches Essen gebe es in den Arrestantenkompanien des europäischen Rußland nicht. Ich möchte darüber nicht urteilen, da ich dort nicht gewesen bin. Überdies hatten viele die Möglichkeit, ihr eigenes Essen zu haben. Rindfleisch kostete bei uns einen Groschen*) das Pfund, im Sommer drei Kopeken. Doch eigenes Essen konnten nur die sich leisten, die beständig bei Gelde waren; die Mehrzahl der Arrestanten aß die vorgeschriebene Sträflingskost. Übrigens meinten die Arrestanten, wenn sie sich lobend über das Essen äußerten, lediglich das Brot und priesen den Umstand, daß es bei uns nicht nach Gewicht verabfolgt wurde; bei der Austeilung nach Gewicht wäre nämlich ein Drittel der Leute hungrig geblieben; so aber hatte jeder sein Teil. Unser Brot war ganz besonders schmackhaft und dieserhalb in der ganzen Stadt berühmt. Man führte dies auf den gelungenen Bau der Öfen unseres Zwangssträflingshauses zurück. Die Kohlsuppe dagegen war sehr unansehnlich. Sie wurde in einem einzigen, großen Kessel unter Zugabe von Grütze gekocht und schmeckte besonders an den Wochentagen dünn und mager. Mich entsetzte die in ihr herumschwimmende ungeheure Anzahl von großen, schwarzen Schaben. Doch die Arrestanten ließen sich dadurch nicht stören.

Die ersten drei Tage ging ich nicht zur Arbeit; so hielt man es mit jedem Neuangekommenen: man gab ihm Zeit, sich von der Reise auszuruhen. Doch am andern Tage mußte ich das

*) Der frühere russische „Groschen" galt zwei Kopeken = vier deutsche Pfennige.

Haus verlassen, um „eingeschmiedet“ zu werden. Meine Fesseln unterschieden sich von den üblichen, indem sie aus Ringen bestanden; sie wurden über den Kleidern getragen. Die sonst üblichen Fesseln, die der Arbeit angepaßt waren, bestanden nicht aus Ringen, sondern aus vier fingerdicken Eisenstäben, die durch drei Ringe miteinander verbunden waren. Sie mußten unter den Hosen angelegt werden. An dem mittleren Ringe befand sich ein Lederriemen, der wieder an dem unmittelbar über dem Hemd befindlichen Gürtelriemen befestigt wurde.

Ich erinnere mich meines ersten Morgens in der Kaserne. In der Wachtstube am Tor des Sträflingshauses ertönte die Wecktrommel, und etwa zehn Minuten später begann der wachthabende Offizier mit dem Aufschließen der Tore. Man hatte allmählich ausgeschlafen. Bei dem trüben Schein einer Talgkerze (wie sie sechs Stück auf ein Pfund gehen) erhoben wir uns, vor Kälte zitternd, von unsern Pritschen. Die meisten von uns waren schweigsam und schlecht gelaunt. Man gähnte, reckte sich und furchte die Stirnen mit dem Brandzeichen. Manche bekreuzigten sich, während andere sich bereits in die Haare gerieten. Die Luft war zum Ersticken. Der frische Winterwind drang durch die Tür, sobald diese geöffnet wurde, und wälzte sich wie eine Dampfwolke durch die Kaserne. Bei den Wassereimern drängten sich die Arrestanten zuhauf; der Reihe nach nahmen sie die Schöpfkelle in die Hand und Wasser in den Mund und wuschen sich Gesicht und Hände mit diesem Wasser aus dem Munde. Das Wasser war schon am Abend vorher vom Kasernenreiniger fertig hingestellt worden. In jeder Kaserne war nach dem Reglement ein Arrestant, der von der Gesamtheit seiner Kameraden für den Kasernendienst gewählt wurde. Er hieß der „Paraschnik“ und brauchte nicht mit den anderen auf die Arbeit zu gehen. Seine Beschäftigung war, die Kaserne sauber zu halten, die Pritschen und Dielen zu scheuern und abzukratzen, den Nachtkübel hereinzubringen und wieder hinauszuschaffen und für Wasser Sorge zu tragen. Es wurden täglich zwei Eimer voll geliefert: des Morgens einer zum Waschen und am Tage einer mit Trinkwasser. Wegen der Schöpfkelle, die nur in einem Stück vorhanden war, begannen sogleich Zänkereien.

„Wohin kriechst du, Kerl! Halt!" brummte ein verdrießlich dreinschauender, langer, hagerer Arrestant mit bräunlichem Gesicht und auffallenden Wölbungen des glattrasierten Schädels, indem er einem anderen, dicken, stämmigen Arrestanten mit fröhlichem, rotem Gesicht einen Stoß versetzte.

„Was schreist du denn? Für dein „Halt' wird bei uns Geld gezahlt; mach, daß du selbst fortkommst! Hat sich da ein Monument breit aufgestellt! Das heißt, Brüder, von Fortikultität*) ist bei ihm keine Spur vorhanden."

Die „Fortikultität machte einen gewissen Effekt; viele lachten laut. Das hatte der lustige Dicke nur beabsichtigt. Er spielte in der Kaserne augenscheinlich die Rolle eines freiwilligen Spaßmachers. Der lange Arrestant sah ihn mit tiefster Verachtung an.

„Blattlaus!" sagte er, gleichsam zu sich selbst sprechend. „Hat der Kerl sich am Gefangenenbrot einen Wanst angefressen! Würde froh sein, wenn es beim ersten Fleischessen nach dem Fasten zwölf Ferkel gäbe!"

„Was bist du denn für ein Vogel?" rief der andere, dem plötzlich die Röte ins Gesicht fuhr.

„Das ist es eben, daß ich ein Vogel bin."

„Was für einer?"

„Eben einer!"

„Was für einer denn?"

„Wie schon gesagt, eben einer!"

„Ja, welch einer aber?"

Beide bohrten sie ihre Augen einer in den anderen hinein. Der Dicke wartete auf eine Antwort und preßte die Fäuste zusammen, als wollte er sogleich eine Schlägerei beginnen. Ich dachte auch in der Tat, daß es zu einer Schlägerei kommen werde. Für mich war das alles neu, und ich sah interessiert zu. Doch später erfuhr ich, daß alle ähnlichen Szenen außerordentlich harmlos seien und wie in der Komödie zur allgemeinen Belustigung sich abspielten. Bis zur Schlägerei pflegte es fast nie zu kommen. Dies alles war recht charakteristisch und spiegelte die Sitten des Sträflingshauses wider.

---

*) Das verstümmelte russische Wort ist unübersetzbar.

Der lange Arrestant stand ruhig und majestätisch da. Er fühlte, daß man auf ihn sehe und warte, ob er sich mit seiner Antwort blamieren werde oder nicht. Er fühlte, daß er sich würdig benehmen, daß er beweisen müsse, daß er in der Tat ein Vogel sei, und daß er zeigen müsse, was für einer. Mit unbeschreiblicher Verachtung sah er seinen Gegner von der Seite an, indem er sich bemühte, ihn über die Schulter von oben herab zu mustern, wie man ein kleines Käferchen betrachtet, um das Beleidigende des Blickes noch zu steigern. Dann sagte er langsam und vernehmlich:

„Ein Kagan!"

„Also er ist ein Vogel Kagan." Eine laute Lachsalve begrüßte die Schlagfertigkeit des Arrestanten.

„Ein Schweinehund bist du, aber kein Kagan!" schrie der Dicke voller Wut. Er fühlte, daß er übel abgeschnitten habe, was ihn förmlich wild machte.

Doch sobald der Streit eine gefährliche Wendung anzunehmen drohte, wurden die beiden Kämpen sofort zur Besinnung gebracht.

„Was faucht ihr euch an!" schrie die ganze Kaserne auf sie ein.

„Keilt euch doch lieber, als daß ihr euch die Mäuler zerreißt!" rief jemand im Hintergrunde.

„Holla, nun geht's los!" echote es.

„Bei uns gibt's ein rasches, hitziges Volk. Ihrer sieben fürchten nicht einen!"

„Beide sind sie wirklich gut. Der eine ist wegen eines Pfundes Brot ins Zwangssträflingshaus gekommen, und der andere —"

„Was ist denn los? Genug gelärmt!" rief jetzt der Invalide dazwischen, der über die Ordnung in der Kaserne zu wachen hatte und deshalb in einer Ecke auf einem besonderen Lager schlief.

„Wasser, Kinder! Newalid Petrowitsch ist aufgewacht! Wasser dem Herzensbruder Newalid Petrowitsch!"

„Bruder? . . . Was für ein Bruder bin ich dir? Keinen Rubel haben wir gemeinsam vertrunken, und da sollen wir

Brüder sein?" brummte der Invalide, indem er seinen Mantel anzuziehen begann.

Man hielt sich zur Kontrolle bereit; es begann hell zu werden. In der Küche versammelte sich ein dichter Knänel von Menschen. Die Arrestanten mit ihren Pelzmützen und Halbpelzen drängten sich zum Brot, das ihnen von einem der Köche zurechtgeschnitten wurde. Die Köche wurden ebenfalls von der Sträflingsgenossenschaft gewählt, und zwar für jede Küche zwei. Bei ihnen wurde auch das Küchenmesser zum Schneiden von Brot und Fleisch aufbewahrt. Es war das einzige Messer in der ganzen Küche. Überall in den Winkeln und bei den Tischen hatten die Arrestanten in ihren Mützen und Halbpelzen Platz genommen. Sie waren gegürtet und bereit, sogleich zur Arbeit abzumarschieren. Vor einigen standen kleine Holzschüsseln mit Kwas, in den Brot gebrockt wurde, ehe man ihn mit Löffeln zu essen begann. Ein unausstehlicher Lärm war im Raum; doch einige unterhielten sich vernünftig und leise in den Winkeln.

Grüßend nahte sich ein junger Arrestant einem alten, verdrießlich dreinschauenden, zahnlosen, ihm „gesegnete Mahlzeit" zurufend, und setzte sich zu ihm.

Der andere erwiderte den Gruß, ohne aufzusehen, und fuhr fort mit seinen zahnlosen Gaumen sein Brot zu kauen.

„Ich dachte schon, seist gestorben, Antonitsch; wirklich, ich dachte es."

Nein, stirb du nur zuerst. Nach dir komme ich erst."

Ich nahm neben ihnen Platz. Mir zur Rechten unterhielten sich zwei sehr gesetzte Arrestanten, sichtlich bemüht, einer dem andern gegenüber seine Würde zu wahren.

„Bei mir, Bruder," sagte der eine, „kann nichts gestohlen werden. Ich fürchte, ich könnte eher selbst etwas stehlen."

„Nun, auch bei mir nimmst du mit bloßer Hand nichts. Da würdest du dich verbrennen."

„Nanu, wie denn? Was könntest du einem denn anhaben? Bist doch selbst genau solch ein Zwangssträfling . . . da bestiehlt das Frauenzimmer dich und kennt dich später nicht einmal mehr! Auf diese Weise sind auch meine Kopeken fort. Da kommt sie neulich selbst an. Wo sollte ich mit ihr hin? Bat zuerst

Fedka, den Henker, sie aufzunehmen; er hatte in der Vorstadt ein Haus, das er von Salomonka, dem Juden, diesem Greuel, gekauft hatte, demselben, der sich später erhängt hat."

„Weiß es wohl. Er hatte bei uns drei Jahre zurück eine Schenke; wurde Grischka von der schwarzen Schenke genannt. Ist mir bekannt."

„Dennoch weißt du es nicht; das ist eine andere schwarze Schenke gewesen."

„Was du da behauptest! Scheinst alles besser zu wissen. Da kann ich dir so viel Zeugen holen, wie du nur willst."

„Du wirst sie holen? Wer bist du denn eigentlich? Und gegen mich?

„Gegen dich! Habe ich dir denn nicht schon Hiebe gegeben und rühme mich dessen nicht? Da kommst du noch mit mir streiten!"

„Du mir Hiebe gegeben! Noch ist der nicht geboren, der mir Hiebe gibt. Und wer's getan hat, der liegt in der Erde."

„Da hole dich die türkische Pest!"

„Dich soll die sibirische Pest fressen!"

„Ein Säbelhieb übers Maul wäre das Richtige für dich!"

Und ein wütendes Schimpfen ging los.

„Was ist denn los! Da toben sie wieder!" rief man ringsum.

„In der Freiheit verstanden sie nicht zu leben! Müßten froh sein, jetzt Gefängnisbrot zu haben!"

Man reißt die Streitenden sogleich auseinander. Zu schimpfen, mit der Zunge zu „dreschen", ist erlaubt. Dies dient zum Teil den übrigen zur Belustigung. Doch bis zur Schlägerei läßt man es nicht immer kommen, und wohl nur in Ausnahmefällen werden die Gegner miteinander handgemein. Solch eine Schlägerei wird dem Major gemeldet; es wird eine Untersuchung eingeleitet, der Major erscheint in Person — mit einem Wort, es wird niemand gut ergehen, und aus diesem Grunde werden keine Schlägereien geduldet. Sogar die Gegner selbst hacken aufeinander mehr zum Vergnügen, zur Übung im Stil los. Nicht selten führen sie sich gegenseitig an, beginnen in furchtbarer Hitzigkeit, in rabiater Weise, so daß man schon glaubt, sie würden im nächsten Augenblick sich an die Kehle fahren; doch nichts dergleichen geschieht. Die Sache gedeiht bis zu

einem bestimmten Punkt, und sofort wird haltgemacht. Dies alles machte mich in der ersten Zeit außerordentlich staunen. Ich habe hier mit Absicht ein Beispiel der allergewöhnlichsten Unterhaltungen der Zwangssträflinge angeführt. Ich konnte mir zuerst gar nicht vorstellen, daß man sich zum Vergnügen schimpfen, darin eine Belustigung, eine beliebte Übung, etwas Angenehmes finden könne. Übrigens muß man auch die Ruhmsucht nicht vergessen: der die Dialektik des Schimpfens Beherrschende erfreute sich großer Achtung. Man klatschte ihm fast Beifall zu wie einem Schauspieler.

Schon seit gestern abend bemerkte ich, daß man mich schief ansehe. Ich hatte schon einige finstere Blicke aufgefangen. Anderseits aber lungerten andere Arrestanten um mich herum, in der Vermutung, ich könnte Geld mitgebracht haben. Sie fingen sogleich an sich mir gefällig zu erweisen; wollten mir zeigen, wie man die neuen Fesseln zu tragen habe, verschafften mir, natürlich für Geld, einen kleinen Kasten mit einem Schloß für die mir bereits ausgehändigten Gefängnissachen, sowie einige Wäschestücke, die ich ins Zwangssträflingshaus mitgebracht hatte. Doch schon am andern Tage stahlen sie sie mir und vertranken sie. Einer von ihnen war mir später ergebener als alle anderen, obgleich er nicht aufhörte mich bei jeder passenden Gelegenheit zu bestehlen. Er tat dies ohne jegliche Gewissensbisse, fast unbewußt, als ob es seine Pflicht wäre, und man konnte ihm unmöglich böse deswegen sein.

Unter anderem belehrten sie mich darüber, daß ich meinen eigenen Tee haben müsse, daß es nicht übel wäre, auch eine eigene Teekanne anzuschaffen; einstweilen besorgten sie mir eine geliehene und empfahlen mir den Gefängniskoch, indem sie erklärten, daß er mir für dreißig Kopeken monatlich alles kochen werde, was ich wünschte, für den Fall, daß ich besonders essen und mir Proviant kaufen wolle. Selbstverständlich liehen sie von mir Geld, und jeder einzelne kam schon am ersten Tage, um mich zwei- oder dreimal anzuborgen.

Auf ehemalige Edelleute sieht man in der Zwangsarbeit im allgemeinen scheel und mißgünstig.

Obgleich diese bereits aller ihrer Standesrechte verlustig gegangen und den übrigen Sträflingen völlig gleichgestellt sind,

erkennen die Sträflinge sie doch niemals als ihre Kameraden an. Dies geschieht nicht etwa aus bewußter Voreingenommenheit, sondern ganz aufrichtig und ohne jede eigentliche Absicht. Sie erkannten uns aufrichtig als Edelleute an, obwohl sie es gleichzeitig liebten, uns damit zu necken, daß wir gefallen waren.

„Nein, nun ist,s genug! Nun haltgemacht! Der Peter, der ehemals stolz durch Moskau fuhr, dreht jetzt Hanfseile!" — und was der Liebenswürdigkeiten mehr waren, mit denen sie uns beehrten.

Mit Genugtuung schauten sie auf unsere Leiden, die wir ihnen nicht zu zeigen suchten. Insbesondere bekamen wir in der ersten Zeit bei der Arbeit von ihnen Schelte zu hören, weil wir nicht so arbeitskräftig waren wie sie, und weil wir sie nicht wie gehörig unterstützen konnten. Es ist nichts schwerer, als sich das Vertrauen des Volkes zu gewinnen (und noch dazu eines solchen Volkes) und seine Liebe zu erwerben.

Unter den Zwangssträflingen waren mehrere Edelleute; zunächst fünf polnische. Von ihnen werde ich später besonders sprechen. Die Sträflinge konnten die Polen ganz und gar nicht leiden, weniger noch als die verschickten russischen Edelleute. Die Polen (ich spreche nur von den politischen Verbrechern) behandelten sie mit einer gewissen, gezierten, beleidigenden Höflichkeit, waren äußerst zurückhaltend gegenüber den Arrestanten und vermochten auf keine Weise ihren Abscheu vor ihnen zu verbergen. Diese fühlten das sehr gut heraus und zahlten ihnen mit gleicher Münze zurück.

Ich mußte nahezu zwei Jahre im Zwangssträflingshause leben, ehe ich die Neigung einiger Verschickten gewann. Doch der größte Teil von ihnen gewann mich zuletzt lieb und erkannte an, daß ich ein „guter" Mensch sei.

Von russischen Edelleuten waren außer mir noch vier da. Einer von ihnen war eine niedrige und gemeine Kreatur, furchtbar liederlich und ein Spion und Denunziant von Beruf. Ich hatte von ihm schon gehört, ehe ich ins Zwangssträflingshaus kam, und brach gleich in den ersten Tagen allen Verkehr mit ihm ab. Ein zweiter war derselbe Vatermörder, von dem ich schon in diesen meinen Aufzeichnungen gesprochen habe. Der dritte war Akim Akimytsch; selten habe ich einen solchen

Sonderling gesehen, wie dieser Akim Akimytsch einer war. In scharfen Umrissen hat er sich meinem Gedächtnis eingeprägt. Er war hochgewachsen, hager, von beschränktem Verstande, furchtbar ungebildet, ein großer Räsonneur und gewissenhaft wie ein Deutscher. Die Sträflinge machten sich lustig über ihn; doch manche fürchteten sich mit ihm anzubinden, und zwar wegen seines streitsüchtigen, anspruchsvollen und zänkischen Charakters. Gleich von Anfang an stellte er sich mit ihnen auf den gleichen Fuß, schimpfte und prügelte sich sogar mit ihnen herum. In bezug auf Ehrlichkeit konnte er als ein Phänomen bezeichnet werden. Sobald er eine Ungerechtigkeit bemerkte, mischte er sich sofort ein, und wenn die Sache ihn auch gar nichts anging. Naiv war er im höchsten Grade: wenn er sich beispielsweise mit den Arrestanten herumzankte, warf er ihnen bisweilen vor, daß sie Diebe seien, und ermahnte sie ernsthaft, nicht zu stehlen. Er hatte im Kaukasus als Fähnrich gedient. Wir traten schon am ersten Tage miteinander in Verkehr, und er erzählte mir sogleich seine Geschichte. Er hatte seine Dienstzeit im Kaukasus als Junker in einem Infanterieregiment begonnen, hatte sich lange gequält, ehe er endlich zum Offizier befördert wurde, und war dann als älterer Befehlshaber nach einer Gebirgsfestung geschickt worden. Einer der benachbarten, friedlich gesinnten, einheimischen, kleinen Fürsten steckte seine Festung in Brand und machte einen nächtlichen Überfall auf sie, der jedoch mißlang. Akim Akimytsch war schlau und ließ sich ganz und gar nicht merken, daß er es wisse, wer der perfide Täter sei. Die Sache wurde den feindlich gesinnten Fürsten in die Schuhe geschoben; doch nach Monatsfrist lud Akim Akimytsch den Fürsten in aller Freundschaft als Gast zu sich ein. Der Geladene kam, nichts ahnend. Akim Akimytsch ließ seine Abteilung ins Gewehr treten, machte dem Fürsten öffentlich Vorwürfe und überführte ihn der Täterschaft; er bewies ihm, daß es schmählich sei, Festungen anzuzünden. Weiter las er ihm eine ausführliche Vorschrift vor, wie ein friedlich gesinnter Fürst sich künftighin zu verhalten habe, und erschoß ihn zuletzt. Von dem allem unterbreitete er sofort der vorgesetzten Militärbehörde einen Bericht mit allen Einzelheiten, wurde dem Gericht übergeben und zum Tode verurteilt.

Doch wurde das Urteil gemildert; er erhielt zwölf Jahre Zwangsarbeit als Verschickter zweiter Kategorie auf einer sibirischen Festung. Er war sich dessen vollkommen bewußt, daß er ungesetzlich gehandelt habe, und erklärte mir, er habe das schon vor der Erschießung des Fürsten gewußt, er habe gewußt, daß ein friedlich gesinnter Fürst nach den Gesetzen abzuurteilen sei. Doch obgleich er dies wußte, schien er den springenden Punkt seiner Schuld nicht fassen zu können.

„Aber ich bitte Sie," gab er mir auf meine Einwendungen zur Antwort, „er hat doch meine Festung angezündet! Hätte ich ihm am Ende noch dafür Verbeugungen machen sollen?"

Doch wenn die Arrestanten sich auch über die Wunderlichkeiten Akim Akimytschs lustig machten, so achteten sie ihn doch wegen seiner Akkuratesse und seines Könnens.

Es gab kein Handwerk, welches Akim Akimytsch nicht kannte. Er war Tischler, Schuster, Maler, Vergolder, Schlosser; und alles hatte er als Zwangssträfling gelernt. Er machte alles als Autodidakt; er brauchte nur einmal hinzusehen und hatte es schon weg. Er fertigte desgleichen allerlei Kasten, Körbchen, Laternchen und Kinderspielzeug an und verkaufte diese Gegenstände in der Stadt. Auf diese Weise hatte er beständig einiges Geld zur Verfügung; er kaufte sich dafür überzählige Wäsche, ein weicheres Kopfkissen, und legte sich eine Matratze zum Zusammenlegen zu. Er wohnte in derselben Kaserne mit mir und war mir während der ersten Tage meiner Zwangsarbeit in vielen Dingen nützlich.

Wenn die Sträflinge, um zur Arbeit zu gehen, das Zwangssträflingshaus verließen, stellten sie sich vor dem Wachthause in zwei Reihen auf. Vor und hinter ihren Reihen faßten die Begleitmannschaften mit geladenen Flinten Posto. Darauf erschienen ein Ingenieuroffizier, der Kondukteur, sowie mehrere subalterne Ingenieurbeamte, die die Arbeiten beaufsichtigten. Der Kondukteur zählte die Sträflinge ab und schickte sie gruppenweise an die betreffenden Arbeitsstellen.

Mit anderen zusammen kam ich in die Ingenieurwerkstätte. Es war dies ein niedriges Steingebäude auf einem großem Hof, der mit verschiedenem Material angefüllt war.

Dort befanden sich die Schmiede, die Schlosserei, die Tischlerei, die Malerwerkstatt usw. Akim Akimytsch arbeitete in der Malerwerkstatt, kochte Firnis, mischte Farben und gab Tischen und Möbeln einen nußbaumartigen Anstrich.

In Erwartung meiner Einschmiedung sprach ich mit Akim Akimytsch über meine ersten Eindrücke im Zwangssträflingshause.

„Jawohl, die Edelleute sind bei ihnen nicht beliebt," bemerkte er, „besonders die politischen. Sie wären froh, wenn sie sie auffressen könnten. Ist auch nicht verwunderlich. Erstens: Sie und das Volk sind nicht dasselbe, Sie gleichen ihm nicht, und zweitens: die da waren früher alles leibeigene Bauern oder aus dem Soldatenstande. Urteilen Sie selbst, können die Sie da lieben? Ich sage Ihnen, hier ist es schwer zu leben. Und in den russischen Arrestantenkompanien ist es noch schwerer. Wir haben hier einige, die von dort her sind; die können unser Zwangssträflingshaus nicht genug loben, als seien sie aus der Hölle zu uns ins Paradies geraten. Nicht in der Arbeit liegt der Übelstand. Es heißt, dort, in der ersten Kategorie, sei das Kommando nicht völlig militärisch, doch handelt es zum mindesten nach einer anderen Methode, als wie sie bei uns gehandhabt wird. Dort kann, wie man sagt, der Verschickte seine eigene Wirtschaft haben. Ich bin dort nicht gewesen, doch man erzählt es. Die Leute werden dort nicht rasiert und gehen nicht in Uniformen, obgleich es übrigens sein Gutes hat, daß sie bei uns uniformiert und rasiert sind: es ist gut für die Ordnung und auch fürs Auge angenehmer. Das gefällt ihnen aber natürlich nicht. Und sehen Sie doch, was das hier für ein Gesindel ist! Der eine ist aus den Soldatensöhnen, der andere Tscherkesse, der dritte Sektierer, der vierte ein rechtgläubiges Bäuerlein, das Familie, liebe Kinder zu Hause gelassen hat, der fünfte ein Jude, der sechste ein Zigeuner, der siebente, was weiß ich, wer; und sie alle müssen miteinander unter allen Umständen leben, müssen sich untereinander vertragen, aus einer Schüssel essen, auf denselben Pritschen schlafen. Und was für eine Freiheit herrscht hier: jeder überzählige Bissen kann nur heimlich gegessen, jeder Groschen muß im Stiefel versteckt werden, und das alles nur deshalb, weil man eben im Zwangs-

sträflingshause sich befindet ... Unwillkürlich kommt man da auf wunderliche Gedanken."

Doch das wußte ich bereits. Ich wollte aber einiges über unsern Major erfahren. Akim Akimytsch war nicht zurückhaltend, und ich erinnere mich, daß mein Eindruck kein ganz angenehmer war.

Doch noch zwei Jahre lang war mir vom Schicksal bestimmt, unter seinem Kommando zu leben. Alles, was Akim Akimytsch mir von ihm erzählte, erwies sich als vollkommen wahr — mit dem Unterschiede nur, daß der Eindruck aus der Wirklichkeit immer stärker ist als der Eindruck, den man von einer bloßen Erzählung erhält. Schrecklich war dieser Mensch, und zwar aus dem Grunde, weil ein solcher Mensch nahezu unbeschränkter Herr über zweihundert Seelen war. An sich genommen, war er nur ein regellos lebender, böser Mensch, nichts weiter. Die Arrestanten sah er als seine natürlichen Feinde an, und das war sein erster, sein Hauptfehler. Er besaß wirklich einige Fähigkeiten, doch alles, selbst das Gute, trat bei ihm in verzerrter Form hervor. Ungebändigt und böse, brach er bisweilen sogar nachts in unser Zwangssträflingshaus ein, und wenn er bemerkte, daß ein Arrestant auf der linken Seite oder auf dem Rücken schlief, so strafte er ihn am Morgen mit dem Verweise: „Du hast auf der rechten Seite zu schlafen, wie ich befohlen habe!" In unserm Hause haßten und fürchteten sie ihn alle wie die Pest. Er hatte ein rotblaues, tückisches Gesicht. Alle wußten, daß er sich völlig in den Händen seines Burschen Fedka befand. Mehr als alles andere in der Welt liebte er seinen Pudel Tresorka und verlor fast den Verstand vor Kummer, als Tresorka einst krank wurde. Man sagte, daß er um ihn geweint habe wie um einen leiblichen Sohn. Er jagte einen Veterinärarzt davon und schlug sich mit ihm nach seiner Gewohnheit beinahe. Als er von Fedka erfuhr, im Zwangssträflingshause befinde sich ein Arrestant, ein Autodidakt in der Veterinärkunde, der außerordentlich glückliche Kuren verordne, ließ er ihn sofort rufen.

„Hilf! Ich will dich über und über vergolden, wenn du Tresorka gesund machst!"

Der Mann war ein sibirischer Bauer, ein schlauer, kluger Mensch und wirklich ein sehr geschickter Tierarzt, dabei aber ganz und gar ein Bauer.

„Ich sehe mir Tresorka an," erzählte er später den Arrestanten, übrigens lange Zeit nach seinem Besuch beim Major, als die ganze Geschichte bereits vergessen war, „ich sehe, es liegt der Hund da auf einem Diwan, auf einem weißen Kissen. Und ich sehe, es ist eine Entzündung da, es ist ein Aderlaß nötig, und der Hund hätte auskuriert werden können, bei Gott, sag' ich euch. Doch da denke ich bei mir: Was dann, wenn ich ihn nicht auskuriere, wenn er krepiert? Nein, sage ich, Ew. Hochwohlgeboren, Sie haben mich zu spät gerufen. Wenn es gestern oder vorgestern um diese Zeit gewesen wäre, hätte ich den Hund auskuriert; doch jetzt kann ich's nicht, jetzt ist er nicht auszukurieren . . . Und so ist Tresorka denn krepiert."

Man erzählte mir mit allen Einzelheiten, wie man unsern Major hatte ermorden wollen. Es lebte im Zwangssträflingshause ein Arrestant. Er war schon mehrere Jahre bei uns und zeichnete sich durch sein stilles, friedliches Betragen aus. Man bemerkte auch, daß er fast nie mit irgend jemand sprach. So hielt man ihn denn für einen Schwachsinnigen sozusagen. Er verstand zu lesen und zu schreiben, und las während des ganzen letzten Jahres die Bibel, las sie Tag und Nacht. Wenn alle bereits schliefen, stand er um Mitternacht auf, zündete ein Kirchenwachslicht an, kletterte auf den Ofen, schlug das Buch auf und las darin bis zum Morgen. Eines Tages ging er zum Unteroffizier und erklärte ihm, daß er nicht zur Arbeit gehen wolle. Es wurde dem Major gemeldet; dieser geriet in Zorn und kam sofort selbst angeritten. Der Arrestant stürzte sich auf ihn mit einem schon vorher bereitgehaltenen Ziegelstein, traf aber fehl. Man ergriff ihn, nahm ihn in Untersuchung und züchtigte ihn. Alles ging sehr schnell. Drei Tage später starb er im Hospital. Im Sterben liegend, erklärte er, auf niemand einen Haß gehabt zu haben; er habe nur den Wunsch gehabt zu leiden. Er gehörte zu keiner Sektierergemeinschaft. Im Zwangssträflingshause gedachte man seiner mit Achtung.

Endlich waren mir die neuen Fesseln angeschmiedet. Inzwischen waren, eine nach der andern, mehrere Weißbrot-

verkäuferinnen in die Werkstatt gekommen. Einige von ihnen waren noch ganz kleine Mädchen. Bis sie erwachsen waren, boten sie gewöhnlich Weißbrot feil; die Mütter buken es, während sie es verkauften. Im mannbaren Alter fuhren sie fort zu kommen, nun ohne Weißbrot. So war es hier immer Brauch. Es waren aber auch solche unter ihnen, die schon erwachsen waren. Ein Kringel kostete einen Groschen, und die Arrestanten kauften sie fast alle.

Ich bemerkte einen Arrestanten, einen Tischler, schon mit ergrauten Haaren, doch mit frischem Gesicht, der lächelnd mit den Weißbrotverkäuferinnen scherzte. Kurz bevor sie erschienen waren, hatte er sich ein rotes Baumwolltüchelchen um den Hals gebunden. Ein dickes, pockennarbiges Weib stellte ihren Korb auf seine Hobelbank. Es entspann sich zwischen beiden folgendes Gespräch:

„Weshalb seid Ihr denn gestern nicht dagewesen?" begann der Arrestant mit einem selbstzufriedenen Lächeln.

„O, ich bin doch dagewesen, doch Sie waren ja nicht da," gab das Weib munter zurück.

„Wir wurden abgerufen; andernfalls hätten Sie uns bestimmt hier getroffen. Vorgestern waren übrigens alle die Ihrigen hier."

„Wer denn eigentlich alles?"

„Nun, die Marjaschka war da, die Chawroschka, die Tschekunda, die Dwugroschowaja . . ."

„Was ist das?" fragte Akim Akimytsch. „Sollte es in der Tat das geben?"

„O ja, so ist es," gab er, den Blick senkend, zurück, denn er war ein sehr keuscher Mensch.

So etwas gab es freilich, doch sehr selten und unter ungeheuer erschwerten Umständen. Doch gab es im allgemeinen mehr Liebhaber für das Trinken als für derartige Extravaganzen, ganz abgesehen von den natürlichen Schwierigkeiten des Gefangenenlebens. Es war schwer, an das weibliche Geschlecht heranzukommen. Man mußte die Zeit und den Ort wählen, mußte sich einig werden, die Treffpunkte besprechen, ungestörte Stellen suchen, was besonders schwierig war, die Wachtsoldaten sich geneigt machen, was noch schwieriger war,

und überhaupt für solche Sachen eine Unmasse Geld verschwenden. Doch ist es mir später immerhin bisweilen gelungen, auch Zeuge von solchen Liebesszenen zu sein. Ich erinnere mich, wie wir einmal im Sommer unser drei uns in einem Schuppen am Ufer des Irtysch befanden, um einen Brennofen anzuheizen; die Wachtsoldaten waren gutmütige Menschen. Endlich erschienen zwei „Soufflеusen", wie sie von den Sträflingen genannt wurden.

„Wo seid ihr denn so lange geblieben? Gewiß bei den Swerkows?" empfing sie einer der Arrestanten, zu dem sie gekommen waren und der sie schon lange erwartete.

„Wo bin ich denn lange ausgeblieben? Als ob ich eine Schwatzelster wäre!" gab das Mädchen fröhlich zurück.

Das war das unsauberste weibliche Wesen von der Welt; Tschekunda wurde sie genannt. Ihre Begleiterin war die Dwugroschowaja, deren Äußeres jeder Beschreibung spottete.

„Ach, Sie habe ich lange nicht gesehen," fuhr der Schürzenjäger, sich an die Dwugroschowaja wendend, fort. „Es kommt mir fast vor, als hätten Sie abgenommen."

„Das ist möglich. Früher war ich bedeutend voller, jetzt aber bin ich wie eine, die eine Nadel verschluckt hat."

„Gehen wohl immer zu den Soldatchen, was?"

„O nein, das ist pure Verleumdung. Doch was ist übrigens dabei? Jeder nach seinem Geschmack!"

„Hören Sie, lassen Sie die und lieben Sie uns; wir haben Geld."

Zur Vervollständigung des Bildes stelle man sich diesen Schürzenjäger vor — rasiert, in Ketten, in gestreifter Sträflingsjacke und von Soldaten bewacht.

Ich verabschiedete mich von Akim Akimytsch, und als ich hörte, daß ich ins Zwangssträflingshaus zurückkehren dürfe, trat ich mit einem Begleitsoldaten den Heimweg an. Die Sträflinge begannen schon heimzukehren. Als die ersten kehren von der Arbeit die Terminarbeiter zurück. Das einzige Mittel, den Arrestanten zu intensiver Arbeit zu zwingen, besteht darin, ihm ein bestimmtes Pensum zu übertragen. Bisweilen sind diese Pensen ganz ungeheuer, doch werden sie unbeschadet dessen doppelt so schnell erledigt, als wenn befohlen wäre, bis zur

4*

Mittagstrommel zu arbeiten. Nach Beendigung seines Pensums kehrte der Arrestant unbehindert nach Hause zurück und wurde von niemand mehr zurückgehalten.

Man nimmt nicht gemeinsam das Mittagsmahl ein, sondern je nachdem, wie jeder einzelne zurückkehrt; auch würde in der Küche für alle nicht Platz sein. Ich kostete die Kohlsuppe, konnte sie jedoch, da mir noch die Gewöhnung fehlte, nicht essen und bereitete mir Tee. Wir nahmen am Tischende Platz. In meiner Gesellschaft befand sich ein Kamerad, der wie ich adeliger Geburt war.

Die Arrestanten kamen und gingen. Es war übrigens viel Platz da; alle hatten sich noch nicht versammelt. Eine Gruppe von fünf Mann setzte sich besonders an einen Tisch. Der Koch füllte ihnen zwei Schalen mit Kohlsuppe und setzte ihnen eine ganze Pfanne mit gebratenem Fisch auf den Tisch. Sie schienen irgendetwas zu feiern und aßen doppelt so viel. Uns blickten sie von der Seite an. Es trat ein Pole ein und setzte sich zu uns.

„Bin nicht zu Hause gewesen, weiß aber alles!" rief, die Küche betretend, ein hochgewachsener Arrestant, indem er alle Anwesenden mit einem Blick musterte.

Er mochte fünfzig Jahre zählen und war muskulös und hager. In seinem Gesicht war ein listiger und zugleich heiterer Zug. Besonders fiel in die Augen seine dicke, niederhängende Unterlippe; sie verlieh seinem Gesicht etwas überaus Komisches.

„Nun, feste die Nacht geschlafen! Was, wünscht ihr einem denn nicht guten Tag? Uns Kursker!" fügte er hinzu, indem er sich zu den Speisenden setzte. „Gesegnete Mahlzeit! Heißet den Gast willkommen!"

„Wir sind, Bruder, keine Kursker."

„Wohl Tambower?"

„Auch nicht Tambower. Bei uns, Bruder, ist nichts zu holen. Geh zum reichen Bauer. Den bitte."

„Im Magen herrscht bei mir heute solch eine Leere. Doch sagt mir, Brüder, wo der reiche Bauer zu finden ist?"

„Nun, Gasin ist der reiche Bauer; zu dem geh!"

„Ach, Brüder, Gasin führt heute ein lustiges Leben; er zecht, seinen ganzen Geldbeutel versäuft er."

„Zwanzig Rubel sind's," bemerkte ein andrer. „Es ist doch vorteilhaft, ein Branntweinausschenker zu sein."

„So nehmt ihr also den Gast nicht auf? Nun, so muß man eben das staatliche Essen löffeln."

„Geh doch und bitte dir Tee aus! Die Herren da trinken welchen."

„Was für Herren denn? Hier gibt's keine Herren. Die sind uns jetzt gleichgestellt," sprach mit finsterer Miene ein im Winkel sitzender Arrestant. Bisher hate er noch kein Wort gesprochen.

„Gern würde ich Tee trinken, doch ist es mir peinlich, darum zu bitten. Das Ehrgefühl duldet's nicht," bemerkte der Arrestant mit der dicken Lippe, gutmütig zu uns hinsehend.

„Wenn Sie wünschen, will ich Ihnen Tee geben," sagte ich, den Arrestanten einladend. „Möchten Sie?"

„Ob ich möchte? Wie sollte ich nicht mögen!" Er trat an unseren Tisch heran.

„Seht doch! Zu Hause hat er mit Bastschuhen Tee gelöffelt, doch hier hat er erst Tee kennengelernt. Hat Appetit auf das Herrengetränk bekommen," bemerkte der finstere Sträfling wieder.

„Trinkt denn hier niemand Tee?" fragte ich ihn. Doch er würdigte mich keiner Antwort.

„Da werden auch schon die Kringel gebracht. Vielleicht fällt auch für mich ein Kringelchen ab!"

Man brachte die Kringel herein. Ein junger Arrestant trug ein ganzes Bündel davon und verkaufte es im Sträflingslingshause. Die Kringelbäckerei hatte ihm als Provision jeden zehnten Kringel versprochen, und auf den rechnete er jetzt.

„Kringel, Kringel!" rief er laut, an der Küchenschwelle erscheinend. „Warme Moskauer Kringel! Würde sie selbst essen, wenn ich nicht Geld brauchte. Hier, Kinder, es ist nur noch einer da: wer hat seine Mutter lieb?"

Dieser Apell an die Liebe zur Mutter brachte alle zum Lachen, und man nahm ihm einige Kringel ab.

„Ich sag's euch, Brüder, der Gasin zecht heute wieder ganz sündhaft. Bei Gott! Wenn der einmal damit anfängt! Wenn jetzt bloß nicht der Achtäugige kommt!"

„Da wird wird man ihn schon verstecken! Ist er denn sehr voll?"

„Und ob! Bös ist er. Geht einem zu Leibe."

„Nun, man wird ihn schon zähmen . . ."

„Von wem reden sie denn da?" wandte ich mich an den neben mir sitzenden Polen.

„Vom Sträfling Gasin. Er handelt mit Branntwein. Sobald er einiges Geld dabei verdient hat, vertrinkt er es sogleich. Grausam und böse ist er, aber im nüchternen Zustande ein friedlicher Kerl. Ist er aber angetrunken, so stürzt er sich mit dem Messer auf die Leute. Doch da macht man ihn hübsch zahm."

„Wie stellt man das an?"

„Es stürzen sich so an die zehn Mann Arrestanten auf ihn und fangen an ihn fürchterlich zu prügeln, bis er die Besinnung verliert, d. h. man schlägt ihn halbtot. Dann wird er auf die Pritsche gelegt und mit einem Halbpelz zugedeckt."

„Er kann aber doch auf diese Weise getötet werden!"

„Ein anderer als er würde es auch. Er ist furchtbar stark, stärker als alle anderen im Zwangssträflingshause, und von eisenfester Konstitution. Am andern Morgen steht er schon wieder völlig gesund auf."

„Sagen Sie doch, bitte," fragte ich den Polen weiter, „diese da verzehren doch auch ihr Essen und trinken Tee. Dennoch schauen sie drein, als beneideten sie mich um meinen Tee. Was hat das zu bedeuten?"

„Das geschieht nicht wegen des Tees," gab der Pole zurück. „Sie sind Ihnen nicht grün, weil Sie ein Edelmann sind und nicht ihresgleichen. Viele von ihnen wünschen wohl, mit Ihnen anzubinden. Sie möchten Sie gerne beleidigen und demütigen. Sie werden hier noch viel Unangenehmes erleben. Für uns alle ist das Leben hier furchtbar schwer. Wir haben es in jeder Beziehung schwerer als alle. Man muß viel Gleichmut besitzen, um sich daran zu gewöhnen. Sie werden noch oft wegen Ihres Tees und wegen Ihres eigenen Essens Unannehmlichkeiten haben und geschmäht werden, obgleich hier bei uns sehr viele und sehr häufig ihre eigene Kost essen und einige beständig Tee trinken. Diese Leute dürfen das, Sie aber nicht."

Nach diesen Worten erhob er sich vom Tisch und ging fort. Einige Minuten später gingen auch schon seine Worte in Erfüllung.

3

Erste Eindrücke

Fortsetzung

Kaum hatte sich M—ki (der Pole, der sich mit mir unterhalten hatte) entfernt, als Gasin, vollständig betrunken, in die Küche hereinstürzte.

Dieser betrunkene Sträfling, mitten am hellen Tage und in der Woche, da alle zur Arbeit sich bereithalten mußten, angesichts eines strengen Kommandanten, der jeden Augenblick im Zwangssträflingshause erscheinen konnte, angesichts des wachthabenden Unteroffiziers, der Tag und Nacht im Hause war, angesichts der Wachtsoldaten, der Invaliden, mit einem Wort, all der strengen Ordnung — warf alle sich in mir bildenden Vorstellungen vom Zwangssträflingshause über den Haufen. Und noch ziemlich lange mußte ich im Zwangssträflingshause leben, ehe ich mir alle die Tatsachen zu erklären imstande war, die mir in den ersten Tagen meiner Zwangsarbeit so rätselhaft erschienen.

Ich sagte schon, daß die Sträflinge stets eine eigene Arbeit hatten, und daß diese Arbeit stets ein natürliches Erfordernis des Gefangenenlebens darstellte; daß außer diesem Erfordernis der Sträfling leidenschaftlich das Geld liebt und es höher schätzt als alles andere, fast ebenso hoch wie die Freiheit, und daß er schon getröstet ist, wenn es in seiner Tasche klimpert. Er ist, wenn dies nicht der Fall ist, niedergeschlagen, traurig, unruhig und mutlos; dann ist er bereit zu stehlen und stiehlt, was ihm in die Hände gerät, bloß um zu Gelde zu gelangen. Doch ungeachtet dessen, daß im Zwangssträflingshause das Geld einen solchen hohen Wert besaß, blieb es beim Glücklichen, der es hatte, nicht lange liegen. Erstens war es schwer vor Diebstahl oder vor Konfiskation zu bewahren. Wenn der Major bei seinen

plötzlichen Durchsuchungen auf Geld bei den Sträflingen stieß, konfiszierte er es sogleich. Es ist möglich, daß er es zur Verbesserung des Sträflingsessens verwendete; wenigstens wurde es ihm abgeliefert. Aber in den meisten Fällen wurde es gestohlen, man konnte da keinem Menschen trauen. Doch in der Folge entdeckte man einen Modus, Geld absolut sicher aufzubewahren. Es wurde nämlich einem der Sekte der Altgläubigen angehörenden, bejahrten Arrestanten zur Aufbewahrung übergeben, der aus den Ansiedlungen von Starodub zu uns gekommen war. Doch ich kann nicht umhin, ein paar Worte über ihn zu sagen, obgleich ich dabei vom Thema abschweife.

Er war ein Greis von sechzig Jahren, klein von Wuchs und schon ergraut. . Er hatte sogleich einen auffallenden Eindruck auf mich gemacht. So ganz und gar nicht glich er den übrigen Sträflingen: etwas so Ruhiges und Mildes war in seinem Blick, daß ich — ich erinnere mich dessen noch — mit einem ganz besondern Vergnügen in seine klaren, hellen Augen schaute, die von feinen, strahlenförmigen Runzeln umgeben waren. Häufig habe ich mich mit ihm unterhalten und nie in meinem Leben ein ähnliches gutes, sanftmütiges Wesen gesehen. Er war wegen eines außerordentlich schweren Verbrechens verschickt worden. Unter den Altgläubigen von Starodub begann es solche zu geben, die zur Staatskirche zurückkehrten. Die Regierung ermunterte diese Abtrünnigen sehr und war mit allen Kräften bemüht, ihre Zahl zu mehren. Der Alte beschloß mit anderen Fanatikern ihrer Überzeugung, „für den Glauben einzustehen", wie er sich ausdrückte. Man hatte begonnen für die neuen Anhänger des staatlich sanktionierten Glaubens eine Kirche zu bauen; doch sie hatten sie in Brand gesteckt. Als einer der Anstifter wurde der Alte zu Zwangsarbeit verurteilt. Er war ein wohlhabender, Handel treibender Kleinbürger und hatte Frau und Kind zu Hause gelassen, war selbst jedoch festen Mutes in die Zwangsarbeit gegangen. In seiner Verblendung sah er die Strafe als ein „Martyrium für den Glauben" an. Jeder, der eine Zeitlang mit ihm zusammen gelebt hatte, mußte sich unwillkürlich fragen, auf welche Weise dieser friedfertige, sanfte, den Eindruck eines Kindes machende Mensch als ein Aufrührer hatte angesehen werden

können. Ich unterhielt mich wiederholt mit ihm über „den Glauben“. Er gab keine einzige seiner religiösen Überzeugungen preis; doch nie war Groll oder Haß in seinen Gegenäußerungen. Und doch hatte er eine Kirche zerstört und machte auch gar kein Hehl daraus! Es schien, als müsse er nach seinen Überzeugungen sein Verbrechen und das dafür ihm zugefallene Martyrium als ein ruhmwürdiges Werk betrachten. Doch wie scharf ich auch ihn beobachtete, ihn studierte — nie habe ich auch nur den geringsten Zug von Ruhmsucht oder Dünkel in ihm gefunden. Es gab bei uns im Zwangssträflingshause auch andere Altgläubige, meist geborene Sibirier. Diese waren ein geistig regsames Volk, schlaue Bauern, bibelkundige und buchstabengläubige Menschen und in ihrer Art starke Dialektiker; daneben aber auch hochmütig, aufbrausend, verschlagen und unduldsam im höchsten Grade. Da war der Alte ein ganz anderer Mensch. Bibelkundiger vielleicht als alle anderen, suchte er Dispute über religiöse Fragen zu vermeiden. Dabei hatte er einen im höchsten Grade mitteilsamen Charakter. Er war heiter und lachte oft — nicht das grobe, zynische Lachen der übrigen Zwangssträflinge, sondern ein klares, leises Lachen, in dem viel kindliche Einfalt steckte, und das so ganz zu seinen grauen Haaren paßte. Vielleicht irre ich, doch ich glaube, daß es möglich ist, einen Menschen am Lachen zu erkennen, und wenn uns bei der ersten Begegnung das Lachen eines Menschen aus der Mitte uns völlig unbekannter Personen angenehm im Ohr klingt, so können wir behaupten, daß es ein guter Mensch ist.

Im ganzen Zwangssträflingshause erwarb sich der Alte die Achtung aller, doch bildete er sich darauf gar nichts ein. Die Sträflinge nannten ihn „Großväterchen“ und traten ihm nie zu nahe. Ich konnte es zum Teil verstehen, welch einen Einfluß er auf seine Glaubensgenossen ausgeübt haben mochte. Doch trotz der augenscheinlichen Festigkeit, mit der er seine Strafe abbüßte, verbarg sich in seinem Innern eine tiefe, unheilbare Trauer, die er vor allen zu verbergen suchte. Ich wohnte mit ihm in derselben Kaserne. Eines Nachts, es mochte drei Uhr gewesen sein, erwachte ich und hörte ein leises, unterdrücktes Weinen. Der Alte saß auf dem Ofen (dem nämlichen, auf dem vor ihm der so viel lesende Sträfling gebetet hatte, der den

Major ermorden wollte) und las aus seinem geschriebenen Büchlein Gebete ab. Er weinte, und ich hörte, wie er von Zeit zu Zeit die Worte sprach: „Herr, verlaß mich nicht! Herr, gib mir Kraft! Ihr meine kleinen, ihr meine lieben Kinderchen, nie werden wir uns jemals wiedersehen!" Ich kann nicht beschreiben, wie weh mir dabei um die Seele ward. — Diesem Alten nun begannen nach und nach alle Sträflinge ihr Geld zum Aufbewahren zu übergeben. Im Zwangssträflingshause waren fast alle Diebe, doch auf einmal waren sie alle aus irgendeinem Grunde fest überzeugt davon, daß der Alte nun und nimmer stehlen könne. Man wußte, daß er das ihm übergebene Geld irgendwo verborgen habe, doch an einem so versteckten Ort, daß niemand es ausfindig machen konnte. In der Folgezeit verriet er mir und einigen der polnischen Gefängnisinsassen sein Geheimnis. In einem der Pfähle unsres Zaunes befand sich ein Ast, der scheinbar mit dem Holze verwachsen war. Doch konnte er herausgenommen werden, und dann war im Pfahlholz eine große Vertiefung. In dieser versteckte der Alte das Geld, worauf er den Ast wieder hineinschob, so daß nie irgend jemand etwas hätte entdecken können.

Doch ich bin von meiner Erzählung abgekommen. Ich war dabei stehengeblieben, wieso es kam, daß in der Tasche eines Arrestanten nie auf längere Zeit Geld bleiben konnte. Doch neben der Schwierigkeit, es aufzubewahren, gab es im Zwangssträflingshause so viel Kummer und Harm. Der Arrestant ist seiner Natur nach ein dermaßen freiheitsdurstiger und seiner sozialen Lage nach ein in dem Grade leichtsinniger und regellos lebender Mensch, daß es ihn natürlicherweise lockt, sich plötzlich voll auszuleben, all sein Geld zu verzechen, und zwar unter Lärm und Musik, um wenigstens auf eine Minute alles zu vergessen, was sein Herz bedrückt. Es war sogar eigentümlich zu sehen, wie so mancher von ihnen, ohne den Kopf zu heben, bisweilen monatelang sich mühte, um dann später an einem Tage das Erarbeitete bis auf die letzte Kopeke durchzubringen, und wie er darauf abermals für ein neues Zechgelage mehrere Monate hindurch fronte.

Viele liebten es, sich neue Garderobenstücke anzuschaffen, und zwar unbedingt Zivilkleider: schwarze Hosen, westenartige

Jacken, pelzbesetzte Röcke. Sehr beliebt waren desgleichen Kattunhemden und Gürtel mit Metallbeschlag. Man schmückte sich an den Feiertagen aus, und der so Geputzte pflegte unbedingt durch sämtliche Kasernen zu stolzieren, um sich aller Welt zu zeigen. Die Selbstzufriedenheit eines gut Angezogenen ging bis ins Kindische; in vielem waren die Sträflinge ja auch die reinen Kinder. Freilich, alle diese schönen Sachen verschwanden meist plötzlich, bisweilen schon am selben Abend, indem sie vom Eigentümer versetzt oder für ein Butterbrot losgeschlagen wurden. Im übrigen entwickelte sich ein solches Zechgelage allmählich. Es wurde für gewöhnlich für die Feiertage in Aussicht genommen oder an dem Namenstage des Veranstalters. Der seinen Namenstag begehende Arrestant pflegte am Morgen nach dem Aufstehen ein Lichtchen vor dem Heiligenbilde anzuzünden und zu beten; darauf putzte er sich und bestellte das Mittagsmahl. Es wurden Rindfleisch und Fische gekauft und sibirische Pastetchen gebacken. Er aß mit dem Appetit eines Stieres fast immer allein; nur selten lud er jemanden von den Kameraden ein, sein Mahl mit ihm zu teilen. Dann tauchte Branntwein auf; das Namenstagskind betrank sich toll und voll und ging alsdann schwankend und stolpernd durch die Kasernen, indem er sich bemühte, allen zu zeigen, daß es betrunken sei, daß es „sich einen guten Tag mache" und so die Achtung aller verdiene. Überall im russischen Volke fühlt man für den Trunk eine gewisse Sympathie, und im Zwangssträflingshause begegnete man dem sich dem Trunke Hingebenden sogar mit Ehrfurcht. In der Gefängnissauferei lag eine eigene Art Aristokratismus. Wenn der Arrestant angeheitert war, besorgte er sich unbedingt Musik für Geld. Im Zwangssträflingshause war ein Pole, ein desertierter Soldat, ein widerlicher Kerl, der Geige spielte und das Instrument bei sich hatte, da es sein gesamtes Hab und Gut vorstellte. Ein Handwerk betrieb er nicht und verdiente sich ausschließlich damit Geld, daß er den Zechenden lustige Tänze aufspielte. Sein Amt bestand darin, seinem betrunkenen Auftraggeber stets auf den Fuß von Kaserne zu Kaserne zu folgen und aus Leibeskräften auf der Fidel zu kratzen. Häufig drückte sein Gesicht dabei Überdruß und Langeweile aus; doch der Anruf: „Spiele!

Du hast Geld dafür bekommen!" machte ihn wieder von neuem kratzen und kratzen. Der Sträfling, der zu zechen begann, konnte stets sicher sein, daß, sobald er sich zu sehr gehen ließ, man schon nach ihm sehen, ihn rechtzeitig schlafen legen und beim Erscheinen der Vorgesetzten auf irgendeine Weise verbergen werde, und dies alles ohne jede Spekulation auf Gewinn. Ihresteils konnten der Unteroffizier und die wegen der Ordnung im Zwangssträflingshause wohnenden Invaliden gänzlich ruhig sein: der Betrunkene konnte die Ordnung keinesfalls stören. Die ganze Kaserne paßte auf ihn auf, und wenn er zu lärmen und zu toben begann, wurde er sofort still gemacht, ja einfach gefesselt. Aus diesem Grunde sahen die niederen Beaufsichtigungsorgane des Zwangssträflingshauses auf Zechereien durch die Finger und suchten sie ganz zu ignorieren. Sie wußten ganz genau, wenn der Branntwein vollständig verboten würde, würde die Sache nur noch schlimmer sein. — Doch woher erhielt man den Branntwein?

Der Branntwein wurde im Zwangssträflingshause selbst bei den sogenannten berufsmäßigen Branntweinverkäufern gekauft, deren es mehrere gab. Ihren Handel betrieben sie beständig und mit pekuniärem Erfolg, ungeachtet dessen, daß die Zahl der Trinkenden und Feiertagszecher im allgemeinen eine geringe war, weil ein Zechgelage viel Geld kostete, und Geld für den Arrestanten schwer zu erlangen war. Der Handel wurde auf ziemlich originelle Weise eingeleitet, weitergeführt und erledigt. Da hat beispielsweise ein Sträfling kein besonderes Handwerk, ja er besitzt gar nicht einmal den Wunsch zu arbeiten (solche gab es); er will aber Geld besitzen und ist dabei ein ungeduldiger Mensch, der schnell zu Gelde kommen will. Er besitzt einiges Geld für den Anfang und beschließt, mit Branntwein zu handeln: es ist dies ein kühnes, sehr viel Risiko erforderndes Unternehmen. Man kann dabei sein Fell zu Markte tragen, kann mit einem Schlage die Ware und das darin steckende Kapital verlieren. Doch der Branntweinverkäufer läßt sich nicht einschüchtern. Er hat für den Anfang wenig Geld und bringt deshalb zum erstenmal selbst den Branntwein ins Zwangssträflingshaus, wobei er ihn natürlich mit Gewinn absetzt. Er wiederholt dasselbe zum zweiten-, zum drittenmal.

Falls er nicht von den Beaufsichtigungsorganen ertappt wird, breitet sich sein Handel rasch aus und wird erst jetzt auf breiter Grundlage organisiert. Er wird Unternehmer, Kapitalist, hält sich Agenten und Gehilfen, riskiert bedeutend weniger, während der Gewinn sich stetig steigert. Das Risiko haben jetzt seine Gehilfen.

Im Zwangssträflingshause gibt es immer viele Leute, die das Ihre verschwendet, verspielt und bis zur letzten Kopeke vertrunken haben, Leute ohne Handwerk — ein jämmerliches und zerlumptes, doch bis zu einem gewissen Grade mit Kühnheit und Entschlossenheit begabtes Volk. Diesen Leuten bleibt in Gestalt von Kapital allein der Rücken übrig. Der kann noch zu etwas dienen, und eben dies, sein letztes Kapital, beschließt der verschwenderische Faulenzer zu verzinsen. Er geht zum Unternehmer und verdingt sich bei ihm zum Einführen von Branntwein ins Zwangssträflingshaus. Ein reicher Unternehmer hat mehrere solcher Arbeiter. Irgendwo außerhalb der Gefängnismauern findet sich ein Mensch — ein Soldat, ein Kleinbürger, zuweilen sogar eine Weibsperson — die für das Geld des Unternehmers und für eine bestimmte Provision, die verhältnismäßig sehr gering ist, in der Schenke Branntwein kauft und diesen irgendwo an einem abgelegenen Orte versteckt, wohin die Sträflinge zur Arbeit kommen. Der Lieferant prüft stets zuerst die Güte des Branntweins und ersetzt das abgetrunkene Quantum erbarmungslos durch hinzugegossenes Wasser. Ob ihn nun der Arrestant nehmen will oder nicht — er darf nicht wählerisch sein; schon das ist gut, daß sein Geld nicht ganz verloren ist und Branntwein überhaupt besorgt ist; mag er auch nicht erstklassig sein, es ist doch immerhin Branntwein. Bei diesem Lieferanten erscheinen nun die Leute, die ihm von dem Gefängnisunternehmer selbst vorher bezeichnet worden sind, die Branntweinschmuggler mit Rindsdärmen. Diese Därme werden zuerst gewaschen und darauf mit Wasser gefüllt, damit sie in ihrer ursprünglichen Feuchtigkeit und Ausdehnung erhalten bleiben und mit der Zeit zur Aufnahme des Branntweins tauglich sind. Nachdem die Därme mit Branntwein gefüllt sind, wickelt sie der Arrestant um seinen Körper, insbesondere um die diskretesten Teile desselben. Natürlich

zeigt sich hierbei die ganze Gewandtheit, die ganze Diebsschlauheit des Schmugglers. Seine Ehre steht hier mit im Spiel; er muß sowohl die Begleit-, als auch die Wachtsodaten täuschen. Er täuscht sie: bei einem gewandten Diebe wird der Begleitsoldat, zuweilen ein ahnungsloser Rekrut, stets die Gelegenheit verpassen. Selbstverständlich wird der Begleitsoldat zuerst studiert; außerdem werden die Zeit und der Arbeitsort in Betracht gezogen. Der Arrestant, beispielsweise ein Ofensetzer, klettert auf den Ofen; wer sieht, was er dort macht? Der Begleitsoldat kann ihm doch nicht nachkriechen. Beim Zwangssträflingshause angekommen, nimmt er ein silbernes Fünfzehn- oder Zwanzigkopekenstück für alle Fälle in die Hand und wartet am Tor auf den Gefreiten. Jeden von der Arbeit heimkehrenden Arrestanten mustert der wachthabende Gefreite von allen Seiten, befühlt ihn und öffnet ihm erst dann das Gefängnistor. Der Branntweinschmuggler hofft in der Regel, daß man es für peinlich erachten werde, ihn gar zu intim an gewissen Körperteilen zu befühlen. Doch zuweilen kommt der Gefreite auch an diese Teile heran und entdeckt den Branntwein. In diesem Falle bleibt das letzte Mittel: ohne ein Wort zu sprechen und so, daß der Begleitsoldat nichts merkt, steckt er die in seiner Hand bereitgehaltene Münze dem Gefreiten zu. Es kommt vor, daß er durch dieses Manöver glücklich die Schwelle des Zwangssträflingshauses passiert und so den Branntwein einschmuggelt. Doch es kommt auch vor, daß das Manöver mißglückt, und dann geht es an das letzte Kapital, d. h. den Rücken: die Sache wird dem Major gemeldet, das „Kapital“ wird mit Ruten gestrichen, und der Branntwein wird zugunsten der Staatskasse konfisziert. Der Schmuggler aber nimmt alles auf sich, ohne den Unternehmer zu verraten; doch, wohlgemerkt, geschieht letzteres nicht etwa deshalb, weil die Angeberei verabscheut wird, sondern weil sie ihm keinen Vorteil bringen würde. Er würde trotzdem gezüchtigt werden; sein einziger Trost bestände darin, daß dann beide gezüchtigt würden. Doch er braucht den Unternehmer noch, obgleich nach der Gepflogenheit und der Verabredung der Schmuggler für seinen zerprügelten Rücken vom Unternehmer keine Kopeke erhält. Was im allgemeinen die Angeberei anbelangt, so

blüht sie für gewöhnlich. Im Zwangssträflingshause wird der Angeber ganz und gar nicht verachtet; ein Unwille gegen ihn ist sogar undenkbar. Man meidet ihn nicht, man hält Freundschaft mit ihm, und wenn einer im Zwangssträflingshause beginnen würde die ganze Abscheulichkeit der Angeberei darzulegen und zu beweisen, so würde man dies gar nicht begreifen. Der ausschweifende und gemeine, adelige Sträfling, mit dem ich gänzlich aufhörte zu verkehren, pflegte mit des Majors Burschen Fedka Freundschaft und diente ihm als Spion, wodurch der Major alles erfuhr, was bei den Sträflingen vor sich ging. Bei uns wußten alle dies, und niemand fiel es auch nur im Traume ein, den Lumpen deshalb zu strafen oder auch nur zu tadeln.

Doch bin ich abgeschweift. Selbstverständlich kommt es vor, daß der Branntwein auch glücklich durchgeschmuggelt wird. Alsdann nimmt der Unternehmer die gebrachten Därme in Empfang, bezahlt sie und beginnt zu kalkulieren. Nach seiner Rechnung ergibt es sich, daß die Ware ihm sehr teuer zu stehen kommt; um nun einen möglichst großen Gewinn herauszuschlagen, gießt er den Branntwein nochmals um, indem er ihn nochmals fast um die Hälfte mit Wasser verdünnt. Nachdem er sich auf diese Weise endgültig aufs Geschäft vorbereitet hat, erwartet er seine Käufer. Am ersten Feiertage, zuweilen aber auch mitten in der Woche, erscheint der erste Käufer: es ist ein Arrestant, der wie ein Stier monatelang gearbeitet und sich etliche Kopeken gespart hat, um sie nun an einem von Anfang an in Aussicht genommenen Tage zu vertrinken. Von diesem Tage hat das arme Arbeitstier schon lange geträumt, des Nachts im Schlafe, wie auch in glücklichen Phantasien während der Arbeit, und diese Träume haben mit ihrem Zauber seinen Geist auf dem öden Schauplatz des Sträflingslebens gestärkt. Endlich ist die Morgenröte des leuchtenden Tages angebrochen; das Geld ist zusammengespart, nicht konfisziert, nicht gestohlen, und er trägt es zum Branntweinverkäufer. Der gibt ihm zuerst einen verhältnismäßig starken Branntwein, d. h. solchen, der nur zweimal verdünnt worden ist. Doch je nachdem der Inhalt aus der Flasche verschwindet, wird das Abgetrunkene wiederum durch Wasser ersetzt. Für eine Schale Branntwein

zahlt man das Fünf-, das Sechsfache des in den Schenken üblichen Preises. Man kann sich vorstellen, wie viele solcher Schalen geleert und mit wie vielem Gelde sie bezahlt werden müssen, ehe man sich einen Rausch antrinken kann! Doch infolge der Entwöhnung vom Trinken, sowie infolge der vorangegangenen Enthaltsamkeit wird der Sträfling ziemlich schnell berauscht und trinkt nun so lange, bis er gewöhnlich all sein Geld vertrunken hat. Nun kommen seine Garderobenstücke an die Reihe; der Branntweinverkäufer ist zugleich auch Pfandwucherer. Zuerst gehen die neuangeschafften Gegenstände in seine Hände über, dann folgt der alte Plunder und endlich auch das dem Gefängnis Gehörige. Nachdem er alles bis auf die letzten Lumpen vertrunken hat, legt sich der Trunkenbold schlafen, um, am anderen Morgen mit einem obligaten Brummschädel erwacht, den Branntweinverkäufer vergeblich anzuflehen, ihm doch einen Katerschluck zu gewähren. Traurig trägt er sein Elend, und am selben Tage schon beginnt er von neuem mit der Arbeit und arbeitet abermals, ohne den Kopf zu heben, mehrere Monate mit Anstrengung, dabei vom glücklichen Zechtage träumend, der unwiederbringlich in den Schoß der Ewigkeit hinabgetaucht ist, und sich allmählich wieder ermannend in der Erwartung eines anderen solchen Tages, der zwar noch weit entfernt ist, der aber doch einmal wieder anbrechen wird.

Was den Branntweinverkäufer anbelangt, so läßt er, nachdem er zuletzt eine Riesensumme, einige dreißig Rubel und mehr zusammengehandelt hat, sich zum letztenmal Branntwein besorgen; doch verdünnt er ihn nun nicht mehr mit Wasser, denn er ist für ihn selbst bestimmt. Es ist genug gehandelt: es ist nun Zeit, auch einmal selbst tüchtig zu zechen! Das Gelage mit Trinken, Essen, Musik beginnt. Die Mittel dazu sind bedeutend; zuweilen werden sogar die nächsten untersten Vorgesetzten des Zwangssträflingshauses eingeladen. Das Gelage zieht sich oft durch mehrere Tage hin. Natürlich ist der bereitgehaltene Branntwein rasch weggetrunken; alsdann geht der Zechende zu den andern Branntweinverkäufern, die ihn schon erwarten, und er trinkt so lange, bis er seine letzte Kopeke vertrunken hat. Wie sehr aber auch die Sträflinge auf den

Zechenden aufpassen — hin und wieder kommt er doch den obersten Vorgesetzten, dem Major oder dem wachtabenden Offizier, vor die Augen. Er wird in die Wachtstube hinübergenommen, woselbst ihm seine Gelder, wenn solche bei ihm noch zu finden sind, konfisziert werden und er selbst zum Schluß der Rutenstrafe verfällt. Sich schüttelnd, kehrt er ins Zwangssträflingshaus zurück und greift einige Tage später von neuem zum Gewerbe eines Branntweinverkäufers. Manche von den Zechern, natürlich die mit viel Geld, schwärmen auch fürs schöne Geschlecht. Für schweres Geld gelangen sie manchmal heimlich, anstatt zur Arbeit, aus der Festung hinaus, irgendwohin anders in die Vorstadt, und zwar in Begleitung einer bestochenen Wache. Dort, irgendwo in einem abgelegenen Häuschen an der äußersten Peripherie der Stadt, wird ein glänzender Schmaus gegeben und werden wirklich beträchtliche Summen zu dem Zweck verausgabt. Für Geld wird auch ein Sträfling nicht verachtet; der Begleitsoldat wird natürlich vorher mit großem Geschick willig gemacht. Gewöhnlich sind solche Begleitsoldaten selbst künftige Gefängniskandidaten. Im übrigen kann für Geld alles gemacht werden, und solche Extratouren bleiben fast stets geheim. Man muß hinzufügen, daß sie überaus selten sind. Es gehört viel Geld dazu, und die Liebhaber des schönen Geschlechts greifen daher zu anderen, völlig ungefährlichen Mitteln.

Schon gleich in den ersten Tagen meines Aufenthalts im Zwangssträflingshause hatte ein junger Sträfling, ein außerordentlich hübscher Bursche, meine besondere Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Er wurde Sirotkin genannt und war in vielen Beziehungen ein ziemlich rätselhaftes Wesen. Vor allen Dingen fiel mir sein schönes Gesicht auf. Er zählte nicht mehr als dreiundzwanzig Jahre und befand sich in der besonderen Abteilung, d. h. der fristlosen; folglich galt er als ein überaus wichtiger Militärverbrecher. Ein stiller und sanfter Mensch, sprach er wenig und lachte selten. Seine Augen waren blau, seine Züge ebenmäßig, sein bartloses Gesicht zart, die Haare blond. Selbst der halbrasierte Kopf verunstaltete ihn wenig, ein so hübscher Knabe war er. Ein Handwerk betrieb er nicht, doch Geld verschaffte er sich, wenn auch nicht viel, so doch

häufig. Er war ganz auffallend faul und ging in unsaubern Kleidern herum. Nur wenn ihn ein anderer einmal ausstaffierte, wohl gar in ein rotes Hemd steckte, freute sich Sirotkin offensichtlich und ging in den Kasernen umher, um sich zu zeigen. Er trank nicht, spielte nicht Karten und zankte sich fast nie mit jemand. Zuweilen erging er sich hinter den Kasernen, die Hände in den Taschen, still und in sich gekehrt. Woran er denken mochte, ließ sich schwer vorstellen. Rief man ihn hin und wieder aus Neugierde an, fragte man ihn nach etwas, so antwortete er sofort und sogar mit einer gewissen Achtung, gar nicht nach Sträflingsart, sondern stets sanft und einsilbig. Dabei sah er einen an wie ein zehnjähriges Kind. Bekam er Geld, kaufte er sich nie etwas Notwendiges, ließ nicht seine Jacke ausbessern, legte sich nicht neue Stiefel zu, sondern kaufte sich einen Kringel, einen Pfefferkuchen und biß hinein, als sei er erst sieben Jahre alt. „Ei, du Sirotkin!“ sagten dann die Arrestanten zu ihm, „du Kasansche Waise!“ Während der arbeitsfreien Zeit schlenderte er in den fremden Kasernen herum; alle waren fast ausnahmlos beschäftigt, nur er hatte keine Arbeit. Sagte man ihm ein Wort, fast immer, um ihn aufzuziehen (über ihn und seine Kameraden machte man sich häufig lustig), so wandte er sich stumm ab, machte kehrt und begab sich in eine andere Kaserne; manchmal aber, wenn der Spott zu weit getrieben wurde, wurde er rot. Häufig dachte ich bei mir: „Wofür ist doch dieses stille, treuherzige Menschenkind ins Zwangssträflingshaus gekommen?“

Einst lag ich im Hospital in der Sträflingsabteilung. Sirotkin war ebenfalls krank und lag neben mir. Es war am Abend, als wir einmal miteinander ins Gespräch gerieten. Unvermutet wurde er aufgeräumt und erzählte mir, wie man ihn unter die Soldaten gesteckt habe, wie seine Mutter, die ihn begleitete, beim Abschied geweint habe, und wie schwer er es unter den Rekruten gehabt habe. Er fügte hinzu, daß er ganz und gar nicht das Rekrutenleben habe aushalten können; da seien alle so böse und streng gewesen, und die Kommandeure seien fast stets nicht zufrieden mit ihm gewesen.

„Wie endete es denn?“ fragte ich. „Wofür bist du hierhergeraten? Und noch dazu in die besondere Abteilung?“

„Ich bin nur ein Jahr im Bataillon gewesen, Alexander Petrowitsch. Und hierher bin ich geraten, weil ich meinen Kompaniechef Grigori Petrowitsch erstochen habe."

„Das habe ich gehört, Sirotkin; doch glaube ich es nicht. Nun, wie konntest du überhaupt einen Menschen töten?"

„So ist es gewesen, Alexander Petrowitsch. Zu schwer ist es mir dort geworden."

„So leben aber doch auch die anderen Rekruten. Natürlich ist es zuerst schwer, doch später gewöhnt man sich daran, und letzten Endes wird aus einem ein prächtiger Soldat. Es scheint, deine Mutter hat dich verzärtelt; hat dich bis zum achtzehnten Jahr mit Pfefferkuchen und Milch gefüttert."

„Meine Mutter hat mich gewiß sehr geliebt. Als ich Rekrut wurde, legte sie sich hin und ist, wie ich hörte, nicht mehr aufgestanden. Mir wurde das Leben schließlich immer bitterer unter den Rekruten. Der Chef konnte mich nicht leiden, bestrafte mich für jedes und alles. Ich trug alles mit Geduld und lebte aufs akkurateste; Schnäpschen trinke ich nicht, begehe nichts Schlimmes, doch ist es eine böse Sache, Alexander Petrowitsch, wenn es dazu kommt. Um einen herum sind die Menschen so steinherzig; nirgends kann man sich ausweinen. Zuweilen geht man dann in einen stillen Winkel und läßt die Tränen fließen. Da stehe ich einmal auf Wache; es ist schon Nacht. Zu alten Hölzern hat man mich gestellt. Der Wind heult. Es war Herbst, und eine Finsternis, daß man nicht wußte, ob man überhaupt noch Augen hat. Und ein Ekel, solch ein Ekel kam über mich. Da nahm ich die Flinte von der Schulter, entfernte das Bajonett und legte es beiseite. Dann zog ich den rechten Stiefel aus, setzte die Flintenmündung an die Brust, legte mich darüber und drückte mit der großen Zehe ab. Doch sehe ich, das Gewehr versagt. Ich nahm es vor, reinigte das Zündloch, schüttete neues Pulver drauf, schlug den Feuerstein an und setzte das Gewehr von neuem an die Brust. Was war das? Das Pulver flammte auf, doch wieder ging der Schuß nicht los. Was soll das heißen, denke ich. Ich zog den Stiefel an, setzte das Bajonett wieder drauf und schritt stillschweigend auf und ab. Da nahm ich mir in jenen Augenblicken vor: nur fort aus dem Rekruten-

5*

leben, wohin es aus sei. Eine halbe Stunde später erschien der Chef; er machte die Hauptrunde. Sogleich stürzt er auf mich los: „Steht man so Wache?“ Ich nahm die Flinte in die Hand und jagte ihm das Bajonett bis an den Lauf in den Leib. Viertausend Spießruten habe ich erhalten, bis hierher, in die besondere Abteilung bin ich gekommen.“

Er log nicht. Weshalb hätten sie ihn sonst in die besondere Abteilung gesteckt? Die alltäglichen Verbrechen pflegen bei weitem milder bestraft zu werden. Übrigens war Sirotkin allein von allen seinen Kameraden ein so schöner Mensch. Was die übrigen von seiner Kategorie anbelangt (es waren ihrer etwa fünfzehn Mann bei uns), so waren das alles seltsam anzuschauende Menschen. Nur zwei oder drei hatten erträgliche Gesichter; die übrigen waren langohrig, abschreckend häßlich, schmutzstarrend; ein paar davon hatten schon graue Haare. Wenn die Umstände es erlauben werden, will ich mich gelegentlich über diese Leute ausführlicher verbreiten. Sirotkin verkehrte häufig freundschaftlich mit Gasin, demselben Menschen, der die Veranlassung zur Abfassung dieses Kapitels wurde. Ich erwähnte, daß er betrunken in die Küche gestürzt kam, und daß dies meine anfänglichen Vorstellungen vom Leben im Zwangssträflingshause in Verwirrung brachte.

Dieser Gasin war ein furchtbares Geschöpf. Er machte auf alle einen schrecklichen, peinigenden Eindruck. Mir schien immer, es könne nichts Wilderes, Bestialischeres geben als ihn. Ich habe in Tobolsk den durch seine Untaten berüchtigten Räuber Kamenew gesehen, habe später Sokolow gesehen, einen entsetzlichen Mörder und entlaufenen Soldaten; doch hat keiner dieser beiden auf mich solch einen abstoßenden Eindruck gemacht wie Gasin. Ich hatte oft die Empfindung, als sehe ich vor mir eine ungeheure Riesenspinne von Menschengröße. Er war ein Tatar und furchtbar stark, der stärkste Mann im Zwangssträflingshause. Über Mittelgröße, von herkulischem Körperbau, mit einem ungestalten, unproportioniert-riesigen Kopf, hatte er eine gebückte Haltung und einen finsteren Blick. Im Zwangsträflingsgefängnis kursierten seltsame Gerüchte über ihn. Man wußte, daß er ein Militärverbrecher war, doch die Sträflinge erzählten unter sich (ich weiß nicht,

ob es wahr gewesen), er sei ein Deserteur aus Nertschinsk. Er war schon wiederholt nach Sibirien verschickt gewesen, war wiederholt aus der Haft enflohen, hatte seinen Namen gewechselt und war schließlich zu uns, in die besondere Abteilung gekommen. Man erzählte auch von ihm, daß er früher es geliebt habe, kleine Kinder einzig und allein zu seinem Vergnügen zu ermorden. Er habe die Kinder an einen geeigneten Ort geführt, sie zuerst eingeschüchtert, gefoltert und, nachdem er sich an der Todesangst der armen, kleinen Opfer geweidet, sie alsdann ruhig, langsam und mit Wollust ermordet. Alles dies war vielleicht nur erfunden, und zwar angeregt durch den allgemeinen, furchtbaren Eindruck, den Gasin auf alle machte, doch alle diese Gerüchte paßten ganz genau zu seiner Gesamtpersönlichkeit. Dabei führte er sich im Zwangssträflingshause, wenn er nicht betrunken war, gewöhnlich sehr vernünftig auf, war stets still, stritt sich mit keinem Menschen herum, mied allen Zank; doch geschah dies gewissermaßen aus Verachtung den anderen gegenüber, als fühle er sich über alle anderen hoch erhaben. Auch sprach er sehr wenig und hielt gewissermaßen mit bewußter Absicht seine Worte zurück. Alle seine Bewegungen waren langsam, ruhig und selbstbewußt. An seinem Blick sah man, daß er nichts weniger als beschränkt und außerordentlich schlau war; doch war stets etwas Hochmütig-Spöttisches und Grausames in seinem Gesicht und seinem Lächeln. Er handelte mit Branntwein und galt als einer der wohlhabendsten Branntweinverkäufer in unsrem Zwangssträflingshause. Doch pflegte er zweimal im Jahre sich selbst bis zur Besinnungslosigkeit zu betrinken, und hierbei zeigte sich deutlich die ganze Bestialität seiner Natur. Mit steigender Trunkenheit fing er an die Menschen zuerst mit Spottreden und bösem, wie eigens dazu schon lange zurechtgelegtem Hohn zu reizen. War er dann zuletzt gänzlich betrunken, so geriet er in die fürchterlichste Wut, ergriff ein Messer und stürzte damit auf die Menschen los. Die Sträflinge, die seine furchtbare Kraft kannten, flüchteten und versteckten sich vor ihm, denn er warf sich auf jeden, der ihm in den Weg trat. Doch fand man bald ein Mittel, mit ihm fertig zu werden. Zehn Mann seiner Kaserne stürzten sich plötzlich alle zugleich auf ihn und begannen ihn zu schlagen.

Etwas Grausameres als dieses Schlagen läßt sich kaum vorstellen: man schlug ihn auf die Brust, in die Herzgrube, aufs Herz, auf den Magen; dies wurde so lange fortgesetzt, bis er endlich die Besinnung verlor und wie tot dalag. Man würde es nicht gewagt haben, einen anderen Menschen bis zu einem solchen Grade zu mißhandeln; dies hätte unbedingt zu seinem Tode geführt. Doch bei Gasin war das nicht der Fall. Nach der Exekution hüllte man ihn in einen Halbpelz und trug den gänzlich Besinnungslosen auf seine Pritsche — „zur Erholung", wie man sagte. Und in der Tat, am anderen Morgen erhob er sich so gut wie gesund und ging schweigend und finster zur Arbeit. Und jedesmal, wenn Gasin sich zur Besinnungslosigkeit betrank, wußten alle im Zwangssträflingshause, daß der Tag für ihn unbedingt mit Prügeln endigen werde. Und trotzdem er selbst es ebensogut wußte, betrank er sich doch. So war es mehrere Jahre hindurch gegangen; endlich bemerkte man, daß Gasin nicht mehr der Alte war. Er begann über allerlei Schmerzen zu klagen, begann sichtlich abzumagern. Immer häufiger lag er im Hospital krank. „Er hat ausgespielt," redeten die Arrestanten unter sich.

Er betrat die Küche, begleitet von dem widerlichen Polen mit der Geige, den die Zechenden zur Vollendung ihres Vergnügens zu engagieren pflegten, und blieb inmitten des Raumes stehen, indem er schweigend und scharf sich alle Anwesenden ansah. Alle schwiegen. Endlich erblickte er mich und meinen Gefährten. Er musterte uns mit bösem, spöttischem Blick, lächelte selbstzufrieden, besann sich gleichsam auf etwas Besonderes und trat unter heftigem Schwanken auf unseren Tisch zu.

„Darf man fragen," begann er (in russischer Sprache), „aus welchen Mitteln Sie hier Tee zu trinken belieben?"

Ich wechselte einen stummen Blick mit meinem Tischgenossen, indem ich mir sagte, es würde das Geratenste sein, zu schweigen und nicht zu antworten, denn er wäre beim ersten Widerspruch in Wut versetzt worden.

„Also Sie haben Geld?" setzte er sein Verhör fort. „Also Sie haben einen ganzen Haufen Geld, was? Sind Sie deshalb in die Zwangsarbeit gekommen, um Tee zu trinken? Sind

Sie hergekommen, um Tee zu trinken? So reden Sie doch endlich, daß Sie der —!"

Doch als er sah, daß wir entschlossen waren, zu schweigen und ihn zu ignorieren, wurde er dunkelrot im Gesicht und begann vor Wut zu zittern. Neben ihm in der Ecke stand eine große Mulde, in die das ganze aufgeschnittene Brot gelegt wurde, das zum Mittag- oder Abendessen der Sträflinge bestimmt war. Sie war so groß, daß in ihr Brot für das halbe Zwangssträflingshaus Platz hatte, war jedoch jetzt leer. Er packte sie mit beiden Händen und schwang sie über uns. Noch einen Augenblick, und er hätte uns die Köpfe zerschmettert. Obgleich ein Mord oder die Absicht zu töten für das gesamte Haus außerordentlich unangenehme Folgen gehabt hätte (es hätte Nachforschungen, Durchsuchungen, verschärfte Aufsicht gegeben, weshalb die Arrestanten mit allen Kräften bemüht waren, es nie bis aufs äußerste kommen zu lassen), waren jetzt trotzdem alle ganz still und warteten der Dinge, die geschehen sollten. Nicht ein einziges Wort zu unsrem Schutz wurde laut! Nicht ein einziger Zuruf, um Gasin zurückzuhalten — so furchtbar mächtig war der Haß in ihnen uns gegenüber. Sie freuten sich offensichtlich unsrer gefährlichen Lage. Doch die Sache lief glücklich ab: eben wollte er die Mulde auf uns niedersausen lassen, als jemand aus dem Flur rief:

„Gasin, der Branntwein ist gestohlen!"

Er schmetterte die Mulde gegen den Fußboden und stürzte wie ein Wahnsinniger zur Küche hinaus.

„Gott hat sie gerettet!" sprachen die Arrestanten unter sich. Und lange noch redeten sie so untereinander.

Es war mir nicht möglich festzustellen, ob die Nachricht vom gestohlenen Branntwein auf Wahrheit beruhte oder zur rechten Zeit zu unserer Rettung erfunden worden war.

Am Abend, als es bereits dunkel war, ging ich, bevor die Kasernen geschlossen wurden, im Hof am Zaun auf und ab, und eine niederdrückende Traurigkeit kam über mich, eine Traurigkeit, wie ich sie später während meines Sträflingslebens nie wieder empfunden habe. Schwer ist der erste Hafttag zu ertragen, es mag sein, wo immer, ob im Zwangssträflingshause,

in der Kasematte oder in den Bergwerken. Doch ich erinnere mich, daß mich am meisten der Gedanke beschäftigte, der mich seitdem während der ganzen Zeit meines Leben im Zwangssträflingshause unablässig verfolgte — eine teilweise unlösbare Frage, die auch heute noch für mich unlösbar ist, nämlich die, weshalb ein und dasselbe Verbrechen verschieden bestraft wird? Gewiß, ein Verbrechen kann nicht mit einem anderen verglichen werden, auch nicht einmal annähernd. Da haben beispielsweise zwei einen Menschen getötet; alle näheren Umstände sowohl des einen Falles, wie auch des anderen, sind in Betracht gezogen, und hier wie da erfolgt fast ein gleichlautendes Urteil. Und doch — welch ein Unterschied gibt es zwischen den Verbrechen! Der eine z. B. hat einen Menschen um nichts, um eine Zwiebel erschlagen; ist auf die Landstraße hinausgegangen, hat einen vorübergehenden Bauer ermordet und bei ihm nur eine Zwiebel gefunden . . . Ein anderer hat einen Mord begangen, indem er die Ehre seiner Braut, Schwester, Tochter vor einem wollüstigen Tyrannen verteidigte. Wieder ein Dritter, wegen Landstreicherei von einem ganzen Heer von Häschern verfolgt, tat es, um seine Freiheit, sein Leben zu verteidigen, nicht selten fast vor Hunger sterbend. Ein Vierter endlich mordete kleine Kinder aus bloßer Lust am Töten, um auf seinen Händen ihr warmes Blut zu fühlen, um sich an ihrer Todesangst, an ihrem letzten Zittern unter dem Messer zu weiden. Und was geschieht? Der eine wie der andere erhält ein und dieselbe Zwangsarbeitsstrafe. Gewiß, es bestehen Unterschiede in der verschiedenen Zeitdauer der Strafen im allgemeinen, doch dieser Unterschiede gibt es verhältnismäßig nur wenige, während es der Unterschiede bei einunddderselben Art Verbrechen eine zahllose Menge gibt. Wie der Charakter, so auch der Unterschied. Doch nehmen wir an, es sei unmöglich, diesen Unterschied auszugleichen, es sei eine in ihrer Art unlösbare Aufgabe, wie etwa die Quadratur des Kreises. Doch selbst wenn diese Ungleichheit nicht bestände, so wäre ein anderer Unterschied in Betracht zu ziehen — der Unterschied in den Folgen der Strafe selbst . . . Da ist ein Mensch, der in der Zwangsarbeit hinsiecht, sich verzehrt gleich einem Licht, und daneben ist ein anderer, der bis zu seinem Eintreten in die

Zwangsarbeit es gar nicht einmal geahnt hat, daß es auf der Welt solch ein ursprünglich-heiteres Leben, solch einen angenehmen Klub verwegener Genossen gebe. Ja, es kommen ins Zwangssträflingshaus auch solche. Da ist bespielsweise ein gebildeter Mensch mit einem entwickelten Gewissen, ein Mensch mit Erkenntnis und Herz. Schon der Schmerz in seiner eigenen Brust zerreibt ihn mit seiner Qual rascher, als alle Strafen es zu tun vermögen. Er selbst verurteilt sich für sein Verbrechen schonungsloser, unerbittlicher als das härteste Gesetz. Doch neben ihm ist ein anderer, der während seiner ganzen Strafzeit auch nicht ein einziges Mal an den von ihm begangenen Mord denkt. Er hält sich sogar für einen Gerechten. Es gibt auch solche, die absichtlich Verbrechen begehen, nur um der Zwangsarbeit zu verfallen und sich auf diesem Wege von einem unvergleichlich schwereren Arbeitsleben zu befreien. Früher führten sie ein Leben auf der untersten Stufe der Erniedrigung, konnten sich niemals satt essen und arbeiteten für ihren Herrn vom Morgen bis zur Nacht; doch hier ist die Arbeit leichter als zu Hause, hier gibt es Brot die Fülle nnd in einer Güte, wie sie es früher nie zu sehen bekamen; hier gibt es an den Feiertagen Fleisch, gibt es milde Gaben, gibt es die Möglichkeit, einige Kopeken zu verdienen. Und die Gesellschaft? Ein geriebenes, gewandtes und vielerfahrenes Volk ist es. Und sie betrachten ihre Kameraden mit ehrfürchtigem Staunen; noch nie haben sie solche gesehen wie sie; sie sehen sie für die höchste Gesellschaft an, die es auf der Welt nur geben kann. Kann die Strafe für diese zwei Kategorien von Menschen wirklich in gleicher Weise fühlbar sein? Doch wozu überhaupt sich mit unlösbaren Fragen beschäftigen? Die Trommel ertönt; es ist Zeit, in seine Kaserne zu kommen.

4

Erste Eindrücke

Fortsetzung

Die letzte Kontrolle hatte begonnen. Nach dieser Kontrolle wurden die Kasernen zugeschlossen, jede mit einem besonderen Schloß, und die Sträflinge blieben bis zur Morgendämmerung eingeschlossen.

Die Kontrolle wurde von einem Unteroffizier mit zwei Soldaten durchgeführt. Zu diesem Zweck ließ man die Sträflinge sich bisweilen auf dem Hofe aufstellen, und es erschien dann der wachthabende Offizier. Doch häufiger vollzog sich die ganze Zeremonie im Hause, indem man in den Kasernen kontrollierte. So war es auch jetzt. Die Kontrollierenden irrten sich oft, verzählten sich, gingen und kehrten dann wieder zurück. Schließlich hatten die armen Wachtsoldaten die erforderliche Ziffer zusammen und schlossen die Kaserne ab. In ihr befanden sich einige dreißig auf den Pritschen ziemlich eng zusammengepferchter Arrestanten. Es war noch zu früh zum Schlafen. Jeder mußte sich noch mit irgendeiner Sache beschäftigen.

Von den Überwachungsorganen blieb in der Kaserne nur der Invalide zurück, den ich bereits früher erwähnt habe. In jeder Kaserne war auch ein Sträflingsältester, der vom Platzmajor selbst, natürlich auf Grund guter Führung, ernannt wurde. Sehr häufig kam es auch vor, daß diese Ältesten selbst wegen ernster Streiche gezüchtigt werden mußten; sie wurden alsdann ihres Amtes enthoben und durch andere ersetzt. In unsrer Kaserne war Akim Akimytsch der Älteste, und zu meinem Erstaunen fuhr er zuweilen die Sträflinge barsch an; doch diese antworteten darauf gewöhnlich mit Spottreden. Der Invalide war klüger als er und mischte sich in gar nichts ein; doch konnte dies einmal nicht umgangen werden, so tat er es mehr der Ordnung halber, mehr zur Erleichterung des Ge-

wissens. Schweigend saß er auf seiner Bettstelle und nähte Stiefel. Die Arrestanten beachteten ihn so gut wie gar nicht.

An diesem ersten Tage meines Zwangssträflingslebens machte ich eine Beobachtung und überzeugte mich in der Folge davon, daß sie richtig war. Es war die, daß alle Nicht-Sträflinge, wer sie auch sein mochten, angefangen von den mit den Sträflingen in unmittelbarer Berührung stehenden Begleit- und Wachtsoldaten, bis zu allen überhaupt, die mit dem Gefängnisleben irgendetwas zu tun hatten — mit einer gewissen, übertriebenen Ängstlichkeit auf die Sträflinge blickten. Man hatte den Eindruck, als ob sie jeden Augenblick voll Unruhe erwarteten, ein Sträfling könnte sich am Ende unversehens mit dem Messer auf einen von ihnen stürzen. Doch was das Bemerkenswerteste dabei war — die Sträflinge selbst fühlten es, daß man sie fürchte, und dies gab ihnen eine gewisse Courage. Indessen paßt der Mann am besten zum Sträflingschef, der sich vor ihnen nicht fürchtet. Doch unbeschadet ihrer Courage ist es den Sträflingen weit angenehmer, wenn man zu ihnen Zutrauen hat; dadurch kann man sie sogar zu sich ziehen. Während meiner Sträflingsjahre kam es, wenn auch nur äußerst selten, vor, daß jemand von der Kommandantur ohne Begleitsoldaten ins Zwangssträflingshaus kam. Man hätte sehen müssen, wie dies auf die Sträflinge wirkte, wie es günstig auf sie wirkte. Solch ein furchtloser Besucher errang stets ihre Achtung, und wenn sich wirklich etwas Schlimmes ereignen konnte, so hätte es sich nicht in seiner Anwesenheit ereignet. Eine solche Furcht vor den Sträflingen ist überall zu finden, wo es überhaupt Sträflinge gibt, und ich weiß wirklich nicht, worauf sie eigentlich zurückzuführen ist. Eine gewisse Berechtigung hat sie freilich wohl zuerst im Hinblick auf die äußere Erscheinung des Arrestanten als des notorischen Räubers; außerdem fühlt ein jeder, der sich dem Zwangsarbeitshause nähert, daß dieser ganze Haufe von Menschen sich hier nicht aus freien Stücken versammelt habe, und daß, ungeachtet aller Maßregeln, ein lebender Mensch nicht in einen Leichnam verwandelt werden kann: er bleibt ein Lebender mit allen seinen Gefühlen, mit dem Durst nach Rache und Leben, mit seinen Leidenschaften und dem Bedürfnis, sie zu befriedigen. Doch

unbeschadet alles dessen hege ich die feste Überzeugung, daß es nicht nötig ist, die Sträflinge zu fürchten. Nicht so leicht geschieht es, daß ein Mensch mit dem Messer auf einen anderen Menschen losstürzt. Mit einem Wort, wenn auch eine Gefahr möglich und wenn sie einmal vorhanden ist, so kann man doch in Anbetracht der Seltenheit solcher unglücklichen Fälle direkt darauf schließen, daß sie verschwindend gering ist. Selbstverständlich spreche ich hier von den bereits abgeurteilten Arrestanten, von denen viele sogar froh sind, endlich ins Zwangssträflingshaus gekommen zu sein (bis zu dem Grade schön pflegt bisweilen ein neues Leben zu sein!), und infolgedessen zu einem ruhigen und friedlichen Leben neigen; überdies aber würden sie wirklich den unruhigen Köpfen aus ihrer Mitte nicht allzuviel Spielraum zum Austoben geben. Ein jeder Zwangssträfling, selbst der kühnste und frechste, fürchtet sich vor allem in der Zwangsarbeit. Etwas anderes ist es mit dem noch nicht abgeurteilten Arrestanten. Der ist in der Tat fähig, sich auf einen Fremden zu stürzen, und zwar ohne jeden Anlaß, nur darum, beispielsweise, weil er am nächsten Tage seine Strafe anzutreten hätte. Wenn er — kalkuliert er — jetzt ein neues Vergehen sich zu schulden kommen läßt, wird sogleich auch die Strafe hinausgerückt. In diesem Falle ist ein Motiv, ein Zweck des Angriffs da, bestehend in der Absicht, um jeden Preis und so schnell wie möglich „sein Los zu ändern". Ich kenne sogar einen seltsamen, psychologischen Fall dieser Art.

Bei uns im Zwangssträflingshause befand sich in der Militärabteilung ein Sträfling, ein Soldat, der ohne Verlust der Standesrechte zu zwei Jahren Zwangsstrafe verurteilt worden war — ein furchtbarer Großtuer und ein ausgesprochener Feigling. Im allgemeinen sind Großtuerei und Feigheit beim russischen Soldaten außerordentlich selten anzutreffen. Unser Soldat schaut stets so beschäftigt drein, daß er gar keine Zeit zum Großtun übrig hätte, selbst wenn er großtun wollte. Ist er aber einmal ein Großtuer, so ist er fast stets ein Taugenichts und Feigling. Dutow (so hieß dieser Arrestant) hatte endlich seine kurze Strafzeit verbüßt und kehrte wieder zu seinem Linienbataillon zurück. Da nun aber alle Leute seines Schlages, die zur Besserung ins Zwangssträflingshaus verschickt werden,

hier gänzlich verwöhnt werden, so pflegt es meist dahin zu kommen, daß sie schon nach zwei oder drei Wochen sich von neuem eines Vergehens schuldig machen und infolgedessen wieder im Zwangssträflingshause auftauchen, doch jetzt nicht mehr auf zwei bis drei Jahre, sondern als „lebenlänglich“, auf fünfzehn oder zwanzig Jahre. So geschah es auch wieder hier: einige drei Wochen nach seiner Entlassung aus dem Zwangssträflingshause war er grob gewesen und hatte Unfug getrieben. Er wurde infolgedessen dem Gericht übergeben und zu schwerer Körperstrafe verurteilt. Voll unbeschreiblicher Furcht vor der bevorstehenden Strafe warf sich der sonst so feige Jämmerling am Vorabend des Tages, an dem er Spießruten laufen mußte, mit einem Messer auf den das Gefangenenzimmer betretenden, wachthabenden Offizier. Selbstverständlich wußte er nur zu gut, daß er durch solche Handlung sein Urteil und die Dauer seiner Zwangsarbeitsstrafe bloß ganz außerordentlich verschärfen werde. Doch seine Berechnung bestand darin, den fürchterlichen Augenblick der Spießrutenstrafe um einige Tage, ja nur um einige Stunden hinauszuschieben! Bis zu dem Grade war er ein Feigling, daß er den Offizier, auf den er sich mit dem Messer gestürzt hatte, gar nicht einmal verwundete; das Ganze hatte er lediglich zum Schein getan, allein aus dem Grunde, ein neues Verbrechen zu schaffen, für das er wieder vor Gericht zu stellen wäre.

Die Minute vor der Strafvollstreckung ist für den Verurteilten natürlich furchtbar, und ich habe im Laufe mehrerer Jahre genug Menschen am Vorabende des für sie verhängnisvollen Tages sehen müssen. Für gewöhnlich traf ich mit den im Anklagestande befindlichen Arrestanten im Hospital, in der Sträflingsabteilung, zusammen, wenn ich krank lag, was recht häufig der Fall war. Es ist sämtlichen Arrestanten in ganz Rußland bekannt, daß die Leute, die mit ihnen das meiste Mitleid haben, die Ärzte sind. Sie machen unter den Arrestanten nie einen Unterschied, wie ihn unwillkürlich alle anderen Menschen zu machen pflegen, vielleicht allein das einfache Volk ausgenommen. Dieses tadelt nie den Arrestanten für sein Verbrechen, wie entsetzlich es auch sein möge, und verzeiht ihm für die auferlegte Strafe und überhaupt für sein

Unglück alles. Nicht umsonst nennt das Volk überall in ganz Rußland das Verbrechen ein Unglück und die Verbrecher Unglückliche. Dies ist eine sehr tiefsinnige Definition, und sie ist umso wichtiger, als sie unbewußt, instinktiv entstanden ist. Die Ärzte bilden nun in vielen Fällen die wahre Zuflucht für die Arrestanten, besonders für die noch nicht Abgeurteilten, die viel strenger gehalten werden als die bereits Verurteilten. Infolgedessen geht der Angeklagte, der sich den wahrscheinlichen Termin des für ihn so furchtbaren Tages herausgerechnet hat, häufig ins Hospital, weil er ja den Wunsch hat, die schwere Minute auf irgendeine Weise hinauszuschieben. Wenn er dann als gesundet entlassen wird, befindet er sich, da er sicher weiß, der verhängnisvolle Zeitpunkt sei schon morgen da, fast stets in starker Erregung. Manche versuchen aus Ehrgeiz ihre Gefühle zu verbergen, doch ihre plumpe Scheinzuversicht täuscht ihre Kameraden nicht. Alle wissen, worum es sich handelt, und schweigen ihrerseits aus einem humanen Gefühl. Ich kannte einen Arrestanten, ein jungen Soldaten, einen Mörder, welcher zu einer Stockprügelstrafe mit der vollen Zahl der Hiebe verurteilt war. Er zeigte eine solche Angst, daß er am Abend vor der Exekution sich entschloß, einen Krug Branntwein auszutrinken, in dem er Schnupftabak hatte stehen lassen. Es sei bemerkt, daß der angeklagte Arrestant sich vor dem Strafvollzug stets Branntwein verschaffte. Schon lange vor dem Termin war er da, wurde er für schweres Geld gekauft. Der Arrestant wird eher ein halbes Jahr lang auf alles Notwendige verzichten, doch er spart sich die nötige Summe zusammen, um eine Viertelstunde vor Vollstreckung der Strafe ein Quartmaß Branntwein austrinken zu können. Unter den Sträflingen herrscht im allgemeinen die Überzeugung, daß ein Berauschter die Stock- oder Rutenhiebe nicht so schmerzlich fühle. Doch ich bin von meiner Erzählung abgeschweift. Der arme Teufel erkrankte, nachdem er seinen Krug Branntwein (mit dem Schnupftabak) ausgetrunken hatte, sofort; es stellte sich Blutbrechen bei ihm ein, und er wurde in fast besinnungslosem Zustande ins Hospital übergeführt. Dieses Brechen hatte seine Brust derart mitgenommen, daß schon nach einigen Tagen bei ihm Anzeichen der ausgesprochenen Schwindsucht beobachtet

wurden, an der er ein halbes Jahr später gestorben ist. Die Ärzte, die ihn behandelten, wußten nicht, wie seine Krankheit entstanden war.

Doch beim Erwähnen der häufig bei den Verbrechern zu Tage tretenden Angstempfindungen vor der Bestrafung, muß ich ebenfalls erklären, daß demgegenüber einige von ihnen den Beobachter durch eine ungewöhnliche Unerschrockenheit in Erstaunen setzten. Ich erinnere mich einiger Beispiele von Kühnheit, die sich bis zu einer gewissen Unempfindlichkeit steigerten, und solche Beispiele waren nicht ganz selten. Insbesondere erinnere ich mich einer Begegnung mit einem furchtbaren Verbrecher. An einem Sommertage verbreitete sich in der Arrestantenabteilung des Hospitals das Gerücht, am Abend werde der berühmte Räuber Orlow, ein entlaufener Soldat, gezüchtigt und darauf in die Abteilung gebracht werden. Die kranken Arrestanten behaupteten in Erwartung Orlows, daß man ihn hart züchtigen werde. Alle befanden sich in einer Art Erregungszustand, und ich muß bekennen, auch ich erwartete das Erscheinen des berühmten Räubers mit äußerster Neugier. Schon längst hatte ich über ihn Wunderdinge gehört. Er war ein Bösewicht, wie sie nur selten vorkommen, der kaltblütig Greise und Kinder abgeschlachtet hatte, ein Mensch von furchtbarer Willenskraft und mit dem stolzen Bewußtsein seiner Stärke. Er war mehrerer Morde angeklagt und jetzt zu Spießrutenlaufen verurteilt worden. Als er ankam, war es schon Abend. In der Krankenabteilung war es bereits dunkel und wurden die Lichte angezündet. Orlow war fast besinnungslos, schrecklich blaß, mit dichten, zerzausten, schwarzen Haaren. Sein Rücken war geschwollen und dunkelrot angelaufen. Die ganze Nacht pflegten ihn die Arrestanten, wechselten die Kompressen, legten ihn von einer Seite auf die andere, gaben ihm Medizin; es war, als wären sie um einen lieben Verwandten, um einen Wohltäter bemüht. Am anderen Tage kam er völlig zu sich und ging ein paarmal im Raum auf und ab. Dies setzte mich in Erstaunen: er war zu schwach und erschöpft ins Hospital eingeliefert worden. Er hatte vorläufig eine volle Hälfte der Zahl der ihm zugemessenen Spießruten durchlaufen. Der Arzt hatte die Exekution erst dann unterbrochen, als er bemerkte,

daß eine Fortsetzung der Strafe unbedingt den Tod des Verbrechers nach sich ziehen würde. Überdies war Orlow klein von Wuchs, von schmächtigem Körperbau und durch lange Haft bereits entkräftet. Wer jemals im Anklagezustand befindliche Arrestanten gesehen hat, wird sich wohl noch lange ihrer ausgemergelten, schmalen, blassen Gesichter und ihrer fieberhaft glänzenden Augen erinnern. Ungeachtet dessen erholte Orlow sich rasch. Offenbar half seiner Natur die ihm innewohnende seelische Energie stark nach. In Wahrheit, er war kein ganz gewöhnlicher Mensch. Aus Neugier machte ich mich näher mit ihm bekannt und studierte ihn ein ganze Woche lang. Ich kann bestimmt sagen, daß ich nie im Leben einen Menschen von stärkerem, eisernerem Charakter getroffen habe als ihn. Ich hatte bereits früher einmal in Tobolsk eine Berühmtheit dieser Art gesehen, einen ehemaligen Räuberhauptmann. Der war ein wildes Tier durch und durch; und stand man, ohne seinen Namen zu kennen, neben ihm, so hätte einem schon der bloße Instinkt gesagt, welch eine entsetzliche Kreatur das sei: doch bei ihm erschreckte mich auch die geistige Stumpfheit. Das rein Fleischliche triumphierte hier über alle seelischen Regungen, daß man auf den ersten Blick in seinem Gesicht lesen konnte, hier sei nur allein ein wilder Durst nach leiblichen Genüssen, Wollust und Sinnenbrunst übriggeblieben. Ich bin überzeugt davon, daß Korenew — so hieß der Räuber — sogar angesichts der Strafe den Mut verloren und gezittert haben würde, trotzdem er imstande war, ohne mit der Augenwimper zu zucken, einen Mord zu begehen.

Ein vollständiges Gegenbild von diesem war Orlow. In ihm offenbarte sich der volle Sieg des Geistes über das Fleisch. Man sah, daß dieser Mensch sich absolut in der Gewalt hatte, daß er alle Qualen der Strafe verachtete und nichts auf der Welt fürchtete. Man sah in ihm eine unendliche Energie, einen Durst nach Rache, einen Durst nach Erreichung des ihm vorschwebenden Zieles. Unter anderem verblüffte mich sein seltsamer Stolz. Er sah auf alles mit fast unglaublicher Überhebung herab, doch ohne sich dabei irgendwie zu spreizen, sondern vielmehr ganz einfach und natürlich. Ich glaube, es gab keinen Menschen auf der Welt, vor dessen Autorität er sich gebeugt

hätte. Auf alles blickte er mit einer Art unerschütterlicher Ruhe, als gebe es nichts in der Schöpfung, was ihn staunen machen könnte. Und obgleich er wohl wußte, daß die anderen Sträflinge ihn mit Achtung betrachteten, paradierte er keineswegs vor ihnen. Und doch sind Ehrsucht und Aufgeblasenheit fast allen Sträflingen ohne Ausnahme eigen. Er hatte einen sehr scharfen Verstand und war merkwürdig offenherzig, dabei aber durchaus nicht geschwätzig. Auf meine Fragen antwortete er mir geradeheraus, daß er seine Wiederherstellung erwarte, um möglichst bald den Rest seiner Strafe abzubüßen, und daß er anfänglich gefürchtet habe, er werde die Züchtigung nicht aushalten. „Doch jetzt", fügte er, mir zublinzelnd, hinzu, „ist die Sache vorüber. Ich werde den Rest noch aushalten und dann mit der Sträflingspartie nach Nertschinsk abgehen, unterwegs jedoch Reißaus nehmen. Unbedingt werde ich Reißaus nehmen. Wenn nur mein Rücken bald geheilt wäre!" Und all die fünf Tage wartete er mit höchster Ungeduld auf seine Entlassung aus dem Hospital. In dieser Zeit war er zuweilen sehr aufgeräumt und heiter. Ich versuchte mit ihm über seine Erlebnisse zu sprechen. Bei diesen Fragen machte er ein etwas finsteres Gesicht, antwortete aber stets mit voller Offenherzigkeit. Doch als er merkte, daß ich an sein Gewissen heranzukommen und bei ihm so etwas wie Reue zu bewirken suchte, sah er mich dermaßen verächtlich und hochmütig an, als sei ich in seinen Augen plötzlich zu einem dummen, kleinen Jungen geworden, mit dem es sich nicht wie mit Erwachsenen reden lasse. Ja selbst etwas wie Mitleid prägte sich in seinem Gesicht aus. Nach einer Minute schon aber lachte er über mich überaus herzlich und ohne jede Spur von Ironie, und ich bin überzeugt, daß er, allein geblieben und meiner Worte sich nochmals erinnernd, vielleicht wiederholt vor sich hingelacht hat. Endlich wurde er mit noch nicht völlig geheiltem Rücken aus dem Hospital entlassen; ich wurde zu der Zeit ebenfalls als gesund entlassen, und wir verließen so gemeinsam das Hospital: ich, um ins Zwangssträflingshaus zurückzukehren, und er ins Wachthaus neben unserem Gefängnis, woselbst er auch früher interniert gewesen war. Beim Abschiede drückte er mir die Hand, was von seiner Seite ein Zeichen hohen Vertrauens

war. Ich denke, er tat dies, weil er in diesem Augenblick sehr zufrieden mit sich selbst war. Im Grunde genommen konnte er nicht umhin, mich zu verachten, und er mußte auf mich als auf ein sklavisches, schwaches, jämmerliches und in jedem Betracht unter ihm stehendes Wesen herabsehen. Am Tage darauf wurde er zur zweitmaligen Exekution hinausgeführt . . .

Sobald unsre Kaserne geschlossen worden war, nahm sie auf einmal ein ganz besonderes Aussehen an — das Aussehen einer richtigen Wohnung, eines häuslichen Herdes. Erst jetzt konnte ich die Sträflinge, meine Kameraden, ganz in ihrer Häuslichkeit sehen. Am Tage können die Unteroffiziere, die Wachtsoldaten und überhaupt die Vorgesetzten jeden Augenblick im Zwangssträflingshause erscheinen, weshalb alle Insassen desselben sich anders verhalten — so, als hätten sie sich nicht vollkommen beruhigt, als sähen sie etwas Besonderem mit einer gewissen Unruhe entgegen. Doch kaum war die Kaserne verschlossen, so nahm ein jeder sofort ruhig seinen Platz ein und machte ein jeder sich sogleich an irgendeine Handarbeit. Die Kaserne war auf einmal hell erleuchtet. Jeder hielt sich ein eigenes Licht nebst einem meist hölzernen Leuchter. Der eine machte sich ans Steppen von Stiefeln, der andere ans Nähen irgendeines Kleidungsstückes. Die Stickluft in der Kaserne wurde von Stunde zu Stunde fürchterlicher. Eine kleine Gruppe Nichtstuer hockte in einem Winkel am Boden vor einem Teppich und spielte Karten. Fast in jeder Kaserne befand sich ein Sträfling, der im Besitz eines kleinen, schlechten Teppichs, eines Lichtes, sowie eines Spiels furchtbar verschmutzter, fettiger Karten war. Alles das zusammen wurde „Maidan"*) genannt. Der Inhaber derselben erhielt von den Spielenden eine Entschädigung von fünfzehn Kopeken für die Nacht; dies war sein Gewerbe. Es wurden gewöhnlich Dreiblatt, Gorka und andere Spiele gespielt. Sämtliche Spiele waren Hasardspiele. Jeder Spielende schüttete vor sich einen Haufen Kupfermünzen hin — alles, was er in der Tasche hatte, und erhob sich nicht eher vom Boden, als bis er alles bis auf die letzte Kopeke verspielt oder aber seinen Kameraden alles abgewonnen hatte. Das Spiel währte bis tief in die Nacht hinein, bis-

*) Das russische Wort für Spielhaus.

weilen aber auch bis zur Morgendämmerung, ja bis zur Minute, da die Kaserne aufgeschlossen wurde. In unserem Zimmer gab es stets Arme, die ihr Hab und Gut verspielt und vertrunken hatten, oder einfach von Natur Arme. Ich sage „von Natur“ und betone eigens diesen Ausdruck. In der Tat, überall unter unsrem Volk, in jeder Umgebung und in allen Verhältnissen gibt es immer und wird es immer einige sonderbare, friedliche und nicht selten sehr betriebsame Persönlichkeiten geben, denen es vom Schicksal bestimmt zu sein scheint, in alle Ewigkeit bettelarm zu bleiben. Sie sind immer gleichsam Bauern ohne Land, sie sind immer Schmutzfinken, schauen immer gram- und kummervoll drein und dienen stets irgendeinem andern als Laufburschen, insbesondere den Faulenzern oder den plötzlich Reichgewordenen und Emporgekommenen. Jeder selbständige Anlauf, jede Initiative ist für sie ein Leid und eine Last. Es ist, als seien sie nur dazu geboren, nichts selbst zu unternehmen, sondern nur Fremden zu dienen, nicht nach eigenem Willen und Wollen zu leben, sondern nach fremder Pfeife zu tanzen; ihre Bestimmung ist allein, fremde Gebote zu erfüllen. Zuletzt können sie denn auch durch keinerlei Umstände, keinerlei Lebenswandlungen zu irgendwelchem eigenen Besitz gelangen. Sie sind immer Arme, Bettler. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß solche Persönlichkeiten nicht bloß unter dem Volk vorkommen, sondern in allen Gesellschaftskreisen, allen Ständen, Parteien, bei allen Journalen und Geschäftsgenossenschaften. So war es auch in jeder Kaserne, in jedem Zwangssträflingshause, und kaum kam ein „Maidan“ in Gang, so war auch schon ein solches Individuum da, um seine Dienste anzubieten. Überhaupt konnte ein „Maidan“ ohne eine Hilfskraft dieser Art nicht auskommen. Der Betreffende wurde gewöhnlich von allen Spielern gemeinsam auf die Dauer der ganzen Nacht für fünf Kopeken Silber engagiert, und seine Hauptpflicht bestand darin, die ganze Nacht Posten zu stehen. Größtenteils fror er sechs oder sieben Stunden in der Dunkelheit im Flur bei dreißig Grad Frost und lauschte auf jedes Geräusch, auf jeden Ton, jeden Schritt draußen. Der Platzmajor oder die Wachtsoldaten erschienen bisweilen zu später Nachtstunde im Zwangssträflingshause; sie kamen leise

6*

und überraschten sowohl die Spielenden, die Arbeitenden als auch die überflüssigen Lichte, die man schon vom Hofe sehen konnte. Zum mindesten war es, als man plötzlich das Schloß an der Tür, die aus dem Flur auf den Hof führte, kreischen hörte, bereits zu spät, sich zu verstecken, die Lichte auszulöschen und sich auf die Pritschen zu werfen. Doch da es in solchen Fällen dem aufpassenden Posten seitens der Kartenspieler übel erging, so kam das nur äußerst selten vor. Fünf Kopeken waren freilich eine lächerlich geringe Entschädigung, selbst für das Zwangssträflingshaus, doch hat mich stets im Zwangssträflingshause die Härte und Erbarmungslosigkeit der „Dienstherren“ sowohl bei diesen als auch bei allen anderen Gelegenheiten überrascht. „Hast du das Geld genommen, so diene auch!“ lautete das Argument, gegen das es keinen Einspruch geben durfte. Für einen gezahlten Groschen nahm der „Dienstherr“ alles, was er nehmen konnte, nahm er selbst das Letzte und war dabei noch der Meinung, er habe dem andern eine Wohltat erwiesen. Der Nichtstuer, der im Rausch ohne jede Berechnung sein Geld rechts und links hinauswarf, saugte auf jeden Fall den ihm Dienste Leistenden aus. Dies bemerkte ich nicht allein im Zwangssträflingshause, nicht allein beim „Maidan.“

Ich sagte bereits, daß in der Kaserne sich fast jeder auf irgendeine Weise beschäftigte. Außer den Spielern gab es wohl nicht mehr als fünf Menschen, die nichts zu tun hatten; diese legten sich sogleich schlafen. Meine Pritsche befand sich dicht bei der Tür. Auf der anderen Seite der Pritsche, Kopf an Kopf mit mir, lag Akim Akimytsch. Bis zehn oder elf Uhr arbeitete er, klebte er bunte, chinesische Laternchen zusammen, die man in der Stadt gegen eine ziemlich gute Bezahlung bei ihm bestellt hatte. Die Laternchen arbeitete er meisterhaft und stellte sie nacheinander methodisch her. Nach Beendigung der Arbeit legte er alles sorgsam weg, breitete seine Matratze aus, sprach ein frommes Gebet und legte sich in aller Wohlanständigkeit nieder. Wohlanständigkeit und Ordnung erreichten bei ihm die äußerste Grenze der Pedanterie: offenbar mußte er sich für einen außerordentlich klugen Menschen halten, wie überhaupt alle stumpfen und beschränkten Menschen. Schon gleich vom ersten Tage an gefiel er mir nicht, obgleich ich mich

erinnere, an diesem ersten Tage viel über ihn nachgedacht zu haben. Am meisten hatte es mich gewundert, daß solch ein Mensch, anstatt im Leben vorwärts zu kommen, sich im Zwangssträflingshause befand. Späterhin werde ich noch häufig von Akim Akimytsch zu sprechen haben.

Doch ich will in Kürze den Bestand unsrer Kasernen beschreiben. Ich hatte viele Jahre hier zu leben, und dies waren alles meine künftigen Mitbewohner und Kameraden. Es ist zu verstehen, daß ich sie mir mit lebhafter Neugier betrachtete. Links von meinem Platz auf den Pritschen befand sich eine Anzahl von kaukasischen Bergbewohnern, die meistenteils wegen Plünderung, und zwar auf verschiedene Zeitdauer, hierher verschickt worden waren. Es waren zwei Lesghier, ein Tschetschene und drei Daghestaner Tataren. Der Tschetschene war ein finsterer und grämlicher Mensch. Er sprach fast mit niemand und schaute beständig haßerfüllt, mürrisch und mit boshaftem, spöttischem Lächeln um sich. Der eine Lesghier war schon bejahrt und hatte eine lange, schmale und gebogene Nase; er machte den Eindruck eines professionellen Räubers. Dafür machte der andere, Nurra mit Namen, vom ersten Tage an den freundlichsten, angenehmsten Eindruck auf mich. Er war noch kein alter Mensch, nicht hochgewachsen, doch von herkulischem Körperbau, vollkommen blond, mit hellblauen Augen, aufgeworfener Nase, dem Gesicht eines finnischen Mädchens und mit vom fortwährenden Reiten gekrümmten Beinen. Sein ganzer Körper war zerhauen und von Bajonettstichen und Kugeln durchbohrt. Im Kaukasus hatte er zu den friedlichen Bergstämmen gehört, hatte aber beständig gemeinsam mit den feindseligen Stämmen insgeheim Streifzüge gegen die Russen unternommen. Im Zwangssträflingshause wurde er allgemein geliebt. Er war stets fröhlich und freundlich mit jedem, arbeitete ohne Murren, war ruhig und heiter, obwohl er oft mit Unwillen auf die Abscheulichkeiten und den Schmutz des Sträflingslebens blickte und über jeden Diebstahl, jede Gaunerei und Trunkenheit sowie über alles, was ehrlos war, in helle Wut geraten konnte. Allein Streit suchte er nie und wandte sich unwillig davon ab. Während der ganzen Zeit seines Sträflingszeit hat er nie einen Diebstahl verübt, nie etwas

Schlechtes getan. Er war außerordentlich fromm und erfüllte streng die Vorschriften seiner Religion. Die Fasten vor den mohammedanischen Feiertagen hielt er mit fanatischem Eifer ein und lag ganze Nächte hindurch im Gebet. Alle liebten ihn und trauten seiner Ehrlichkeit. „Nurra ist ein Löwe", pflegten die Arrestanten zu sagen, und so behielt er denn den Beinamen Löwe. Er war fest davon überzeugt, daß man ihn nach Verbüßung seiner Strafzeit wieder nach seiner kaukasischen Heimat werde zurückkehren lassen, und lebte ganz in dieser Hoffnung. Ich glaube, er wäre gestorben, hätte man sie ihm zerstört. Schon gleich am ersten Tage fiel er mir in die Augen. Es war unmöglich, sein gutes, sympathisches Gesicht unter den bösen, grämlichen und spöttischen Gesichtern der übrigen Sträflinge nicht zu bemerken. Während der ersten halben Stunde meines Aufenthaltes im Zwangssträflingshause klopfte er im Vorübergehen mir auf die Schulter und sah mir gutmütig lachend in die Augen. Ich vermochte zuerst nicht zu begreifen, was das zu bedeuten habe. Auch sprach er sehr mangelhaft russisch. Bald darauf trat er abermals an mich heran und klopfte mir abermals mit freundschaftlichem Lächeln auf die Schulter. Dies geschah wieder und wieder im Lauf von drei Tagen. Es bedeutete, wie ich gleich erriet und später erfuhr, von seiner Seite, daß er mich bemitleide, daß er fühle, wie schwer es mir falle, mich mit dem Zwangssträflingshause zu befreunden, daß er mir seine Freundschaft zeigen, mich ermutigen und mich seines Schutzes versichern wolle. Guter, naiver Nurra!

Daghestaner Tataren hatten wir drei bei uns — alles leibliche Brüder. Zwei von ihnen waren bereits bejahrte Männer, doch der dritte, Alei genannt, zählte nicht mehr als zweiundzwanzig Jahre, ja er sah sogar noch jünger aus. Er hatte seinen Pritschenplatz neben mir. Sein prächtiges, offenes, kluges und zugleich gutmütig-naives Gesicht hatte ihm schon beim ersten Blick mein Herz gewonnen, und ich war so froh, daß das Schicksal ihn und nicht einen anderen mir zum Nachbar beschert hatte. Seine ganze Seele spiegelte sich in seinem hübschen, man konnte fast sagen: schönen Gesicht wider. Sein Lächeln war so zutraulich, so kindlich offen; die großen, schwarzen Augen waren so weich, so freundlich, daß ich immer ein be-

sonderes Vergnügen, ja sogar eine Erleichterung meiner Herzenspein, meiner Traurigkeit empfand, wenn ich ihn ansah. Ich sage dies ohne Übertreibung. Zu Hause in der Heimat hatte einmal sein ältester Bruder (er besaß fünf ältere Brüder, von denen zwei andere auf eine Fabrik gekommen waren) ihm befohlen, seinen Säbel zu nehmen und das Pferd zu besteigen, um mit ihm an einer Expedition teilzunehmen. Die Achtung vor den Älteren ist in den Familien der Bergvölker so groß, daß der Junge weder zu fragen wagte, noch auch überhaupt daran dachte zu fragen, wohin es denn gehe? Die anderen hatten es aber gar nicht für nötig befunden, ihn darüber aufzuklären. Sie zogen alle auf Raub aus: ein reicher, armenischer Kaufmann sollte unterwegs aus dem Hinterhalt überfallen und ausgeplündert werden. So geschah es auch; sie machten die Begleitmannschaft nieder, ermordeten den Armenier und raubten seine Ware. Doch das Verbrechen wurde aufgedeckt; alle sechs Schuldigen wurden verhaftet, vor Gericht gestellt, des Verbrechens überführt und zur Strafe zur Zwangsarbeit nach Sibirien verschickt. Die ganze Milde, die das Gericht für Alei hatte, bestand in der Milderung der Strafdauer: er wurde auf nur vier Jahre verschickt. Die Brüder liebten ihn sehr, aber mit einer Art mehr väterlicher, als brüderlicher Liebe. Er war ihr Trost in der Verbannung, und sie, die gewöhnlich finster und grämlich Dreinschauenden, lächelten immer, wenn sie ihn anblickten. Und wenn sie mit ihm sprachen (was sehr selten geschah, als hielten sie ihn immer noch für einen Knaben, mit dem nichts Ernstes besprochen werden könne), so hellten sich ihre Mienen auf, und ich erriet, daß sie etwas Scherzhaftes, fast Kindliches mit ihm sprachen, wenigstens sahen sie sich dabei immer an und lachten gutmütig, wenn er ihnen Antwort gab. Er selbst dagegen wagte sie kaum anzureden: so weit ging seine Ehrfurcht. Man konnte sich nur schwer vorstellen, wie es kam, daß dieser Knabe sich durch die ganze Zeit seiner Zwangsarbeit eine solche Herzensweichheit bewahren, eine solche strenge Ehrlichkeit, eine solche Herzlichkeit und ein solches sympathisches Wesen in sich auszubilden vermochte, ohne zu verrohen, ohne sich demoralisieren zu lassen. Er war im übrigen eine starke, harmonische Natur, unbeschadet all seiner augen-

scheinlichen Weichheit. Ich lernte ihn mit der Zeit gut kennen. Er war keusch wie ein reines Mädchen, und eine zynische, gemeine, schmutzige oder ungerechte und gewalttätige Handlung im Zwangssträflingshause entfachte das Feuer des Unwillens in seinen schönen Augen, die dadurch nur noch schöner wurden. Auch er mied Zank und Streit, obgleich er keineswegs zu denen zählte, die sich ungestraft beleidigen lassen, und er verstand es, für sich einzustehen. Doch hatte er nie Streit mit irgendwem: alle liebten ihn und behandelten ihn mit Freundlichkeit. Zuerst war er mir gegenüber nur höflich. Allmählich begann ich Gespräche mit ihm anzuknüpfen; im Laufe weniger Monate hatte er prächtig russisch sprechen gelernt, was seinen Brüdern während ihrer ganzen Sträflingszeit nicht gelang. Er schien mir ein sehr kluger, außerordentlich bescheidener, feinfühliger und etwas zu nachdenklicher Junge zu sein. Überhaupt bemerke ich schon gleich: ich bin der Ansicht, daß Alei weitaus kein gewöhnlicher Mensch war, und erinnere mich des Zusammentreffens mit ihm als einer der angenehmsten Begegnungen in meinem Leben. Es gibt Naturen, die so prächtig geschaffen, so begnadet sind, daß schon der bloße Gedanke, sie könnten sich irgend jemals zum Schlechten verändern, ganz unmöglich scheint. Ihretwegen braucht man sich keine Sorge zu machen. Ich bin auch jetzt bezüglich Aleis ruhig. Wo mag er jetzt sein?

Einmal, schon ziemlich lange nach meinem Einzuge im Zwangssträflingshause, lag ich auf der Pritsche, in sehr schwere Gedanken versunken. Alei, der die Arbeit liebte und stets arbeitete, war gerade mit nichts beschäftigt, obwohl es noch zu früh zum Schlafengehen war. Doch sie hatten damals gerade einen muselmännischen Feiertag und arbeiteten nicht. Er lag da mit unter den Kopf gelegten Händen und war ebenfalls in Gedanken versunken. Plötzlich fragte er mich:

„Dir ist wohl eben recht schwer zumute?"

Ich sah ihn interessiert an; diese rasche, direkte Frage erschien mir sonderbar von seiten des stets delikaten, stets feinen und verständigen Alei. Doch schärfer hinsehend, gewahrte ich in seinem Gesicht so viel Harm, so viel Erinnerungsqual, daß ich sofort finden mußte, ihm selbst müsse es in dieser Minute gerade sehr schwer ums Herz sein. Ich sprach ihm gegenüber

diese meine Vermutung aus. Er seufzte und lächelte traurig. Ich liebte sein stets zartes und herzliches Lächeln. Außerdem zeigte er beim Lächeln zwei Reihen von Perlenzähnen, um deren Pracht ihn die erste Schönheit der Welt hätte beneiden dürfen.

„Nicht wahr, Alei, du dachtest wohl eben daran, wie man bei euch in Daghestan diesen Feiertag begeht? Gewiß ist es dort schön!"

„Ja," sagte er entzückt, und seine Augen leuchteten, „doch wie kannst du wissen, daß ich gerade daran denke?"

„Wie sollte ich das nicht wissen? Und daß es dort schöner ist als hier?"

„Ach, warum sagst du das?"

„Welche Blumen muß es jetzt bei euch geben, welch ein Paradies!"

„Oh, oh, sprich lieber nicht davon!" Er war heftig erregt.

„Höre, Alei, du hattest eine Schwester?"

„Ich hatte eine. Doch was soll die Frage?"

„Sie muß, wenn sie dir ähnelt, eine Schönheit sein."

„Was bin ich denn! Sie ist eine Schönheit, wie es in ganz Daghestan keine zweite mehr gibt. Ach, welch eine Schönheit meine Schwester ist! Eine solche hast du nicht gesehen. Auch meine Mutter war eine Schönheit."

„Deine Mutter hat dich wohl geliebt?"

„Ach, wie du fragst! Sie ist jetzt wohl gestorben aus Kummer über mich. Ich war ihr Lieblingssohn. Sie liebte mich mehr als die Schwester, mehr als alle anderen. Heute im Traum ist sie zu mir gekommen und hat über mich geweint."

Er schwieg und sprach an diesem Abend kein Wort mehr. Doch seit jener Zeit suchte er beständig sich mit mir zu unterhalten, wenn er auch aus einem Gefühl der Achtung, die er aus irgendeinem Grunde mir gegenüber hegte, niemals zuerst zu sprechen anfing. Dafür war er sehr erfreut, wenn ich ihn anredete. Ich fragte ihn über den Kaukasus, über sein früheres Leben aus. Seine Brüder hinderten ihn nicht, sich mit mir zu unterhalten; dies schien ihnen sogar angenehm zu sein. Sie begannen auch, als sie sahen, daß ich Alei immer lieber gewann, sich mir gegenüber viel freundlicher zu verhalten.

Alei half mir bei der Arbeit, erwies mir Gefälligkeiten, wo immer er konnte, in den Kasernen, und es war offenbar, daß es ihm sehr angenehm war, auf jegliche Weise mir mein Dasein zu erleichtern und mir gefällig zu sein. In diesem Bestreben, mir gefällig zu sein, war auch nicht die geringste Spur von Selbsterniedrigung oder das Jagen nach irgendeinem Vorteil, sondern es war darin ein warmes Gefühl der Freundschaft, mit dem er nicht zurückhielt. Unter anderem besaß er viele technische Fertigkeiten; er lernte hübsch Wäsche nähen, Stiefel steppen und schließlich, soweit es ihm möglich war, das Tischlerhandwerk. Die Brüder lobten ihn und waren stolz auf ihn.

„Höre, Alei," sagte ich einmal zu ihm, „weshalb willst du denn nicht russisch lesen und schreiben lernen? Weißt du, wie sehr dir dies später hier in Sibirien von Nutzen sein kann!"

„Sehr gern will ich dies. Doch bei wem sollte ich es lernen?"

„Gibt es denn hier wenig des Lesens und Schreibens Kundige. Wenn du willst, werde ich selbst dich unterrichten."

„Ach, tu es doch, bitte!" Er richtete sich auf der Pritsche auf, legte flehend die Hände zusammen und blickte mich an.

Wir begannen damit am folgenden Abend. Ich besaß eine russische Übersetzung des Neuen Testaments, ein Buch, das im Zwangssträflingshause nicht verboten war. Ohne eine Fibel, allein nach diesem Buch lernte Alei nach einigen Wochen geläufig lesen. Nach drei Monaten bereits verstand er vollkommen den gedruckten Text. Er lernte mit Feuereifer, mit Hingabe.

Eines Tages gingen wir beide die ganze Bergpredigt durch. Ich bemerkte, daß er einige Stellen darin gleichsam mit besonderem Gefühl las.

Ich fragte ihn, ob das Gelesene ihm gefalle? Er sah mich rasch an, und die Röte stieg ihm ins Gesicht.

„Ach ja," antwortete er, „ja, Jesus ist ein heiliger Prophet. Jesus hat Gottes Worte gesprochen. Wie schön das ist!"

„Was gefällt dir denn am allermeisten?"

„Wo er sagt: vergib, liebe, beleidige nicht, und liebe die Feinde. Ach, wie schön ist das doch gesagt!"

Er wandte sich seinen Brüdern zu, die unserem Gespräch zuhörten, und begann ihnen voll Eifer etwas auseinanderzusetzen. Sie sprachen lange und ernst miteinander und nickten mit den Köpfen dazu. Alsdann wandten sie sich mit wichtig-wohlwollendem, d. h. rein muselmännischem Lächeln (das ich so sehr liebe, und zwar liebe ich den Ernst dieses Lächelns) zu mir und bestätigten es, daß Jesus ein Prophet Gottes gewesen sei und große Wunder verrichtet habe; daß er aus Lehm einen Vogel gemacht, ihn angeblasen habe, und daß der Vogel davongeflogen sei, und daß dies in ihren Büchern geschrieben stehe. Indem sie mir dies auseinandersetzten, waren sie überzeugt davon, mir damit ein großes Vergnügen zu bereiten, daß sie Jesus (oder „Issa“, wie sie sagten) rühmten. Alei aber war höchst glücklich darüber, daß seine Brüder sich darüber schlüssig geworden waren und mir dieses Vergnügen bereiten wollten.

Das Schreiben ging bei uns ebenfalls außerordentlich erfolgreich vonstatten. Alei verschaffte sich Papier (er duldete es nicht, daß ich es für mein Geld kaufte), Federn und Tinte und lernte in kaum zwei Monaten ganz ausgezeichnet schreiben. Dies setzte sogar seine Brüder in Erstaunen. Ihr Stolz und ihre Zufriedenheit kannten keine Grenzen. Sie wußten nicht, wie sie mir danken sollten. Bei der Arbeit, wenn wir zufällig zusammen arbeiteten, halfen sie mir wetteifernd und rechneten sich das als Glück an. Von Alei spreche ich schon gar nicht. Er liebte mich vielleicht ebenso, wie er seine Brüder liebte. Niemals werde ich es vergessen, wie er das Zwangssträflingshaus verließ. Er führte mich hinter die Kaserne, warf sich mir dort an die Brust und weinte. Nie zuvor hatte er mich geküßt, nie hatte er geweint. „Du hast für mich so viel, so viel getan,“ sagte er. „Nicht mein Vater und nicht meine Mutter hätten so viel an mir getan: du hast mich zum Menschen gemacht. Gott wird es dir vergelten; ich aber werde dich nie vergessen!“

Wo, ja, wo mag er jetzt sein, mein guter, lieber, lieber Alei?

Außer den Tscherkessen war in unserer Kaserne noch ein ganzer Haufe Polen; sie bildeten eine völlig abgesonderte Familie, die mit den übrigen Sträflingen fast gar nicht verkehrte. Ich sagte bereits, daß sie wegen ihrer Absonderung und wegen ihres Hasses den russischen Sträflingen gegenüber ihrerseits

allgemein verhaßt waren. Es waren sieche, kranke Naturen; ihre Zahl betrug sechs. Einige von ihnen waren gebildete Menschen; ich werde späterhin von ihnen besonders und ausführlich sprechen. Von ihnen erhielt ich während der letzten Jahre meines Aufenthaltes im Zwangssträflingshause bisweilen Bücher. Das erste von mir gelesene Buch brachte einen starken, seltsamen, einen ganz besonderen Eindruck bei mir hervor. Über diese Eindrücke werde ich irgend einmal besonders sprechen. Für mich sind sie von eigentümlichem Interesse, ich bin aber sicher, daß sie von vielen gar nicht verstanden würden. Es ist unmöglich, über manche Dinge sich ein Urteil zu bilden, ohne persönliche Erfahrungen gemacht zu haben. Ich sage nur das eine: moralische Verluste sind schwerer zu ertragen als alle physischen Qualen. Der Mann aus dem Volk, der in die Zwangsarbeit geht, gelangt in den Kreis von seinesgleichen, der möglicherweise sogar noch mehr entwickelt ist als der, in dem er bisher gelebt hat. Er hat gewiß viel verloren — die Heimat, die Familie, alles; doch die Sphäre bleibt immer dieselbe. Der gebildete Mensch, der nach dem Gesetz die nämliche Strafe erhält wie der einfache Mann aus dem Volk, verliert häufig unvergleichlich mehr als dieser. Er muß in sich alle seine Bedürfnisse unterdrücken, alle seine Gewohnheiten, muß in eine Sphäre eintreten, die ihm nicht genügt, muß sich daran gewöhnen, eine andere Luft zu atmen . . . Er gleicht einem Fisch, der aus dem Wasser heraus auf den Sand geworfen wurde. Und häufig verwandelt sich für ihn die nach dem Gesetz für alle gleiche Bestrafung in eine zehnfach quälendere. Dies ist eine Wahrheit . . . selbst wenn es sich hier bloß um materielle Gewohnheiten handeln würde, die man hingeben muß.

Die Polen bildeten also ein besonderes, eng verbundenes Häuflein. Es waren ihrer sechs, und sie hielten zusammen. Von allen Sträflingen unsrer Kaserne liebten sie nur einen Juden, und vielleicht ganz allein nur darum, weil er ihnen Kurzweil bereitete. Unser Jüdchen wurde übrigens sogar von den übrigen Sträflingen geliebt, wenngleich alle ohne Ausnahme über ihn lachten. Er war bei uns der einzige Jude, und ich kann auch jetzt nicht an ihn denken, ohne zu lachen. Jedesmal, wenn ich ihn ansah, kam mir der Jude Jankel in Gogols

„Taras Bulba“ in den Sinn, der, wenn er sich auskleidete, um zur Nacht mit seiner Jüdin in einem schrankartigen Möbel sein Nachtquartier aufzuschlagen, sofort einem ganz jungen Huhn furchtbar ähnlich wurde. Issai Fomitsch, unser Jude, glich wie ein Tropfen dem andern einem gerupften Küken. Er war ein bereits bejahrter Mann von fünfzig Jahren, klein gewachsen, schwach von Körper, schlau, doch auch zugleich entschieden dumm. Er war frech und anmaßend, zugleich aber auch furchtbar feige. Ganz voller Runzeln war er und trug auf Stirn und Wangen die ihm auf dem Schafott eingebrannten Schandmale des Verbrechers. Ich konnte es ganz und gar nicht verstehen, wie er sechzig Rutenstreiche hatte aushalten können. Er war wegen Mordes zu uns gekommen. Er trug heimlich ein Rezept bei sich, das seine Stammesgenossen ihm vom Arzt nach seiner Verurteilung verschafft hatten. Nach diesem Rezept war eine Salbe erhältlich, durch deren Anwendung innerhalb zweier Wochen alle Brandmale vergingen. Er wagte nicht, diese Salbe im Zwangssträflingshause anzuwenden, und wartete das Ende seiner zwölfjährigen Zwangsarbeitsstrafe ab, um in späterer Zeit das Rezept in der Ansiedlung unbedingt machen zu lassen. Ich lebte mit ihm auf gutem Fuße. Er war stets in der ausgezeichnetsten Gemütsstimmung. In der Zwangsarbeit hatte er ein leichtes Leben. Seines Zeichens war er Goldarbeiter. Da es in der Stadt keinen einzigen Goldarbeiter gab, so war er stets mit Aufträgen aus der Stadt überhäuft, weshalb er von den schweren Arbeiten befreit war. Selbstverständlich war er zu gleicher Zeit Wucherer und versah das ganze Gefängnis gegen Prozente und Pfänder mit Geld. Er war vor mir da, und einer der Polen schilderte mir ausführlich seine Ankunft im Zwangssträflingshause. Es ist eine urkomische Geschichte, die ich späterhin erzählen will. Von Issai Fomitsch werde ich noch wiederholt zu sprechen haben.

Die übrige Insassenschaft unserer Kaserne bestand aus vier Mann Altgläubigen — Greisen und Vorbetern, unter denen sich auch der Alte aus der Gemeinde Starodub befand; ferner aus zwei oder drei Kleinrussen, finsteren Gesellen, einem jungen, etwa dreiundzwanzigjährigen Zwangssträfling mit schmaler Nase, der bereits acht Menschen ermordet hatte, aus

einer Anzahl Falschmünzer, von denen einer der Spaßmacher unserer ganzen Kaserne war, sowie endlich aus einigen finsteren nnd grämlichen Personen, die, rasiert und entstellt, schweigsam nnd neiderfüllt, voll Haß nnd Scheelsucht um sich blickten nnd entschlossen zu sein schienen, so nm sich zu blicken, finster, schweigsam und haßerfüllt, noch lange Jahre, dnrch die ganze Dauer ihrer Sträflingszeit. Dies alles zog blitzartig an mir vorüber an jenem ersten, frendlosen Abend meines Lebens, zog an mir vorüber inmitten von Dunst nnd Qualm, inmitten von Geschimpfe nnd unbeschreiblichem Zynismus, in einer Stickatmosphäre sondergleichen, bei Kettengeklirr, unter Gefluche und schamlosem Gelächter. Ich streckte mich auf den nackten Brettern meiner Pritsche aus, indem ich mir meine Kleider unter den Kopf legte (ein Kissen hatte ich noch nicht), und deckte mich mit einem Pelz zu. Doch konnte ich lange keinen Schlaf finden, obgleich ich todmüde und wie zerbrochen war infolge all der ungeheuerlichen nnd unerwarteten Eindrücke dieses Tages. Doch mein nenes Leben begann jetzt erst. Viel erwartete mich noch in Zukunft, woran ich nie gedacht, was ich nie geahnt hätte.

5

Der erste Monat

Drei Tage nach meiner Ankunft im Zwangssträflingshause erhielt ich Befehl, mit den anderen zusammen zur Arbeit zu gehen. Sehr erinnerlich ist mir dieser mein erster Arbeitstag, wenngleich mir in seinem Verlanf nichts besonders Ungewöhnliches widerfuhr — unter Berücksichtigung alles schon an und für sich Ungewöhnlichen in meiner Lage. Doch dies war auch einer meiner ersten Eindrücke, und ich fuhr fort alles mit größtem Interesse in mich aufzunehmen. Alle diese drei ersten Tage durchlebte ich unter den niederdrückendsten Empfindungen. „Das also ist das Ende meiner Lebenswanderschaft: ich bin im Zwangssträflingshause!“ wiederholte ich mir alle Augenblicke. „Das also ist mein Landungsort für viele, lange Jahre, mein

Winkel, wo ich einziehe, so voll von Zweifeln, von schmerzlichen Empfindungen! Und doch, wer weiß, ob ich nicht einmal nach vielen Jahren, wenn ich wieder heraus muß, ihn mit Bedauern verlassen werde?" fügte ich hinzu, nicht ohne eine Beimischung jener inneren Schadenfreude, die bisweilen im Bedürfnis wurzelt, absichtlich in der eigenen Wunde zu wühlen, gleichsam um sich an seinem Schmerz zu berauschen, als ob im Bewußtsein der ganzen Größe des Unglücks so etwas wie ein richtiger Genuß liege. Der Gedanke, mit der Zeit könnte der Verlust dieses Winkels mir bedauerlich erscheinen, kam mir selbst entsetzlich vor: ich erkannte damals schon, bis zu welch einem ungeheuerlichen Grade der Mensch der Gewöhnung verfällt. Doch alles dies lag vorläufig noch im weiten Felde, während im Augenblick alles rings um mich herum noch feindselig — und furchtbar war. Wenn auch nicht gerade alles furchtbar sein mochte, so erschien es mir natürlich so. Diese wilde Neugier, mit der mich meine neuen Kameraden betrachteten, ihre gesteigerte Unfreundlichkeit gegen den adeligen Neuling, der plötzlich in ihrer Sträflingsgenossenschaft auftauchte, eine Unfreundlichkeit, die oft an Haß grenzte — dies alles nahm mich so mit, daß ich selbst möglichst schnell nach Arbeit verlangte, um möglichst schnell und mit einem Schlage mein ganzes Elend kennenzulernen und auszukosten, um ein Leben anzufangen wie sie alle, um mit ihnen allen möglichst schnell ins selbe Geleise zu kommen. Selbstverständlich bemerkte und ahnte ich vieles damals noch nicht, was dicht vor meiner Nase war: unter dem Feindseligen vermutete ich noch nicht das Freundliche. Im übrigen wurde ich durch die wenigen entgegenkommenden, liebenswürdigen Personen, denen ich schon in diesen ersten drei Tagen begegnete, vorläufig in hohem Grade moralisch gestärkt. Am meisten entgegenkommend und liebenswürdig mir gegenüber zeigte sich Akim Akimytsch. Unter den finsteren und haßerfüllten Physiognomien der übrigen Sträflinge konnten mir aber auch einige gute und fröhliche nicht verborgen bleiben. „Überall gibt es schlechte Menschen, doch unter den Schlechten auch Gute," suchte ich mich schnell selbst zu trösten. „Wer weiß denn: diese Leute sind vielleicht gar nicht einmal sehr viel schlimmer als die übrigen da draußen

außerhalb der Mauern des Zwangssträflingshauses." So dachte ich und schüttelte selbst den Kopf dazu. Und doch — o Gott — hätte ich damals nur gewußt, bis zu welchem Grade auch dieser Gedanke richtig war!

Da war beispielsweise ein Mensch, den ich erst nach vielen, vielen Jahren voll erkannt habe; und er war doch um mich und beständig in Berührung mit mir fast während der ganzen Dauer meiner Strafzeit. Das war der Arrestant Ssuschilow. So wie ich jetzt von den Sträflingen gesprochen habe, die nicht schlimmer wären als die anderen Menschen, mußte ich mich sogleich unwillkürlich seiner erinnern. Er pflegte mich zu bedienen. Ich hatte aber noch einen anderen Aufwärter. Akim Akimytsch hatte mir gleich von Anfang an einen anderen Arrestanten empfohlen, Ossip mit Namen, von dem er erklärte, derselbe werde mir für dreißig Kopeken im Monat täglich besonderes Essen kochen, falls mir die gewöhnliche Sträflingskost widerstehen sollte und ich die Mittel besäße, mir eigene Kost zu halten. Ossip war einer von den vier Köchen, die von den Sträflingen aus ihrer Mitte in unsere beiden Küchen gewählt wurden; übrigens lag es ganz im Belieben der Gewählten, die Wahl anzunehmen oder nicht anzunehmen, und selbst im Annahmefalle konnten sie schon tags darauf wieder zurücktreten. Die Köche gingen natürlich nicht zur Arbeit, und ihre ganze Tätigkeit bestand im Backen von Brot und im Kochen von Kohlsuppe. Sie wurden bei uns nicht Köche genannt, sondern „Köchinnen" (im weiblichen Geschlecht), und zwar keineswegs in herabsetzendem Sinne, denn in die Küche pflegte man immer die aufgewecktesten und ehrlichsten Leute zu wählen, sondern lediglich aus einer Art liebenswürdigem Scherz, durch den sich unsere Köche durchaus nicht beleidigt fühlten. Ossip pflegte fast regelmäßig gewählt zu werden und bekleidete im Lauf mehrerer Jahre beständig das Amt solch einer „Köchin". Er verzichtete darauf nur zeitweise, wenn er zu stark an Melancholie litt oder Lust bekam, ins Zwangssträflingshaus Branntwein einzuschmuggeln. Er war ein Mensch von seltener Ehrlichkeit und Sanftmut, obwohl er wegen Schmuggels zu uns gekommen war. Er war derselbe hochgewachsene, kraftvolle Schmuggler, von dem ich bereits gesprochen habe.

Ängstlich vor allem, besonders vor der Rutenstrafe zurückschreckend, friedfertig, dienstwillig und freundlich gegen jedermann, suchte er nie Streit; doch konnte er, trotz aller seiner Feigheit, aus Liebe zum Schmuggelgewerbe es nicht unterlassen, Branntwein einzuschmuggeln. Gemeinsam mit den anderen Köchen handelte er auch mit Branntwein, doch nicht in dem Umfange wie beispielsweise Gasin, eben weil ihm der Mut abging, viel zu riskieren. Mit diesem Ossip lebte ich immer sehr gut. Was die Mittel für eigenes Essen anbelangt, so genügten dazu schon die allerbescheidensten. Ich gehe nicht fehl, wenn ich sage, daß ich im Monat für meine Ernährung nur einen Rubel in Silber verbrauchte, natürlich das Brot abgerechnet, das vom Gefängnis geliefert wurde, sowie auch zuweilen die Kohlsuppe, wenn mein Hunger gar zu heftig war, wenngleich ich einen Ekel vor ihr empfand, der später übrigens vollkommen verschwand. Gewöhnlich kaufte ich alle Tage ein Stück Rindfleisch im Gewicht von einem Pfund. Das Fleisch kostete im Winter einen Groschen. Gebracht wurde es mir vom Basar von einem der Invaliden, deren es je einen in jeder Kaserne zur Beaufsichtigung der Ordnung gab. Diese Leute übernahmen es aus freien Stücken, täglich in die Stadt zum Basar zu gehen, um für die Arrestanten Einkäufe zu besorgen; sie nahmen dafür so gut wie gar keine Bezahlung, oder höchstens irgendeine Kleinigkeit. Sie taten dies im eigenen Interesse, denn andernfalls wäre das Leben im Zwangssträflingshause für sie nicht auszuhalten gewesen. Auf diese Weise brachten sie Tabak zu uns, gepreßten Tee, Rindfleisch, Weizengebäck usw., freilich aber keinen Branntwein. Um Branntwein bat man sie nicht, obgleich man sie hin und wieder damit bewirtete. Ossip bereitete mir mehrere Jahre hindurch immer dasselbe Stück Schmorfleisch zu; wie es gebraten war, ist eine Frage für sich, doch darum handelt es sich nicht. Es ist bemerkenswert, daß ich mit Ossip während vieler Jahre kaum zwei Worte wechselte. Wiederholt knüpfte ich ein Gespräch mit ihm an, doch er schien ganz unfähig zu sein, es aufrecht zu erhalten; ein Lächeln, ein kurzes Ja oder Nein — darüber hinaus brachte er es nicht. Sogar seltsam anzusehen war dieser Herkules von sieben Jahren.

Doch außer Ossip war unter den Leuten, die mich bedienten, auch Ssuschilow. Ich hatte ihn weder gerufen, noch gesucht. Er hatte mich von selbst gefunden und stellte sich mir zur Verfügung; ich kann mich nicht mehr darauf besinnen, wann und wie es geschah. Er begann für mich Wäsche zu waschen. Hinter den Kasernen war zu dem Zweck eigens eine große Waschgrube eingerichtet. In großen, dem Gefängnis gehörigen Trögen wurde über dieser Grube die Sträflingswäsche gewaschen. Außerdem dachte sich Ssuschilow Tausende verschiedener Pflichten aus, um mir gefällig zu sein: er kochte mir Tee, besorgte allerlei Gänge für mich, suchte irgendetwas Gewünschtes für mich ausfindig zu machen, trug meine Jacke zum Flickschneider und schmierte alle Woche meine Stiefel. Dies alles tat er eifrig, geschäftig, als hätte er, Gott weiß, was für wichtige Pflichten zu erfüllen — mit einem Wort, er verknüpfte sein Schicksal völlig mit dem meinigen und übernahm meine sämtlichen Angelegenheiten. Er pflegte beispielsweise nie zu sagen: „Sie haben so oder so viele Hemden — Ihre Jacke ist zerrissen," usw., sondern stets: „Wir haben jetzt so oder so viele Hemden — unsere Jacke ist zerrissen." Er sah mir einfach in die Augen und schien dies für seine ganze Lebensaufgabe zu halten. Ein Handwerk hatte er nicht und schien nur bei mir seine Kopeken zu verdienen. Ich zahlte ihm, soviel es mir möglich war, d. h. groschenweise, und er war stets unbedingt damit zufrieden. Er konnte nicht umhin, irgend jemand zu dienen, und hatte offenbar mich nur gewählt, weil ich umgänglicher war als die anderen und ehrlicher in bezug auf das Zahlen. Er gehörte ebenfalls zu denen, die nie zu Gelde kommen konnten. Diese Leute, die sich nicht aufzubessern vermochten, übernahmen bei uns das Postenstehen während der nächtlichen Kartenpartien; sie standen dann stundenlang — bei Kälte und Frost im Flur, auf jedes Geräusch auf dem Hofe lauschend, ob nicht der Platzmajor am Ende käme, und nahmen dafür fünf Kopeken in Silber fast für die ganze Nacht, während sie im Falle des Überraschtwerdens alles verloren und dafür mit ihrem Rücken hafteten. Ich habe von ihnen bereits gesprochen. Es ist das Charakteristikum dieser Menschen, daß sie ihre Persönlichkeit immer überall und vor jedem erniedrigen und in

gemeinschaftlichen Angelegenheiten nicht mehr eine Rolle zweiten, sondern schon eine dritten Ranges spielen. Dies alles liegt schon so in ihrer Natur. Ssuschilow war ein trauriger Kerl; geduckt, alles wortlos hinnehmend, machte er sogar den Eindruck eines Geprügelten, obgleich er von niemand geschlagen wurde; er war sozusagen gleich von Natur geschlagen. Ich mußte ihn immer bemitleiden; sobald ich ihn ansah, hatte ich unwillkürlich ein Gefühl des Mitleids mit ihm und wußte selbst nicht, wie das kam. Unterhalten konnte ich mich auch nicht mit ihm, und auch er verstand keine Unterhaltung zu führen; das kostete ihm offenbar immer große Mühe. Er wurde dann nur etwas lebhafter, wenn man, um das Gespräch zu beenden, ihm irgendeinen Auftrag gab, beispielsweise ihn bat, irgendeinen Gang zu besorgen. Ich kam schließlich zur Überzeugung, daß man ihm damit ein großes Vergnügen bereite. Er war weder klein noch groß von Wuchs, weder hübsch noch häßlich, weder klug noch dumm, weder alt noch jung, ein wenig pockennarbig und ziemlich blond. Allzuviel Bestimmtes ließ sich über ihn niemals sagen. Nur eins: wie mir schien und soweit ich erraten konnte, gehörte er derselben Gilde an wie Sirotkin, gehörte ihr an ausschließlich wegen seines beständigen Eingeschüchtert- und Gedecktseins. Die Sträflinge machten sich hin und wieder über ihn lustig, und zwar hauptsächlich deswegen, weil er während des Transports der Sträflinge nach Sibirien sich unterwegs hatte „verwechseln" lassen — für nichts mehr und nichts weniger als für ein rotes Hemd und einen Rubel in Silber. Wegen dieses minimalen Preises, für den er sich verkauft hatte, zogen ihn die Sträflinge mitunter auf. „Verwechseln" heißt mit einem andern den Namen und folglich auch das Schicksal tauschen. Wie seltsam diese Tatsache auch klingen mag, sie beruht doch auf Wahrheit, und während meiner Zeit stand sie unter den nach Sibirien verschickten Sträflingen, geheiligt durch Überlieferung und bestimmt durch gewisse Formen, noch in vollem Brauch. Anfänglich vermochte ich dem auf keine Weise Glauben zu schenken, doch zuletzt mußte ich mich durch den Augenschein doch überzeugen lassen.

Dies wird auf folgende Weise gemacht: es wird beispielsweise ein Trupp Arrestanten nach Sibirien transportiert, dar-

7*

unter befinden sich solche, die für Zwangsarbeit bestimmt sind, ferner solche, die auf die Hüttenwerke, und endlich solche, die auf die Ansiedlungen verteilt werden; alle marschieren sie aber zusammen. Irgendwo unterwegs, sagen wir etwa im Gouvernement Perm, wünscht ein Verschickter mit einem andern die Rollen zu wechseln. Zum Beispiel: irgendein Michailow, ein Mörder oder ein ähnlicher Schwerverbrecher, findet es für unvorteilhaft für seine Person, auf viele Jahre in die Zwangsarbeit zu gehen. Angenommen, er ist ein schlauer, geriebener Patron, der sein Geschäft kennt; also wird er sich nun in dem Sträflingstrupp irgend jemand, einen möglichst einfältig, verschüchtert und geduckt Aussehenden, der eine verhältnismäßig leichte Strafe zu verbüßen hat: entweder wenige Jahre in den Hüttenwerken oder der Ansiedlung, oder auch eine kürzer befristete Zwangsarbeit, aussuchen. Endlich findet er Ssuschilow. Ssuschilow ist Bauer und wird bloß in die Ansiedlung verschickt. Er hat bereits anderthalbtausend Werst zurückgelegt, versteht sich, ohne eine Kopeke in der Tasche, weil er eben nie im Besitz einer Kopeke sein kann. Er ist stark ermüdet, ganz marode, nur auf die Arrestantenverpflegung angewiesen, ohne einen besseren Bissen in den Mund zu bekommen, und trägt die gewöhnlichen Sträflingskleider. Was sind die paar elenden Kupfergroschen, die er gelegentlich für geringe Dienstleistungen von seinen Schicksalsgenossen erhält? Michailow knüpft mit Ssuschilow ein Gespräch an, tritt ihm näher, befreundet sich sogar mit ihm, und endlich, an irgendeinem Etappenort, bewirtet er ihn mit Branntwein. Dabei rückt er schließlich mit dem Vorschlag heraus, ob er nicht mit ihm die Rollen tauschen wolle? „Ich, Michailow, bin der und der; gehe nicht sowohl in die Zwangsarbeit als in die ‚besondere Abteilung'. Es ist freilich auch eine Zwangsarbeit, doch eine besondere, also eine bessere." — Von dieser „besondern Abteilung" wußten während ihres Bestehens nicht einmal alle Behörden, sogar die in Petersburg nicht. Das war ein so abgelegenes und besonderes Winkelchen in einem sibirischen Winkelchen, und so spärlich besiedelt — zu meiner Zeit mochten da siebzig Sträflinge leben — daß es schwer war, es ausfindig zu machen. Ich bin später mit Leuten zusammengekommen, die in Sibirien gedient hatten und das Land kannten,

und die durch mich zum erstenmal von der Existenz der „besonderen Abteilung“ erfuhren. In der „Gesetzsammlung“ gibt es darüber nur sechs Zeilen: „Bei dem und dem Zwangssträflingshause wird eine ‚besondere Abteilung‘ eingerichtet für die allerwichtigsten Verbrecher — für die Zeit bis zur Eröffnung der allerschwersten Sträflingsarbeiten in Sibirien.“ Sogar die Sträflinge dieser „Abteilung“ selbst wußten nicht, ob die Strafdauer in ihr lebenslänglich oder befristet sei. Eine Frist war nicht festgesetzt; es hieß nur: „bis zur Eröffnung der allerschwersten Sträflingsarbeiten in Sibirien.“ — Es ist also nicht zu verwundern, daß weder Ssuschilow noch auch sonst jemand aus dem Trupp es wußte, selbst den verschickten Michailow nicht ausgenommen, der indessen, wenn man die ganz außerordentliche Schwere seines Verbrechens in Betracht zieht, wohl einen Begriff von der „besonderen Abteilung“ haben und sich sagen mußte, daß man ihn nicht an einen angenehmen Ort schicken werde. Ssuschilow dagegen wurde nur als Ansiedler verschickt, was konnte ihm da noch Besseres beschert werden? „Willst du nicht mit mir tauschen?“ Ssuschilow ist berauscht, seine Seele ist voll Einfalt und voll Dankbarkeit gegen Michailow, der ihn so freundlich-freundschaftlich behandelt hat, und infolgedessen ist es ihm peinlich, das Angebot abzulehnen. Außerdem hat er bereits von den übrigen Sträflingen gehört, daß man tauschen könne, daß andere dies tun, daß es mithin nichts Ungewöhnliches, nichts Unerhörtes sei. Sie einigen sich. Der gewissenlose Michailow macht sich die ungewöhnliche Naivität Ssuschilows zunutze und kauft sich seinen Namen für ein rotes Hemd und einen Rubel Silber, die er ihm an Ort und Stelle in Gegenwart von Zeugen einhändigt. Am anderen Tage ist Ssuschilow nicht mehr betrunken, doch man bewirtet ihn abermals mit Branntwein, und da ist es nicht mehr gut, von der Abmachung zurückzutreten. Der erhaltene Rubel in Silber ist schon vertrunken, und das rote Hemd etwas später desgleichen. „Willst du nicht, so gib das Geld zurück!“ Doch woher soll Ssuschilow einen ganzen Rubel in Silber nehmen. Gibt er ihn nicht zurück, so wird die Sträflingsgenossenschaft ihn dazu zwingen; die Genossenschaft sieht streng darauf. Außerdem muß ein Versprechen, das einmal gegeben

ist, auch gehalten werden; auch hierauf wird die Genossenschaft bestehen. Andernfalls würde man ihn drangsalieren, schlagen oder wohl gar noch töten, zum mindesten aber würde man damit drohen.

Und in der Tat, würde die Genossenschaft auch nur ein einziges Mal in einer solchen Angelegenheit Nachsicht üben, so würde damit der Gepflogenheit des Namenswechsels ganz und gar ein Ende gemacht werden. Wenn es einmal möglich war, sein Versprechen zurückzunehmen und, nachdem das Geld bereits ausgezahlt wurde, den Handel rückgängig zu machen — wer würde ihn dann in Zukunft überhaupt noch eingehen? Mit einem Wort, es geht hier um eine allgemeine, eine Genossenschaftsangelegenheit, und infolgedessen würde die Sträflingsschaft den Fall sehr streng nehmen. Ssuschilow sieht zuletzt ein, daß es für ihn keinen Ausweg gibt, und er entschließt sich, bedingungslos auf den Pakt einzugehen. Dies wird im ganzen Trupp bekanntgegeben: dabei wird dann auch noch dieser oder jener, auf den es ankommt, beschenkt und mit Branntwein bewirtet. Diesen ist es natürlich gleich, ob Michailow oder Ssuschilow dem Teufel in die Hörner läuft. Jedenfalls ist der Branntwein ausgetrunken; man hat sie bewirtet, und infolgedessen kann von ihrer Seite mit Schweigen gerechnet werden. Auf der nächsten Etappe werden die Sträflinge bei der Kontrolle dem Namen nach aufgerufen. Man kommt zu Michailow. „Michailow!“ Ssuschilow meldet sich: „Hier!“ „Ssuschilow!“ Michailow ruft: „Hier!“ — und weiter geht es. Niemand spricht auch nur ein Wort noch von der Angelegenheit. In Tobolsk werden die Verschickten aussortiert. „Michailow“ geht nach der Ansiedlung, „Ssuschilow“ aber wird unter verstärkter Begleitung nach der „besonderen Abteilung“ transportiert. Nunmehr ist jeder Protest unmöglich. Und wie sollte er tatsächlich begründet werden? Durch wie viele Jahre würde sich der Prozeß hinziehen? Was würde für ihn dabei herauskommen? Wo sollten endlich die Zeugen hergenommen werden? Sie würden, sollte man sie auch finden, ihr Zeugnis verweigern. So blieb es zuletzt dabei, daß Ssuschilow für einen Rubel Silber und ein rotes Hemd in die „besondere Abteilung“ gekommen war.

Die Arrestanten lachten über Ssuschilow; nicht, weil er „gewechselt“ hatte (obwohl man diejenigen, die eine schwere Arbeit gegen eine leichte eingetauscht haben, verachtet, wie man überhaupt alle in Ungelegenheit geratenen Dummköpfe verachtet), sondern weil er nur einen Rubel Silber und ein rotes Hemd genommen hatte, also eine viel zu geringfügige Entschädigung. Gewöhnlich „wechselt“ man für große Summen, natürlich in Anpassung an die Verhältnisse. Man nimmt sogar einige Zehnrubelscheine. Doch Ssuschilow war so dienstwillig, so charakterlos und in den Augen aller so nichtsbedeutend, daß es sogar kaum der Mühe wert war, sich über ihn lustig zu machen.

Lange hatte ich mit Ssuschilow zusammen gelebt, schon mehrere Jahre. Allmählich war er mir ganz außerordentlich anhänglich geworden, ich konnte nicht umhin, darauf aufmerksam zu werden, daß auch ich mich sehr an ihn gewöhnt hatte. Doch einmal — nie kann ich mir dies verzeihen — hatte er etwas auf meine Bitte hin nicht getan, nachdem er kurz vorher Geld von mir geborgt hatte. Da war ich hart genug, ihm zu sagen: „Wissen Sie, Ssuschilow, Geld nehmen Sie von mir, doch was notwendig zu tun wäre, tun Sie nicht.“ Ssuschilow war ganz still, besorgte einen Gang für mich, war aber auf einmal traurig geworden. Es vergingen zwei Tage. Ich dachte: sollte ich ihn durch meine Worte gekränkt haben? Ich wußte, daß ein anderer Sträfling, Anton Wassiljew, eine geringe Groschenschuld dringend von ihm forderte. Gewiß hatte er kein Geld, wagte es aber nicht, mich darum zu bitten. Am dritten Tage sagte ich zu ihm: „Es scheint, Ssuschilow, Sie wollten mich um Geld bitten für Anton Wassiljew? Da nehmen Sie.“ Ich saß auf der Pritsche, und Ssuschilow stand vor mir. Er schien sehr überrascht zu sein, daß ich selbst ihm Geld anbot, ihn selbst an seine mißliche Lage erinnerte, umsomehr, da er in der letzten Zeit, nach seiner Meinung, schon zu viel Geld von mir geborgt hatte, so daß er noch zu hoffen wagte, ich würde ihm noch mehr geben. Er blickte auf das Geld hin, dann auf mich, kehrte sich plötzlich ab und ging hinaus. Dies alles setzte mich sehr in Erstaunen. Ich ging ihm nach und fand ihn hinter den Kasernen. Er stand an einem der

Zaunpfähle, das Gesicht dem Zaun zugewendet, den Kopf daran drückend und ihn mit der Hand stützend.

„Ssuschilow, was ist mit Ihnen?" fragte ich. Er blickte mich nicht an, und ich sah zu meiner größten Verwunderung, daß er im Begriff war, in Tränen auszubrechen.

„Sie glauben, Alexander Petrowitsch, —" begann er mit gebrochener Stimme und zur Seite sehend, „daß ich Ihnen . . . wegen des Geldes . . . während ich . . . ich . . . oh!" Da drehte er sich wieder dem Zaunpfahle zu, daß er sich sogar mit der Stirn daran stieß, und fing auf einmal an, herzbrechend zu weinen. Zum erstenmal sah ich da im Zwangssträflingshause einen Menschen weinen. Nur mit Mühe gelang es mir, ihn zu beruhigen, und obwohl er seit jener Zeit noch eifriger als früher sich bemühte, mir zu Diensten zu sein, wenn dies überhaupt noch möglich war, so bemerkte ich doch an einigen, fast unmerklichen Anzeichen, daß sein Herz mir den ihm gemachten Vorwurf nicht verzeihen konnte; die anderen indessen lachten über ihn, stichelten auf ihn bei jeder passenden Gelegenheit, schmähten ihn zuweilen nach Kräften, während er dabei gut mit ihnen lebte, ihnen freundlich entgegenkam und sich nie beleidigt fühlte. Jawohl, es ist sehr schwer, einen Menschen ganz auszukennen — sogar nach langen Jahren der Bekanntschaft!

So kam es, daß die Zwangsarbeit sich mir beim ersten Zusehen nicht in der Gestalt darstellen konnte, wie es in der Folge geschah. Darum habe ich auch gesagt, daß ich, auch wenn ich alles mit einer geradezu heißhungrigen, gesteigerten Aufmerksamkeit betrachtete, doch vieles, was in meiner unmittelbaren Umgebung geschah, nicht deutlich wahrnehmen konnte. Es ist natürlich, daß mich zu allererst die wichtigen, scharf hervortretenden Erscheinungen mit Staunen erfüllten; doch auch sie wurden von meinen Sinnen vielleicht unrichtig aufgenommen und hinterließen in meiner Seele nur schwere, trostlos-traurige Eindrücke. Sehr viel trug dazu mein Zusammentreffen mit A. bei, einem Sträfling, der etwas früher als ich ins Zwangssträflingshaus gekommen war und mir während der ersten Tage meines Aufenthalts in der Zwangsarbeit einen besonders quälenden Eindruck verursachte. Ich hatte übrigens schon vor meinem Eintreffen im Zwangssträflingshause er-

fahren, daß ich dort mit A. zusammenkommen würde. Er hat mir diese erste, schwere Zeit vergiftet und meine seelischen Qualen gemehrt. Ich kann nicht ganz mit Schweigen über ihn hinweggehen.

Er war das abstoßendste Beispiel dafür, bis zu welchem Grade der Gemeinheit ein Mensch herabsinken und in sich jedes moralische Gefühl ohne Mühe und ohne Reue ertöten kann. A. war ein junger Edelmann, von dem ich bereits gesprochen habe, indem ich erwähnte, daß er unserem Platzmajor alles zu berichten pflegte, was im Zwangssträflingshause geschah, und daß er mit dessen Burschen Fedka Freundschaft pflegte. Seine kurze Lebensgeschichte ist folgende: Ohne irgendwo seine Schulbildung abgeschlossen zu haben, und in Moskau mit seinen Angehörigen zerfallen, die über sein ausschweifendes Leben entsetzt waren, kam er nach Petersburg. Um zu Gelde zu gelangen, entschloß er sich zu einer gemeinen Denunziation, d. h. er entschloß sich dazu, zur sofortigen Stillung seines unlöschbaren Durstes nach den gröbsten und ausschweifendsten Genüssen, zu denen Petersburg mit seinen Konditoreien und öffentlichen Häusern verleitete, das Blut von zehn Menschen zu verkaufen. Bis zu dem Grade jagte er diesen Genüssen nach, daß er, obwohl er sonst kein beschränkter Mensch war, eine wahnsinnige, sinnlose Tat wagte. Er wurde bald des Verbrechens überführt. In seine Denunziation hatte er unschuldige Personen verwickelt und andere betrogen, und dafür war er auf zehn Jahre nach Sibirien in unser Zwangssträflingshaus verschickt worden. Er war noch sehr jung, das Leben hatte für ihn erst begonnen. Nun hätte eine so furchtbare Wandlung seines Schicksals ihn eigentlich erschüttern, seine Natur aufrütteln und zu einem Bruch mit der Vergangenheit treiben müssen. Doch ohne die geringste Spur von Herzensunruhe, ohne den geringsten Abscheu davor fügte er sich in sein neues Schicksal. Er lehnte sich dagegen nicht einmal moralisch auf, entsetzte sich vor nichts darin, außer höchstens vor der Notwendigkeit der Arbeit und der Trennung von den Konditoreien und den öffentlichen Häusern. Es schien ihm sogar, als habe ihm der Beruf eines Zwangssträflings erst recht die Freiheit zum Begehen noch größerer Gemeinheiten und Schandstreiche verliehen. „Ein Sträfling muß eben ein

Sträfling sein; ist einer ein Sträfling, so kann er auch gemein handeln und braucht sich dessen nicht zu schämen —" dies war buchstäblich seine Ansicht. Ich spreche hier von diesem widerwärtigen Geschöpf als von einem Phänomen. Ich habe mehrere Jahre lang unter Mördern, Wüstlingen und notorischen Bösewichtern gelebt; doch bin ich — ich erkläre es entschieden — nie im Leben einer solchen absoluten moralischen Verkommenheit, einer solchen ausgeprägten Demoralisation und einer solchen schamlosen Niedrigkeit der Gesinnung begegnet wie bei A. Es gab bei uns einen adeligen Vatermörder; ich habe bereits von ihm gesprochen. Doch auf Grund vieler Züge und Tatsachen habe ich mich davon überzeugt, daß selbst dieser bei weitem vornehmer geartet war und menschlicher fühlte als A. In meinen Augen war A. während der ganzen Dauer meines Sträflingslebens nichts als ein Stück Fleisch mit Zähnen und mit einem Magen, erfüllt mit einem unstillbaren Durst nach den gröbsten, nach den tierischsten Sinnengenüssen. Zur Befriedigung auch nur des geringsten, launenhaftesten dieser Genüsse wäre er bereit gewesen, in kaltblütigster Weise die grausamsten Morde zu begehen, wenn nur die Spuren davon aus der Welt zu schaffen waren. Ich übertreibe in keiner Weise; ich habe A. gut kennengelernt. Er war ein Beispiel dafür, wohin die rein körperliche Seite des Menschen gelangen kann, wenn sie von keiner inneren Norm, keiner Gesetzlichkeit gebändigt wird. Und wie widerwärtig war mir sein ewiges, hohnvolles Lächeln! Er war ein Ungeheuer, ein moralischer Quasimodo. Man nehme noch hinzu, daß er schlau, klug, von hübschem Äußern, in gewissem Sinne sogar gebildet war und Fähigkeiten besaß. Nein, lieber Feuersnot, lieber Pestilenz und Hunger als ein solcher Mensch in der Gesellschaft!

Ich erwähnte bereits, daß im Zwangssträflingshause alles dermaßen verlumpt war, daß die Spionage und das Denunziantentum in Blüte standen und die Arrestanten gar keinen Anstoß daran nahmen. Im Gegenteil, A. gegenüber waren alle sehr nett und verkehrten mit ihm viel freundschaftlicher als mit uns. Die Gunst unseres trunksüchtigen Majors, die er genoß, verlieh ihm in ihren Augen Ansehen und Gewicht. Unter anderem hatte er dem Major versichert, daß er Porträts zeichnen

könne (den Arrestanten hatte er versichert, er sei Gardeleutnant gewesen), und der forderte, daß man ihn zur Arbeit zu ihm ins Haus schickte, natürlich, damit er das Bildnis des Majors zeichnete. Da näherte er sich auch dem Majorsburschen Fedka, der einen außerordentlich großen Einfluß auf seinen Herrn, und infolgedessen auch auf alle und auf alles im Zwangssträflingshause hatte. A. spionierte bei uns im Auftrage des Majors, unbeschadet dessen, daß dieser ihm im Rausch Backenstreiche gab und ihn Spion und Denunziant schimpfte. Es kam auch recht häufig vor, daß nach Szenen dieser Art der Major sich sogleich setzte und A. befahl, die Arbeit an seinem Porträt fortzusetzen. Unser Major glaubte offenbar in der Tat, daß A. ein bemerkenswerter Künstler sei, fast ein Brülow, von dem er auch gehört hatte, und doch hielt er sich für berechtigt, ihn mit Ohrfeigen zu traktieren, wobei er sich wohl gedacht haben mag: „Magst du auch ein Künstler sein, so bist du doch jetzt ein Zwangsarbeiter, und magst du selbst so groß sein wie Brülow, so bin ich doch immer dein Kommandant, und folglich kann ich mit dir machen, was ich will." Unter anderem zwang er A., ihm die Stiefel auszuziehen und verschiedene Vasen aus dem Schlafzimmer zu tragen, ohne sich gleichwohl lange von dem Gedanken trennen zu können, daß A. ein großer Künstler sei. Die Arbeit an dem Porträt dehnte sich endlos, fast ein Jahr lang hin, und der Major kam endlich dahinter, daß er zum besten gehalten werde. Als er sich vollständig davon überzeugt hatte, daß das Bild nicht nur nicht fertig, sondern im Gegenteil ihm von Tag zu Tag immer unähnlicher werde, geriet er in Wut, verprügelte den Künstler und schickte ihn zur Strafe ins Zwangssträflingshaus zur groben Arbeit. A. bedauerte dies offensichtlich; es fiel ihm schwer, auf die Faulenzertage, auf die Abfälle von der Majorstafel, auf seinen Freund Fedka und auf alle die Genüsse zu verzichten, die die beiden sich in der Küche des Majors bereitet hatten. Wenigstens hörte der Major nach der Entfernung des A. jetzt aber auf einen gewissen M. zu verfolgen, einen Arrestanten, den A. beständig bei ihm angeschwärzt hatte, und zwar aus folgenden Motiven:

Als A. ins Zwangssträflingshaus kam, lebte M. allein für sich hin. Er grämte sich sehr, hate nichts mit den übrigen

Sträflingen gemein, schaute auf sie voller Entsetzen und Abschen und bemerkte und sah in ihnen alles das nicht, was eine aussöhnende Wirkung auf ihn hätte haben können. Infolgedessen hielt er sich von ihnen fern. Die anderen vergalten ihm mit demselben Haß. Überhaupt ist die Lage der Leute von der Art des M. im Zwangssträflingshause ganz furchtbar. Es war M. unbekannt, weshalb A. nach Sibirien verschickt war. A. dagegen, der erraten hatte, mit wem er es zu tun habe, versicherte ihm sofort, er sei wegen eines der Denunziation völlig entgegengesetzten Vergehens verurteilt worden, fast wegen eines solchen, wegen dessen M. verschickt war. M. war furchtbar froh über den neuen Kameraden und Freund. Er sorgte für ihn, tröstete ihn während der ersten Tage der Zwangsarbeit in der Voraussetzung, daß er viel leiden müsse, gab ihm sein letztes Geld, beköstigte ihn und teilte seine letzten Sachen mit ihm. Doch A. hatte sofort einen Haß gegen ihn empfunden, und zwar deshalb, weil jener edel war, weil jede niedrige Gesinnung und Handlung ihn mit Entsetzen erfüllten, weil er so ganz und gar nicht ihm ähnlich war. Und alles, was M. in früheren Gesprächen über das Zwangssträflingshaus und den Major geäußert hatte, das beeilte er sich später, bei der ersten Gelegenheit dem Major zu hinterbringen. Dafür warf der Major einen furchtbaren Haß auf M. und verfolgte ihn auf jede Weise. Und wenn der Einfluß des Kommandanten nicht gewesen wäre, so hätte er ihn ganz vernichtet. A. geriet nicht nur nicht in die geringste Verlegenheit, als M. später seine niedrige Gesinnung erkannte, nein, noch mehr: er liebte es, ihm entgegenzutreten und ihn mit Hohnlächeln anzusehen. Dies bereitete ihm augenscheinlich sogar Genuß. M. selbst machte mich wiederholt darauf aufmerksam. Diese niedrige Kreatur entfloh später mit einem anderen Sträfling und einem Begleitsodaten; doch davon weiterhin. Er hatte sich zuerst viel Mühe gegeben, auch bei mir sich einzuschmeicheln, weil er glaubte, ich hätte von seiner Geschichte nichts gehört. Ich wiederhole nochmals, daß er mir die ersten Tage meiner Zwangsarbeit durch die Verbitterung meines Gemütes geradezu vergiftet hat. Ich entsetzte mich vor der furchtbaren Gemeinheit und Niedrigkeit, in die man mich hineingestoßen hatte, inmitten derer ich mich

sah. Ich dachte, hier sei alles so gemein und niedrig. Doch ich täuschte mich: ich hatte alle nach A. beurteilt.

In diesen drei Tagen schlenderte ich in großer Traurigkeit im Zwangssträflingshause umher, lag auf der Pritsche, ließ mir von einem zuverlässigen Arrestanten, den Akim Akimytsch mir empfohlen hatte, aus dem Gefängnisleinen Hemden nähen, natürlich gegen Bezahlung (einige Groschen für das Hemd), schaffte mir auf den dringlichen Rat Akim Akimytsch' eine Matratze zum Zusammenlegen an (sie war aus Filz, mit Leinen benäht und dünn wie ein russischer Fladen), sowie desgleichen ein mit Wolle gefülltes Kopfkissen, das mir, der ich es anders gewöhnt war, furchtbar hart erschien. Akim Akimytsch machte sich um die Beschaffung aller dieser Sachen sehr verdient; er beteiligte sich persönlich dabei, indem er mir eigenhändig eine Decke nähte, und zwar aus alten Gefängnistuchflicken, Überbleibseln abgetragener Hosen und Jacken, die ich von den anderen Sträflingen kaufte. Die Gefängnissachen, die ihre vorschriftsmäßige Zeit ausgedauert hatten, wurden Eigentum der Sträflinge; sie wurden von diesen gleich an Ort und Stelle verkauft, und wie abgetragen eine Sache auch sein mochte — ihr Besitzer konnte immer noch hoffen, irgendeinen Preis für sie herauszuschlagen. Ich wunderte mich anfänglich über dies alles sehr. Überhaupt war dies die Zeit meiner ersten Berührung mit dem Volk. Ich selbst war plötzlich eben solch einer aus dem Volk, ebensolch ein Zwangssträfling geworden, wie sie alle. Ihre Gewohnheiten, Begriffe, Ansichten, Sitten wurden gewissermaßen auch die meinigen, wenigstens der Form, dem Gesetz nach, obgleich ich sie in Wirklichkeit mit ihnen gar nicht teilte. Ich war verwundert und verwirrt, als hätte ich nichts dergleichen früher geahnt und gehört, obgleich ich davon wußte und gehört hatte. Doch die Wirklichkeit bringt immer einen ganz andern Eindruck auf den Beschauer hervor als bloß Gewußtes und Gehörtes. Hätte ich beispielsweise jemals früher ahnen können, daß solche Sachen, solch altes, abgetragenes Zeug überhaupt noch für Sachen angesehen werden könnten? Und doch hat man sich aus diesen alten Lumpen eine Schlafdecke zusammengenäht! Man konnte sich schwer vorstellen, von welcher Sorte das zur Sträflingskleidung bestimmte Tuch war. Dem

Äußern nach glich es in der Tat einem dicken Soldatentuch; doch kaum getragen, verwandelte es sich gewissermaßen in ein Fischernetz und riß unglaublich leicht. Im übrigen wurde der Tuchanzug für ein Jahr geliefert, doch war es schwer, mit dieser Zeit auszukommen. Der Sträfling arbeitet, trägt Lasten; dabei wird die Kleidung abgerieben und zerreißt bald. Die Schafpelze wurden für die Dauer von drei Jahren gegeben, und dienten während dieser Zeit als Bekleidung, als Bettdecke und als Schlafunterlage. Doch die Pelze sind fest, obgleich es nicht selten vorkam, daß so mancher gegen Ende des dritten Jahres, d. h. nach Ablauf der Tragefrist, einen mit einfacher Leinwand geflickten Pelz trug. Nichtsdestoweniger wurden sie, wenn auch sehr abgetragen, am Ende ihrer gesetzlichen Tragezeit noch für vierzig Kopeken Silber verkauft. Besser gehaltene Exemplare wurden jedoch für sechzig bis siebzig Kopeken Silber verkauft! In der Zwangsarbeit aber war das bestimmt sehr viel Geld.

Das Geld hatte, wie ich bereits erwähnt habe, im Zwangssträflingshause einen außerordentlichen Wert. Es war eine Macht. Man könnte mit Bestimmtheit sagen, daß der Sträfling, der in der Zwangsarbeit auch nur einiges wenige Geld besaß, zehnfach weniger litt als der gänzlich geldlose, wenngleich dieser letztere doch ebenfalls vom Gefängnis alles Nötige erhält, so daß es scheinen könnte, Geld sei für ihn etwas völlig Überflüssiges — ein Standpunkt, wie er von unseren Vorgesetzten auch in der Tat vertreten wurde. Ich wiederhole es nochmals: wenn die Sträflinge jeder Möglichkeit beraubt gewesen wären, eigenes Geld zu haben, würden sie entweder den Verstand verloren haben oder wie die Fliegen gestorben sein (trotzdem sie mit allem versehen waren), oder sie hätten sich endlich zu den unerhörtesten Greueltaten hinreißen lassen — die einen aus Verzweiflung, die andern, um rasch auf irgendeine Weise vom Leben zum Tode gebracht und vernichtet zu werden oder irgendwie „sich zu verändern“, wie der technische Ausdruck lautet. Wenn jedoch der Sträfling, nachdem er mit fast blutigem Schweiß sich seine Kopeke erarbeitet oder sie mit Aufgebot ungewöhnlicher, oft mit Diebstahl oder Gaunerei verbundener List erworben hatte, dieses sein Geld zu gleicher Zeit so unüberlegt, ja

mit geradezu kindischer Gedankenlosigkeit wieder verschwendet, so beweist dies doch keineswegs, daß er es nicht zu schätzen weiß, obgleich es auf den ersten Blick so scheinen könnte. Nach Geld ist der Sträfling gierig bis zu Krämpfen, bis zur Verdunkelung der gesunden Vernunft, und wenn er es hinauswirft, als seien es Späne, wenn er zecht, so wirft er es hinaus für ein Ding, das für ihn noch eine Stufe höher steht als Geld. Was steht für den Sträfling denn höher als Geld? Die Freiheit oder doch der Traum von der Freiheit. Die Sträflinge sind große Träumer. Darüber werde ich später etwas zu sagen haben, doch hier sei gleich gefragt, ob man es für möglich halten könnte, daß ich Verschickte mit zwanzigjähriger Strafdauer gesehen habe, die mir gegenüber in aller Seelenruhe die Äußerung fallen ließen: „Warten Sie nur, wenn Gott gibt, beende ich meine Strafzeit und dann . . ." Der ganze Begriff des Wortes „Arrestant" bedeutet einen Menschen ohne Willen. Gibt er aber Geld aus, so handelt er schon nach seinem eigenen Willen. Trotz aller Brandmale, Fesseln, aller verhaßten Zaunpfähle des Zwangssträflingshauses, die ihn von der Gotteswelt abschließen und wie ein Tier im Käfig einsperren, kann er sich Branntwein verschaffen, d. h. ein streng verbotenes Genußmittel, kann er selbst (wenn auch nicht immer) seine nächsten Vorgesetzten, die Invaliden und sogar den Unteroffizier bestechen, damit sie durch die Finger sehen, wenn er Gesetz und Disziplin verletzt; ja er kann zu alledem auch noch ihnen gegenüber wichtig tun, denn der Sträfling liebt es ja furchtbar, wichtig zu tun, d. h. sich vor den Kameraden aufzuspielen und sich selbst, wenn auch nur auf Augenblicke, vorzutäuschen, daß er unvergleichlich viel mehr Willen und Macht besitze, als es den Anschein habe — mit einem Wort: er kann zechen, lärmen und krakeelen, jeden beliebigen bis aufs Blut kränken und ihm beweisen, daß er, der Kränkende, dies alles könne, daß er überhaupt alles könne, d. h. er kann sich selbst alles mögliche vorreden, woran er, der arme Kerl, eigentlich gar nicht denken dürfte. Dies ist wohl auch der Grund, weshalb man bei den Sträflingen, selbst wenn sie ganz nüchtern sind, eine allgemeine Neigung zum Wichtigtun, zur Prahlerei, zu komischer und naiver Selbstüberhebung bemerken kann. Letzten

Endes besteht bei all diesen Exzessen eine Art Gefahr — also ist in dem allem das Trugbild einer gewissen Freiheit enthalten. Was aber könnte man nicht für die Freiheit hingeben? Welcher Millionär würde nicht bestimmt, wenn man ihm die Kehle zuschnürte, alle seine Millionen für einen Atemzug Luft hingeben?

Da wundern sich bisweilen die Vorgesetzten über einen Sträfling: mehrere Jahre hat der Mann sich ruhig und musterhaft gehalten; man hat ihn wegen seines guten Betragens sogar zu einer Art Aufseher gemacht. Und auf einmal, so mir nichts dir nichts, als sei der Teufel in ihn gefahren, hat er dumme Streiche gemacht, gezecht, gelärmt und krakeelt, ja sogar ein Kriminalverbrechen begangen, indem er sich den höheren Vorgesetzten gegenüber offenbare Unehrerbietung zuschulden kommen ließ oder jemanden ermordete, vergewaltigte und dergleichen mehr. Man betrachtet mit Verwunderung einen solchen Missetäter. Und doch, die alleinige Ursache dieses plötzlichen Ausbruchs in einem Menschen, von dem dies am allerwenigsten zu erwarten war, ist im sehnsuchtsvollen, krampfartigen Hervorbrechen der Persönlichkeit zu suchen, in der instinktiven Sehnsucht nach dem eigenen Ich, im Wunsch, sich selbst, seine erniedrigte Persönlichkeit hervorzukehren, welcher Wunsch sich plötzlich entlädt und sich bis zum Grimm, bis zu rasender Wut, zur Verdunkelung der gesunden Vernunft, zu Krampfanfällen steigert. So mag wohl der lebendig Begrabene und endlich wieder Erwachte in seinem Sarge an den Sargdeckel hämmern und sich anstrengen, ihn abzuwerfen, obgleich der gesunde Verstand es ihm sagen müßte, daß alle seine Anstrengungen vergeblich sein müssen. Doch das ist es ja, daß hier nicht mehr die vernünftige Überlegung des Verstandes eine Rolle spielt, sondern daß es sich nur um Krämpfe handelt. Ziehen wir hierbei noch weiter in Betracht, daß fast jegliche Hervorkehrung der Persönlichkeit im Sträfling als Verbrechen erachtet wird, so muß es ihm also natürlich völlig gleich sein, wie weit er hierin geht. Soll einmal gezecht werden — nun, dann schon gründlich, soll etwas gewagt werden — nun, dann schon alles, und sei es selbst ein Mord! Es kommt ja alles darauf an, den Anfang zu machen: Ist der Mensch dann richtig im Rausch,

so ist er kaum mehr zu bändigen! Darum wäre es in jedem Fall besser, ihn nicht erst so weit zu bringen. Alle hätten dann ein ruhigeres Dasein.

Jawohl; doch wie wäre dies zu machen?

6

Der erste Monat

(Fortsetzung)

Als ich ins Zwangssträflingshaus einzog, besaß ich einiges Geld; bei mir hatte ich nur wenig, aus Furcht, es könnte mir fortgenommen werden; auf alle Fälle hatte ich es versteckt, und zwar im Einbande des Neuen Testaments eingeklebt, das man ins Zwangssträflingshaus mitnehmen durfte. Es waren einige Rubel. Dieses Buch mit dem darin eingeklebten Gelde war mir in Tobolsk von Menschen geschenkt worden, die ebenfalls in der Verbannung litten, deren Dauer schon Jahrzehnte betrug. Diese Menschen waren schon lange daran gewöhnt, in jedem Unglücklichen einen Bruder zu sehen. Es gibt in Sibirien einige Personen — und sie sterben nie aus — die es gewissermaßen zu ihrer Lebensaufgabe gemacht haben, für die „Unglücklichen" als Brüder zu sorgen, sie zu bemitleiden und an ihnen Barmherzigkeit zu üben, als seien sie ihre leiblichen Kinder. Dies alles geschieht ohne jede Gewinnsucht, als eine heilige Pflicht. Ich kann nicht umhin, hier in Kürze über eine solche Begegnung zu berichten.

In der Stadt, in der sich unser Zwangssträflingshaus befand, lebte eine Dame, Nastasja Iwanowna, eine Witwe. Selbstverständlich konnte niemand von uns während des Aufenthalts im Zwangssträflingshause mit ihr persönlich bekannt werden. Sie schien die Unterstützung der Verschickten zu ihrer Lebensaufgabe gemacht zu haben; doch am meisten sorgte sie für uns. Ob nun in ihrer Familie ein ähnliches Unglück vorgekommen war, oder ob ein ihrem Herzen nahestehender, teurer Mensch wegen eines ähnlichen Verbrechens hatte leiden müssen

— sie hielt es gleichsam für ein persönliches Glück, für uns alles zu tun, was in ihren Kräften stand. Viel tun konnte sie allerdings nicht, denn sie war sehr arm. Wir im Zwangssträflingshause fühlten, daß wir jenseits unserer Mauern einen ergebenen, treuen Freund besaßen. Unter anderem ließ sie uns oft Nachrichten und Mitteilungen zukommen, die wir so sehr brauchten. Als ich das Zwangssträflingshaus verließ und mich in eine andere Stadt begab, hatte ich Gelegenheit, sie zu besuchen und ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Sie wohnte irgendwo in der Vorstadt bei einem ihrer nahen Anverwandten. Sie war nicht alt und nicht jung, nicht hübsch und nicht häßlich; es war sogar nicht herauszubekommen, ob sie eine kluge, eine gebildete Frau sei. Man bemerkte nur bei ihr bei jedem Schritt eine unendliche Güte, den unstillbaren Wunsch, gefällig zu sein, zu helfen, unter allen Umständen den Mitmenschen etwas Angenehmes zuteil werden zu lassen. Alles dies spiegelte sich in ihren sanften, gütigen Blicken wider. Ich verbrachte mit einem andern Kameraden aus dem Zwangssträflingshause fast den ganzen Abend bei ihr. Sie sah uns freundlich in die Augen, lachte, wenn wir lachten, beeilte sich, uns beizustimmen, was wir auch sagen mochten, sorgte für unsere Bewirtung, so gut es ihr möglich war. Es wurde Tee gereicht, Zubiß, irgendwelche Süßigkeiten, und wenn sie Tausende besessen hätte, so hätte sie sich des Reichtums wohl nur darum gefreut, weil sie dann in der Lage gewesen wäre, uns noch mehr Gefälligkeiten zu erweisen und unsre im Zwangssträflingshause verbliebenen Kameraden besser zu unterstützen. Beim Abschiede schenkte sie jedem von uns zum Andenken ein Zigarettenetui. Diese Etuis hatte sie selbst für uns aus Pappe zusammengeklebt. (Gott allein weiß, wie sie zusammengeklebt waren!) Überzogen waren sie mit buntem Papier, wie man es gewöhnlich für die Einbanddeckel der in den Elementarschulen gebräuchlichen, kurzen Leitfäden für Arithmetik benutzt (vielleicht war auch wirklich solch ein Einbanddeckel bei der Kleberei benutzt worden). Ringsherum waren beide Etuis am Rande mit einer papiernen Goldborte beklebt, damit sie schöner aussähen. Wegen dieser Goldborte war sie möglicherweise selbst in die Läden gegangen. „Sie rauchen doch Zigaretten, also würde dies hier für Sie passen,"

meinte sie, sich gleichsam schüchtern wegen des Geschenks vor uns entschuldigend . . . Manche meinen (ich hörte und las dies), die höchste Nächstenliebe sei zugleich größter Egoismus. Worin hier der Egoismus bestehen sollte, kann ich auf keine Weise einsehen.

Obgleich ich bei meinem Eintritt ins Zwangssträflingshaus keineswegs viel Geld besaß, konnte ich mich doch nicht ernstlich über die Sträflinge ärgern, die schon in den ersten Stunden meines dortigen Aufenthalts, nachdem sie mich bereits einmal angeführt hatten, ganz naiv zu mir kamen und zum zweiten-, zum dritten-, ja sogar zum fünftenmal mir Geld abborgten. Doch eins muß ich offen bekennen: es war mir sehr ärgerlich, daß alle diese Menschen mit ihren naiven Schlauheiten mich jedenfalls, wie mir schien, für einen Einfaltspinsel und Narren halten und sich über mich lustig machen mußten, weil ich ihnen schon zum fünftenmal Geld gab. Es mußte ihnen unbedingt so vorkommen, als sei ich auf ihre Betrügereien und Schlauheiten hineingefallen; wenn ich, im Gegenteil, sie abgewiesen und fortgejagt hätte, so würde — ich bin überzeugt davon — dies ihnen weit mehr imponiert haben. Doch wie ich mich auch ärgerte, abweisen konnte ich sie doch nicht. Außerdem ärgerte ich mich, weil ich in diesen ersten Tagen ernsthaft und besorgt darüber nachdachte, wie und auf welchen Fuß ich mich mit ihnen stellen sollte. Ich fühlte und begriff es, daß diese ganze Umgebung für mich vollkommen neu sei, daß ich da vollkommen in der Finsternis herumtappte, und daß es unmöglich sei, so viele Jahre in einer solchen Finsternis zu leben. Es tat not, sich darauf vorzubereiten. Natürlich beschloß ich, daß es zuerst nötig sein werde, geradeheraus und so zu handeln, wie es mein inneres Gefühl und mein Gewissen mir vorschreiben würden. Doch ich wußte auch, daß dies ja doch nur die reine Theorie sei, und daß die allerunverhoffteste Praxis noch vor mir liege.

Und darum peinigte mich immer mehr und mehr, ungeachtet all der kleinen Sorgen um meine Einrichtung in der Kaserne, von denen ich bereits gesprochen habe und in die mich insbesondere Akim Akimytsch hineingezogen hatte, obgleich sie mich doch immerhin etwas zerstreuten — eine furchtbare, nagende Traurigkeit. „Ein Totenhaus!" sagte ich zu mir selbst, wenn ich

8*

bisweilen in der Dämmerung von der Außentreppe unserer Kaserne nach den Sträflingen schaute, die bereits von der Arbeit zurückgekehrt waren und müßig über den Platz des Gefängnishofes aus den Kasernen in die Küche und wieder zurückschlenderten. Ich schaute nach ihnen und bemühte mich, nach ihren Gesichtern und ihren Bewegungen zu erraten, was sie für Menschen, für Charaktere seien. Sie aber schlenderten an mir vorüber mit finster zusammengezogenen Augenbrauen oder mit allzu heiteren Gesichtern (diese beiden Arten sind die häufigst vorkommenden und bilden fast die Charakteristik des Hauses der Verschickten), zankten sich oder unterhielten sich friedlich oder spazierten vereinzelt, gleichsam gedankenverloren, still, leichten Ganges, manche mit müdem, apathischem Ausdruck, andere wieder (sogar hier!) mit dem Ausdruck hochmütiger Überlegenheit, mit schiefsitzenden Mützen und übergeworfenen Pelzen, mit frechen, listigen Blicken und herausforderndem Lächeln. „Dies alles ist meine Umgebung, meine nunmehrige Welt," dachte ich, „mit der ich, ob ich will oder nicht will, leben muß."

Ich versuchte es, mich bei Akim Akimytsch, mit dem ich, um nicht allein zu sein, Tee zu trinken liebte, über sie zu erkundigen. Beiläufig bemerkt, bildete der Tee in dieser ersten Zeit fast meine einzige Nahrung. Akim Akimytsch verschmähte den Tee nicht und stellte selbst unsern putzigen, selbstverfertigten kleinen Samowar aus Blech auf, den mir M. geliehen hatte. Akim Akimytsch trank gewöhnlich ein Glas (er besaß auch Gläser), trank den Tee schweigend und mit Anstand, reichte mir das Glas zurück, dankte und begann dann sofort an der Fertigstellung meiner Decke zu arbeiten. Doch was ich wissen wollte, konnte er mir nicht sagen. Er begriff nicht einmal, zu welchem Zweck ich mich so sehr für die uns umgebenden Charaktere, für die in unserer unmittelbaren Nähe befindlichen Zwangssträflinge interessirte, und hörte mich mit einem etwas pfiffigen Lächeln, das mir noch heute vorschwebt, an. „Nein," dachte ich, „offenbar muß ich selbst alles erkunden und nicht andere danach fragen."

Am vierten Tage wurden die Sträflinge, ebenso wie am Morgen, da mir die Fesseln angeschmiedet wurden, früh-

morgens auf dem Platze vor dem Wachthause beim Gefängnistor in zwei Reihen aufgestellt. Vor ihnen, die Gesichter ihnen zugewandt, und hinter ihnen standen Soldaten mit geladenen Flinten und aufgepflanztem Bajonett. Der Soldat hat das Recht, auf den Arrestanten zu schießen, sobald er einen Fluchtversuch macht. Doch ist er zugleich auch verantwortlich für seinen Schuß, falls er ihn nicht im äußersten Notfall abgibt. Dasselbe gilt für den Fall einer offenen Sträflingsrevolte. Doch wem wäre es wohl eingefallen, eine offene Flucht zu wagen? Es erschienen der Ingenieuroffizier und der Kondukteur, ferner die Ingenieur-Unteroffiziere und Soldaten, die die arbeitenden Arrestanten zu beaufsichtigen hatten. Nun wurden die einzelnen Arrestanten nach dem Namen aufgerufen. Ein Teil von ihnen, der in der Schneiderwerkstätte arbeitete, marschierte früher ab als die übrigen. Er hatte mit der Ingenieurleitung nichts zu tun; die betreffenden Sträflinge arbeiteten für das Gefängnis, indem sie Sträflingskleidung anfertigten. Darauf gingen die für die anderen Werkstätten bestimmten ab, zuletzt die für die Schwarz- oder Schwerarbeit. In einer Gruppe von etwa zwanzig Mann marschierte auch ich ab. Hinter der Festung auf dem Eise des Flusses lagen zwei dem Staate gehörende Barken, die bereits untauglich waren und infolgedessen auseinandergenommen werden mußten, damit wenigstens das Holzmaterial nicht umkomme. Übrigens hatte dieses alte Material offenbar einen äußerst geringen Wert, richtiger fast gar keinen mehr. Das Holz wurde in der Stadt zu einem Spottpreise verkauft, da ringsum in den Wäldern Unmengen von Holz waren. Man schickte uns recht eigentlich nur darum zu dieser Arbeit aus, damit wir überhaupt etwas zu tun hätten, was wir Sträflinge selbst recht gut begriffen. An eine solche Arbeit pflegten die Sträflinge stets ohne Lust und völlig apathisch heranzugehen. Etwas ganz anderes war es, wenn es sich um eine an sich vernünftige, wertvolle Arbeit handelte, insonderheit, wenn man sich für eine sogenannte Pensumarbeit melden konnte. Dann schien es, als ob sie sich förmlich begeisterten, und wenn sie auch selbst gar keinen Gewinn davon hatten, so strengten sie sich doch, wie ich mit eigenen Augen gesehen habe, sehr an, um eine solche Arbeit möglichst rasch und gut zu Ende zu führen;

sogar der Ehrgeiz wurde dabei gewissermaßen angestachelt. Doch bei der jetzt vorliegenden, mehr pro forma zu erledigenden Arbeit war es schwer, sich irgendwie auszuzeichnen, und man mußte dabei bleiben, bis um elf Uhr vormittags die Trommel das Zeichen zur Rückkehr nach Hause gab.

Es war ein gelinder und nebeliger Tag, und es taute schwach. Unsere Gruppe begab sich aus der Festung an das Flußufer, leise mit den Ketten klirrend, die, obwohl sie unter den Kleidern verborgen waren, doch bei jedem Schritt, den man tat, einen feinen, scharfen Metallklang von sich gaben. Zwei oder drei Mann waren nach dem Zeughause geschickt worden, um die erforderlichen Instrumente zu bringen. Ich ging mit den anderen und wurde sogar ein wenig munterer: ich wollte möglichst bald sehen und erfahren, was für eine Arbeit es sei? Was für eine Zwangsarbeit es sein möge, und wie ich selbst zum erstenmal im Leben arbeiten würde?

Ich entsinne mich alles dessen bis in die kleinsten Einzelheiten. Auf dem Wege begegnete uns ein Kleinbürger mit einem Bart, blieb stehen und steckte die Hand in die Tasche. Von unserer Gruppe löste sich sogleich ein Sträfling ab, nahm die Mütze ab, erhielt ein Almosen — fünf Kopeken — und kehrte schnell wieder zu uns zurück. Der Kleinbürger bekreuzigte sich und setzte seinen Weg fort. Diese fünf Kopeken wurden am selben Morgen in Kringel umgesetzt, von denen ein jeder aus unserer Gruppe ein gleiches Teilchen bekam.

In unserm Trupp waren die einen der Sträflinge wie gewöhnlich grämlich und schweigsam, die anderen gleichgültig und schlaff, während die übrigen sich träge miteinander unterhielten. Einer war über irgendetwas furchtbar froh und lustig. Er sang und tanzte auf dem Wege, wobei er bei jedem Sprung mit den Ketten klirrte. Es war derselbe kurze, stämmige Arrestant, der an meinem ersten Morgen im Zwangssträflingshause beim Waschen mit einem anderen Sträfling in die Haare geraten war, weil der letztere es gewagt hatte, unsinnigerweise von sich zu behaupten, daß er ein Vogel Kagan sei. Dieser lustige Bruder hieß Skuratow. Endlich stimmte er ein loses Lied an, dessen Refrain mir im Gedächtnis geblieben ist:

Ohne mich ward ich getraut —
auf der Mühle war ich.

Es fehlte nur noch die Balalaika.

Seine ungewöhnlich heitere Stimmung erregte natürlich sofort den Unwillen einiger aus unserer Gruppe; ja man fühlte sich sogar beleidigt dadurch.

„Was heulst du?" sagte einer in tadelndem Ton, den die Sache im übrigen gar nichts anging.

„Der Wolf kannte auch nur einen Sang, und den hat er Fremden abgelauscht," bemerkte ein finster dreinschauender Sträfling mit kleinrussischer Aussprache.

„Wenn das auf mich gemünzt ist," erwiderte schnell Skuratow, „so mag's sein. Doch ihr in Poltawa versteht nicht einmal Mehlklößchen zu essen, ohne dabei zu ersticken."

„Schwindel! Möchte wissen, was du selbst zu essen verstehst? Hast Kohlsuppe mit dem Bastschuh gelöffelt."

„Jetzt sieht er aus, als werde er vom Teufel mit Kugeln gefüttert," fügte ein dritter hinzu.

„Wirklich, Brüder, ich bin auch ein verwöhnter Mensch," gab Skuratow mit einem leichten Seufzer zurück, als ob er über seine Verwöhntheit Trauer empfände. Er wandte sich mit seinen Worten an alle zugleich und nicht an eine bestimmte Einzelperson. „Bin von Kind auf mit Backpflaumen und Weißbrot großgezogen worden. Meine leiblichen Brüder besitzen heute noch in Moskau ihren eigenen Laden in der „Passage". Handeln mit Wind und sind Kaufleute, die immer reicher werden."

„Womit hast du denn gehandelt?"

„Mit allem und mit jedem. Und damals, Brüder, erhielt ich auch meine ersten zweihundert . . ."

„Was, Rubel?" unterbrach ihn ein Neugieriger, der fast erschrak, als er eine solche Summe nennen hörte.

„Nein, lieber Mann, nicht Rubel, sondern Stockschläge. Luka, höre Luka!"

„Was, Luka! Für dich bin ich Luka Kusmitsch," erwiderte ein kleiner, dürrer Sträfling mit spitzer Nase.

„Nun, Luka Kusmitsch, hol' dich der Teufel, meinetwegen, wenn du willst!"

„Was, Luka Kusmitsch! Für dich bin ich Onkelchen!"

„Hol' dich der Teufel mit deinem ‚Onkelchen'! So lohnt es sich gar nicht zu sprechen. Ich wollte etwas Gutes sagen. Also seht, Brüder, so kam es, daß ich nicht lange in Moskau lebte. Man verabreichte mir dort zu guter Letzt fünfzehn Knutenhiebchen und schickte mich heraus aus der Stadt. Ich aber . . .

„Weswegen wurdest du denn hinausgeschickt?" unterbrach ihn ein der Erzählung aufmerksam folgender Sträfling.

„Geh nicht in die Kantine, trink nicht Faßspunde, spiel nicht auf der Schwatzharfe. So geschah es, Brüder, daß es mir in Moskau nicht glückte, auf anständige Weise reich zu werden. Und ich wollte es doch so gern, so gern. So gern wollte ich es, daß ich es gar nicht zu sagen vermag."

Viele lachten auf. Skuratow gehörte offenbar zur Gilde der freiwilligen lustigen Patrone oder besser: Spaßmacher, die es sich gleichsam zur Pflicht gemacht haben, ihre grämlichen Kameraden zu erheitern, doch dafür natürlich nichts anderes als Schmähreden ernten. Er gehörte zu dem besonderen und bemerkenswerten Typus, von dem ich vielleicht noch einiges zu sagen haben werde.

„Jetzt wird man dich statt des Zobelfells schlagen können," bemerkte Luka Kusmitsch. „Schon allein seine Kleidung ist hundert Rubel wert."

Skuratow hatte einen sehr alten und sehr abgetragenen Pelz an, der auf allen Seiten geflickt war. Er betrachtete ihn ziemlich gleichmütig, doch aufmerksam von oben bis unten.

„Aber mein Kopf, Brüder, mein Kopf ist dafür um so teurer," erwiderte er. „Ob ich auch von Moskau Abschied nehmen mußte, blieb mir doch der Trost, daß mein Kopf mit mir ging. Fahr wohl, Moskau, Dank für die Ruten, für den freien Geist! Wunderbar bin ich traktiert worden! Doch auf den Pelz sollst du nicht sehen, lieber Mann."

„Da soll man wohl auf deinen Kopf sehen?"

„Auch der Kopf ist nicht sein Eigenes, sondern bloß eine milde Gabe," bemerkte Luka wieder. „Man hat ihm den um Christi

willen in Tjumen gegeben, als er mit seinem Trupp da durchging."

„Hör, Skuratow, hast du ein Handwerk getrieben?"

„Was für ein Handwerk sollte der Mann denn gehabt haben?" bemerkte einer der finster Dreinschauenden. „Nichts kann er, nichts weiß er."

„Ich habe es damals mit dem Stiefelnähen versucht," antwortete Skuratow, indem er die unfreundliche Bemerkung überhörte. „Doch über ein einziges Paar hinaus hab' ich's nicht gebracht."

„Hat man es denn gekauft?"

„Jawohl, es fand sich ein Käufer. Hat wohl Gott nicht gefürchtet, Vater und Mutter nicht geehrt; da strafte ihn der Herr, daß er es kaufte."

Alle um Skuratow schüttelten sich vor Lachen.

„Dann habe ich noch einmal gearbeitet, doch schon hier," fuhr Skuratow mit größter Kaltblütigkeit fort. „Dem Leutnant Stepan Feodorowitsch Pomorzew habe ich die Stiefel vorgeschuht."

„War er mit der Arbeit zufrieden?"

„Nein, Brüder, unzufrieden ist er gewesen. In Grund und Boden hat er mich geschmäht, mich mit dem Knie in die Rückseite gestoßen. Furchtbar wütend ist er gewesen. Ach, das Leben hat mich betrogen, ja, ja, das Zwangssträflingsleben!" Und ganz unerwartet stimmte er wieder ein Liedchen an, indem er dazu mit den Füßen einen Tanztakt schlug.

„Was das für ein nichtswürdiger Mensch ist!" brummte der neben ihm hergehende Kleinrusse, indem er ihn mit einem bösen Verachtungsblick ansah.

„Ein unnützer Mensch!" bemerkte ein anderer in ernsterem, absprechendem Ton.

Ich konnte es ganz und gar nicht verstehen, weshalb man sich über Skuratow ereiferte, und weshalb überhaupt alle Fröhlichen, wie ich schon in diesen ersten Tagen bemerkt hatte, von den übrigen mit einer gewissen Verachtung angesehen wurden. Den Zorn des Kleinrussen und der anderen führte ich auf persönliche Motive zurück. Doch hier steckte nichts Persönliches dahinter; es war vielmehr der Zorn darüber, daß in Skuratow

keine Dressur, kein strenger, gemachter Ausdruck eigener Würde war, von dem das ganze Zwangssträflingshaus fast bis zur Pedanterie angesteckt war, mit einem Wort, der Zorn darüber, daß er nach ihrer Bezeichnung ein „unnützer" Mensch war. Doch nicht auf alle Lustigen hatte man einen Zorn, und nicht alle behandelte man so schlecht wie Skuratow und andere seines Schlages. Wer so mit sich umgehen ließ, war ein gutmütiger Mensch und wurde infolgedessen ohne weiteres mit Verachtung behandelt. Dies setzte mich in Erstaunen. Doch gab es auch unter den Lustigen einige, die es verstanden und liebten, die Zähne zu zeigen und sich nicht zu nahe treten zu lassen: diese wurden gezwungenermaßen geachtet. Hier in unsrer Gruppe gab es einen solchen mit Haaren auf den Zähnen; er war in Wirklichkeit ein außerordentlich lustiger und lieber Mensch, doch lernte ich ihn erst später von dieser Seite kennen. Er war ein stattlicher, kräftiger Bursche mit einer großen Warze auf der Wange und einem urkomischen Gesichtsausdruck. Im übrigen war er recht hübsch und pfiffig. Man nannte ihn den Pionier, weil er früher unter den Pionieren gedient hatte; jetzt befand er sich in der „besonderen Abteilung". Über ihn werde ich später noch sprechen müssen.

Im übrigen waren aber auch nicht alle „Gesetzten" so „expansiv", wie der die Lustigkeit hassende Kleinrusse. Im Zwangssträflingshause gab es einige Personen, die überall die erste Rolle spielen wollten, und zwar in Bezug auf Alleswissen, auf Geistesgegenwart, auf Charakter, auf Verstand. Viele davon waren in der Tat Männer von Verstand und Charakter und erreichten das von ihnen erstrebte Ziel, d. h. den Vorrang und einen bedeutenden moralischen Einfluß auf ihre Kameraden. Unter sich selbst aber waren diese Klugen häufig die größten Feinde, und jeder von ihnen hatte viele Neider. Auf die übrigen Sträflinge sahen diese Leute mit Würde, ja selbst mit Herablassung nieder; sie begannen nie unnützen Streit, waren bei den Vorgesetzten gut angeschrieben, spielten bei der Arbeit gewissermaßen die Rolle von Aufsehern, und nicht einer von ihnen würde, beispielsweise eines Liedes wegen, mit einem andern angebunden haben; sie kamen sich viel zu erhaben vor, um sich mit solchen Geringfügigkeiten abzugeben. Mir gegenüber waren

diese Leute merkwürdig höflich, und zwar während der ganzen Dauer meiner Zwangsarbeitszeit, doch dabei nicht sehr gesprächig; und dies alles aus Würde. Von ihnen wird auch noch genauer gesprochen werden müssen.

Wir kamen zum Ufer. Unten auf dem Fluß stand, im Eise eingefroren, eine alte Barke, die abgebrochen werden sollte. Jenseits des Flusses dehnte sich bläulich schimmernd die Steppe aus. Der Anblick war unfreundlich und öde. Ich hatte erwartet, daß man nun sogleich an die Arbeit stürzen werde, doch niemand dachte daran. Die einen setzten sich auf die am Ufer aufgeschichteten Balken; fast alle holten aus den Stiefeln Tabaksbeutel mit einheimischen Tabak hervor, der in Blättern zu drei Kopeken das Pfund auf dem Basar gekauft wurde, sowie desgleichen kurze Pfeifenrohre aus Weidenholz nebst kleinen, selbstgefertigten Holzpfeifen. Die Pfeifen wurden angezündet; die Begleitsoldaten schlossen eine Kette um uns und begannen mit äußerst gelangweilten Gesichtern uns zu bewachen.

„Wer mag nun darauf gekommen sein, diese Barke abzubrechen?" begann einer, mehr für sich als zu den übrigen sprechend. „Er muß wohl Holzspäne nötig haben."

„Einer, der keine Angst vor uns hat, muß darauf gekommen sein," bemerkte ein anderer.

„Wohin mag das Bauernpack nur wollen?" fragte nach einer Weile der erste wieder, ohne natürlich die Antwort auf seine Frage gehört zu haben, und wies in die Ferne auf einen Trupp Bauern, die in langer Reihe durch den unberührten Schnee zogen. Alle wandten sich träge nach jener Seite um und begannen, da sie nichts zu tun hatten, sich über die Bauern lustig zu machen. Einer der Bauern, der letzte, schritt ungewöhnlich komisch dahin, mit gespreizten Armen und zur Seite geneigtem Kopf, auf dem er eine Mütze von der Form eines abgestumpften Kegels trug. Seine Figur hob sich voll und klar vom Hintergrund des weißen Schnees ab.

„Schau mal an, Vetter Petrowitsch, wie du dich eingepackt hast!" bemerkte einer, die Sprache der Bauern nachahmend. Es ist merkwürdig, daß die Sträflinge auf die Bauern etwas von oben herabsahen, obwohl die Hälfte von ihnen selbst dem Bauernstande entstammte.

„Der letzte, Kinder, der geht, als ob er Rettiche pflanzte."

„Das ist ein Schwerdenkender. Der hat viel Geld," bemerkte ein dritter.

Alle lachten, doch gleichsam etwas träge, etwas unlustig. Währenddessen war eine Weißbrotverkäuferin, ein flinkes und gewandtes Weiblein, an uns herangetreten.

Man kaufte für die vorhin als Almosen erhaltenen fünf Kopeken Kringel und teilte sie unter allen zu gleichen Teilen aus.

Ein junger Bursche, der im Zwangssträflingshause mit Kringeln handelte, nahm ihr zwei Dutzend Kringel ab und begann heftig mit ihr zu streiten, weil er, entgegen dem Brauch, drei statt zwei Kringel für sich als Provision herausschlagen wollte. Doch die Kringelverkäuferin ging auf den Handel nicht ein.

„Du gibst also auch das andere nicht?"

„Was willst du denn noch?"

„Das, was die Mäuse nicht fressen."

„Daß dich die Pest!" kreischte das Weiblein und lachte.

Endlich erschien der die Arbeiten beaufsichtigende Unteroffizier mit dem Stocke.

„He, ihr da, was faulenzt ihr herum! Angefangen!"

„Hören Sie, Iwan Matwejewitsch, geben Sie uns doch lieber eine besondere Arbeit," begann einer der Wortführer, indem er sich langsam erhob.

„Weshalb habt ihr euch neulich nicht gemeldet? Jetzt muß die Barke in Angriff genommen werden. Das ist eure besondere Arbeit."

Langsam erhob man sich endlich und begab sich, die Füße kaum bewegend, nach dem Flusse. Und nun erschienen unter dem Trupp auch schon die „Anweisung Gebenden", wenigstens mit Worten. Es stellte sich heraus, daß die Barke nicht unbedacht zerschlagen werden sollte, sondern daß nach Möglichkeit die Balken und insbesondere die Kniehölzer geschont werden sollten, die durch die ganze Länge der Barke am Boden derselben mit hölzernen Nägeln befestigt waren. Das war eine langwierige und langweilige Arbeit.

„Zu allererst müßte dieser Balken hier heraus. An die Arbeit, Kinder!" bemerkte ein Sträfling, der weder anzuordnen

noch zu befehlen hatte, ein einfacher Schwarzarbeiter und ein stiller, wortkarger Mensch. Er hatte bisher geschwiegen, doch nun bückte er sich, umfaßte mit den Armen das dicke Holz und wartete, daß man ihm beispringen werde. Doch das fiel keinem ein.

„So nimm ihn doch heraus! Aber du wirst es ja nicht schaffen, und dein Großvater, der Bär, würde es auch nicht schaffen," brummte jemand durch die Zähne.

„Wie soll man's aber denn anfangen, Brüder? Ich weiß es nicht," sagte der ungerufene Ratgeber, den Balken fahren lassend und sich erhebend.

„Die ganze Arbeit wirst du allein nicht fertigbringen. Was hast du dich vorgedrängt? Seht doch nur diesen Kerl an!"

O, ich wollte ja nur, ich wollte ja nur so . . ." entschuldigte sich der in Verlegenheit geratene Ratgeber ganz kleinlaut.

„Was ist denn das? Soll ich euch mit Überzügen versehen? Oder wollt ihr, daß ich euch für den Winter in Salz lege?" rief der Unteroffizier mit bedenklichem Kopfschütteln die zwanzigköpfige Schar musternd, die nicht wußte, wie sie die Arbeit anfassen solle. „Anfangen! Flink!"

„Schneller als schnell geht es nicht, Iwan Matweitsch."

„Du machst auch sonst nichts, he! Ssaweljew! Petrowitsch! Ich sage dir: was stehst du da und hältst Maulaffen feil! Angefangen!"

„Ja, wie soll ich denn allein was machen?"

„Geben Sie uns eine besondere Arbeit, Iwan Matweitsch."

„Ich hab's gesagt, daß es das nicht gibt! Nehmt die Barke auseinander, und dann nach Hause! Angefangen!"

Man ging endlich ans Werk, doch träge, unlustig, ungeschickt. Es war wirklich unerquicklich, diesen gesunden Haufen stämmiger, kräftiger Arbeiter zu sehen, die offenbar nicht wußten, wie die Arbeit anzufassen sei. Kaum hatten sie das erste und kleinste Knieholz herausgenommen, da erwies es sich, daß es brach, „von selbst brach", wie den Aufsichtsbeamten zur Entschuldigung gesagt wurde. Folglich — hieß es — könne so nicht gearbeitet werden und müsse die Sache anders angefaßt werden. Es folgte nun eine lange Beratung der Sträflinge unter sich darüber, wie man's anders anfassen solle, was zu

tun sei? Selbstverständlich geriet man dabei ins Schimpfen, und die Sache drohte noch weiter auszuarten. Der Aufsichtsbeamte schrie die Arbeiter wieder an und schwenkte seinen Stock; doch das Knieholz brach schon wieder. Es erwies sich, daß zu wenig Äxte vorhanden seien, und daß man auch noch ein anderes Instrument brauche. Sogleich wurden zwei Mann unter Bedeckung nach dem Instrument in die Festung geschickt, während die übrigen wartend sich seelenruhig auf die Barke setzten, ihre Pfeifen hervorholten und zu rauchen begannen. Der Aufsichtsbeamte spuckte zuletzt vor Ärger aus.

„Nun, euretwegen wird die Arbeit nicht zu weinen anfangen. O, dies Volk, dies Volk!“ brummte er böse, fuhr mit der Hand durch die Luft und ging, seinen Stock schwenkend, der Festung zu.

Nach Verlauf einer Stunde kam der Kondukteur. Ruhig hörte er die Sträflinge an und erklärte dann, ihnen die gewünschte Terminarbeit geben zu wollen, und zwar hätten sie noch vier Kniehölzer herauszunehmen, doch so, daß sie nicht zerbrächen, sondern heil blieben, und außerdem noch den Hauptteil der Barke auseinanderzunehmen. Nach Erledigung dieser Aufgabe dürften sie dann nach Hause gehen. Die Aufgabe war groß, doch man hätte sehen sollen, wie sie jetzt angefaßt wurde. Wo war alle Trägheit geblieben, wo das Nichtanfassenwissen! Die Äxte klirrten, und man begann die hölzernen Nägel herauszuziehen. Andere legten dicke Stangen unter, zwanzig Hände stemmten sich darauf, und schnell und gewandt wurden die Kniehölzer herausgenommen, die zu meiner Verwunderung jetzt völlig heil und unversehrt herausgebrochen wurden. Es wurde wie im Fieber gearbeitet. Alle waren gleichsam auf einmal merkwürdig anstellig geworden. Es gab keine unnützen Worte, kein Geschimpfe; ein jeder wußte, was er sagen, was er tun, wohin er sich stellen, was er raten solle. Genau eine halbe Stunde vor der Mittagstrommel war die Arbeitsaufgabe gelöst, und die Arrestanten traten den Heimweg an, müde zwar, doch vollkommen zufrieden, obgleich sie im ganzen nur eine halbe Stunde, gegen die gesetzlich festgesetzte Zeit gehalten, profitiert hatten. Doch was meine Person anbelangt, so machte ich die eigentümliche Erfahrung: wohin ich mich auch helfend wandte während dieser ganzen Zeit — überall war ich am unrechten

Platze, überall störte ich, überall wurde ich mit Schelten weggetrieben.

Jeder letzte, abgerissene Kerl, der selbst der schlechteste Arbeiter war und gegen die anderen, die gewandter und gescheiter waren als er, kein Wort zu sagen pflegte, hielt sich für berechtigt, mich anzuschreien, wenn ich neben ihn trat, indem er vorgab, ich sei ihm im Wege. Zuletzt sagte einer der Gewandten direkt grob zu mir:

„Wohin kriechen Sie, scheren Sie sich! Was wollen Sie da, wo man Sie nicht braucht!"

„In einen Sack ist er geraten!" fiel gleich ein anderer ein.

„Nimm doch lieber eine Büchse," riet mir ein dritter, „und geh zu Bauzwecken sammeln oder tu sonst was, doch hier hast du nichts zu suchen."

So mußte ich müßig dastehen, was nicht wenig peinlich ist, wenn die anderen alle arbeiten. Doch sobald ich mich weiter am Ende der Barke hinstellte, fingen sie alle gleich zu schreien an: „Was sie da für Arbeiter herschicken! Was macht man mit ihnen? Nichts ist mit ihnen anzufangen!"

Alles dies wurde natürlich mit Absicht getan, weil alle ihren Spaß dabei hatten. Man konnte sich über einen ehemaligen Edelmann lustig machen und freute sich, Gelegenheit dazu zu haben.

Es wird jetzt wohl begreiflich sein, weshalb, wie ich schon früher sagte, meine erste Frage beim Betreten des Zwangssträflingshauses die war: wie benehme ich mich, wie stelle ich mich zu diesen Menschen? Ich fühlte im voraus, daß ich häufig mit ihnen Zusammenstöße haben würde, wie jetzt bei der Arbeit. Doch ungeachtet aller Zusammenstöße beschloß ich, den Plan meiner Handlungen, den ich mir in dieser Zeit schon zurechtgelegt hatte, nicht zu ändern; ich wußte, daß er richtig sei. Und zwar hatte ich beschlossen, mich möglichst natürlich und selbständig zu verhalten und mir keinesfalls den Anschein zu geben, als habe ich das Bestreben, mich ihnen zu nähern, sie aber zugleich auch nicht zurückzustoßen, falls sie selbst eine Annäherung wünschen sollten. Weiter hatte ich mir vorgenommen, mich keinesfalls vor ihren Drohungen und vor ihrem Haß zu fürchten und mir möglichst den Anschein zu geben, als bemerkte ich dies

gar nicht; endlich, mich ihnen unter keinen Umständen in bezug auf einige bestimmte Punkte zu nähern und ihnen einige ihrer Gewohnheiten und Sitten nachzusehen — mit einem Wort: mich nicht um ihre unbedingte Kameradschaft zu bemühen. Ich erriet schon beim ersten Blick, daß sie mich deswegen zuerst verachten würden. Doch nach ihren Begriffen mußte ich (und ich erfuhr es in der Folge als ganz sicher) ihnen gegenüber meine adelige Abstammung wahrnehmen und achten, d. h. verzärtelt tun, mir wichtig vorkommen, mich von ihnen fernhalten, bei jedem Schritt gleich schnaufen und mich vor Arbeit scheuen. Hierunter verständen sie nämlich, was sich für einen Edelmann gehöre. Natürlich hätten sie mich deswegen geschmäht, insgeheim aber doch geachtet. Aber eine solche Rolle war nicht nach meinem Geschmack; ich war nie ein Edelmann nach ihren Begriffen gewesen. Doch dafür hatte ich bei mir geschworen, weder meine Bildung noch meine Denkungsart durch irgendwelche Konzessionen vor ihnen herabzusetzen. Hätte ich ihnen zu Gefallen angefangen, mich bei ihnen einzuschmeicheln, mit ihnen in allem einig zu sein, mich auf eine gleiche Stufe mit ihnen zu stellen und auf ihre „Eigenheiten" einzugehen, um ihre Gunst zu gewinnen — sie hätten sofort angenommen, ich tue dies alles aus Angst vor ihnen, aus Feigheit, und hätten mich infolgedessen verachtungsvoll behandelt. A. war kein Beispiel dafür: er ging zum Major, und sie fürchteten ihn selbst. Andrerseits hatte ich auch keine Lust, mich vor ihnen in eine kalte und unzugängliche Höflichkeit zu hüllen, wie die Polen es taten. Ich sah jetzt sehr gut, daß sie mich deshalb verachteten, weil ich arbeiten wollte wie sie, weil ich vor ihnen nicht verwöhnt, nicht wichtig tat; und wenn ich auch bestimmt wußte, daß sie späterhin ihre Meinung über mich ändern würden, so war für mich der Gedanke doch furchtbar schmerzlich, daß sie jetzt in gewissem Sinne das Recht hätten, mich zu verachten, weil sie eben dachten, ich hätte es bei der Arbeit versucht, mich bei ihnen einzuschmeicheln.

Als ich am Abend nach Schluß der Nachmittagsarbeit ins Zwangssträflingshaus zurückkehrte, müde und zerschlagen, kam wieder die furchtbare Traurigkeit über mich. „Wie viele Tausende solcher Tage liegen noch vor mir," — dachte ich, „immer

derselben, der gleichen, der nämlichen!“ Stumm und allein irrte ich in der Dämmerung im Hofe hinter den Kasernen den Zaun entlang umher und erblickte plötzlich unsern Scharik, der auf mich zugelaufen kam. Scharik war unser Gefängnishund, ebenso wie es Batterie-, Kompanie- und Schwadronshunde gibt. Er lebte seit undenklichen Zeiten im Zwangssträflingshause, gehörte niemandem, sah jedermann für seinen Herrn an und nährte sich von den Küchenabfällen. Es war ein ziemlich großer Hund, schwarz mit weißen Flecken, wie ein Hofhund, nicht sehr alt, mit klugen Augen und einem buschigen Schwanz. Niemand liebkoste ihn je, niemand beachtete ihn überhaupt. Schon am ersten Tage hatte ich ihn gestreichelt und ihm Brot aus der Hand zu fressen gegeben. Als ich ihn streichelte, stand er still da, blickte mir freundlich in die Augen und wedelte zum Zeichen seiner Freude darüber leise mit dem Schweif. Jetzt, nachdem er mich lange nicht gesehen hatte, mich, den ersten Menschen, dem es nach so vielen Jahren zum erstenmal eingefallen war, ihn zu liebkosen — jetzt war er hin- und hergelaufen, um mich wiederzufinden unter den übrigen allen, und als er mich gefunden hatte hinter den Kasernen, stürzte er mit einem Freudengewinsel auf mich zu. Ich weiß nicht mehr, wie mir geschah, doch ich küßte das Tier, ich umarmte seinen Kopf, während es an mir emporsprang, seine Pfoten auf meine Schultern legte und mir das Gesicht zu lecken begann. „Das ist ein Freund, den mir das Schicksal sendet,“ dachte ich, und jedesmal, wenn ich später in dieser ersten, schweren und trostlosen Zeit von der Arbeit heimkehrte, eilte ich vor allem, ohne sonstwohin zu gehen, hinter die Kasernen mit dem vor mir herspringenden und vor Freude winselnden Scharik und umarmte seinen Kopf und küßte ihn immer wieder und wieder. Und ein süßes und zugleich qualvoll bitteres Gefühl zog mir das Herz zusammen. Und ich erinnere mich dessen, daß es mir, indem ich mich selbst an meiner Qual förmlich weidete, eine angenehme Empfindung verursachte zu denken, daß mir auf der ganzen Welt nur ein einziges Wesen verblieben sei, das ich liebte, das mir zugetan sei, mein Freund, mein einziger Freund — mein treuer Hund Scharik.

7
Neue Bekanntschaften — Petrow

Doch die Zeit ging hin, und ich fing allmählich an mich einzuleben. Mit jedem Tage regten mich die täglichen Erscheinungen meines neuen Lebens immer weniger auf. Die Geschehnisse, die Umgebung, die Menschen — alles paßte sich jetzt den Augen an. Es war mir unmöglich, mich mit diesem Leben auszusöhnen, und doch war es längst Zeit, es als eine gegebene Tatsache hinzunehmen. Alle ungelösten Fragen, die mir noch geblieben waren, verbarg ich in den tiefsten Tiefen meiner Seele. Ich irrte schon nicht mehr wie ein Halbwahnsinniger im Zwangssträflingshause umher, ich verriet nicht mehr meinen Schmerz. Die wild-neugierigen Blicke meiner Mitsträflinge blieben nicht mehr so oft an mir hängen, folgten mir nicht mehr mit solch einer offenen Frechheit. Es schien, daß auch ich mich ihren Augen angepaßt hatte, was mich natürlich sehr freute. Im Zwangssträflingshause ging ich schon umher, als sei ich zu Hause, kannte meinen Platz auf den Pritschen und gewöhnte mich ganz offenbar sogar an Dinge, von denen ich früher nie gedacht hätte, daß ich mich jemals an sie gewöhnen würde. Regelmäßig jede Woche ging ich, die eine Hälfte meines Kopfes rasieren zu lassen. Jeden Sonnabend während der Freizeit nach getaner Arbeit wurden wir zu dem Behuf der Reihe nach aus dem Zwangssträflingshause in die Wachtstube gerufen (wer sich nicht rasieren ließ, hatte das selbst zu verantworten), woselbst uns die Bataillonsbarbiere die Köpfe mit kalter Seife einseiften und sie mit stumpfen Rasiermessern unbarmherzig bearbeiteten, so daß es mir bei der Erinnerung an diese Folter noch heute kalt über die Haut rieselt. Übrigens fand sich hier recht bald Abhilfe: Akim Akimytsch empfahl mir einen Militärsträfling, der jeden für eine Kopeke mit einem ihm gehörenden Rasiermesser rasierte und sich daraus ein

richtiges Gewerbe machte. Viele der Sträflinge ließen sich von ihm rasieren, um nicht zu den staatlichen Barbieren hinzumüssen, und dabei waren die Leute nichts weniger als zart veranlagt. Unseren Sträfling-Barbier nannte man den „Major" — weshalb, ist mir unbekannt, und inwiefern er an den Major erinnern sollte, kann ich ebenfalls nicht sagen. Jetzt, da ich dies schreibe, habe ich diesen „Major" deutlich vor Augen: er war ein hochgewachsener, hagerer und wortkarger Bursche, ziemlich beschränkten Geistes, ewig in seine Beschäftigung vertieft und unfehlbar einen Riemen in der Hand, auf dem er Tag und Nacht sein schon ganz furchtbar abgeschliffenes Rasiermesser strich. Er schien gänzlich in dieser Beschäftigung aufzugehen und in ihr offenbar seine Lebensbestimmung zu sehen. Wirklich, er war ausnehmend zufrieden, wenn sein Messer gut war, und wenn jemand kam, um sich von ihm rasieren zu lassen; sein Seifenwasser war warm, seine Hand leicht, sein Messer wie Samt. Augenscheinlich genoß er selbst seine Kunst, auf die er stolz war, und nahm lässig die erarbeitete Kopeke in die Hand, als ob es sich dabei um die Kunst und nicht um die Kopeke handelte. Dem A. erging es einmal bei unserem Platzmajor übel, als er hier bei seinem Spionagebericht über unser Zwangssträflingshaus auch unseres Gefängnis-Barbiers Erwähnung tat und ihn dabei unvorsichtigerweise den „Major" nannte. Der Platzmajor geriet in die äußerste Wut und fühlte sich tödlich beleidigt. „Weißt du denn überhaupt, du infamer Kerl, was Major heißt?" brüllte er mit Schaum vor dem Munde, indem er auf seine Weise A. den Kopf zurechtsetzte. „Begreifst du, was ein Major ist? Da ist irgendein infamer Kerl von Sträfling, den wagt man Major zu nennen, mir ins Gesicht, in meinem Beisein! . . ." Nur A. war imstande, mit solch einem Menschen auszukommen.

Vom ersten Tage meines Aufenthalts im Zwangssträflingshause an begann ich schon, von der Freiheit zu träumen. Die Berechnung, wann meine Sträflingsjahre zu Ende sein würden, bildete in tausend verschiedenen Gestalten und Variationen meine liebste Beschäftigung. Ich konnte sogar an nichts anderes denken und bin überzeugt davon, daß jeder andere auf eine Zeitlang der Freiheit Beraubte ebenso tut. Ich weiß nicht,

9*

ob die Sträflinge auch so dachten, ebenso rechneten wie ich, doch der bewundernswerte Leichtsinn ihrer Hoffnungen setzte mich beim ersten Schritt schon in Erstaunen. Die Hoffnung eines Eingekerkerten, eines der Freiheit Beraubten ist völlig anderer Art als die eines in normalen Verhältnissen lebenden Menschen. Der freie Mensch hofft natürlich (beispielsweise auf die Veränderung seiner Lebenslage, auf das Gelingen irgendeines Unternehmens), doch er lebt, er betätigt sich: das Leben, wie es ist, absorbiert ihn in seinem Strudel ganz und gar. Anders verhält es sich mit dem Eingekerkerten. Da gibt es gewiß auch ein Leben — das Zwangssträflingsleben; doch wer der Sträfling auch sei und auf welche Zeitdauer er verschickt sei — er kann ganz gewiß, und zwar instinktiv, sein Schicksal nicht für etwas Positives, Definitives, für einen Teil des wirklichen Lebens ansehen. Jeder Sträfling fühlt, daß er nicht „daheim", daß er gleichsam auf Besuch sei. Auf zwanzig Jahre blickt er, als ob es nur zwei Jahre wären, und ist ganz überzeugt davon, daß er mit fünfzig Jahre beim Verlassen des Zwangssträflingshauses noch ebenso jung und lebendig sein werde wie jetzt mit fünfunddreißig Jahren. „Man wird schon noch leben," denkt er und weist hartnäckig alle Zweifel und sonstigen unangenehmen Gedanken von sich. Sogar die fristlos Verschickten, die Insassen der „besonderen Abteilung", rechneten zuweilen damit, daß plötzlich aus Petersburg der Befehl kommen könnte, wonach sie „nach Nertschinsk in die Bergwerke auf festbegrenzte Frist" überzuführen wären. Das müßte herrlich sein, denn erstens wäre man nach Nertschinsk ein halbes Jahr lang unterwegs, und mit dem Sträflingstrupp auf dem Marsch zu sein, würde immer viel angenehmer sein, als im Zwangssträflingshause zu sitzen. In Nertschinsk würde sodann die Strafzeit abgebüßt werden, und dann . . . In dieser Art Zukunftsträumen schwelgte so mancher Sträfling mit bereits grauen Haaren!

In Tobolsk sah ich an die Mauer Angeschmiedete. Da sitzt solch einer an der Kette von einigen sieben Fuß Länge; daselbst hat er auch seine Lagerstatt. Er ist hier angeschmiedet worden wegen eines ganz besonders furchtbaren Verbrechens, das von ihm schon hier in Sibirien begangen wurde. So sitzt man fünf Jahre, zuweilen auch zehn Jahre angekettet. Diese

Leute sind meist ehemalige Räuber. Nur einen unter ihnen habe ich gesehen, der mir den gebildeten Ständen anzugehören schien; er hatte einmal irgendwo gedient. Er sprach ganz leise, fast im Flüsterton, während ein süßliches Lächeln auf seinem Gesicht lag. Er zeigte uns seine Kette, zeigte uns, wie man sich am bequemsten auf der Pritsche ausstrecken müsse. Das muß ein ganz besonderer Vogel seiner Art gewesen sein. Alle diese Leute führen sich überhaupt sehr still auf und machen den Eindruck zufriedener Menschen; und doch sehnt sich ein jeder von ihnen danach, seine Strafe möglichst schnell abzubüßen. Wozu wohl? Die Antwort lautet: dann kommt er aus dem dumpfen, muffigen Zimmer mit dem niedrigen Ziegelgewölbe heraus und schreitet über den Gefängnishof, und das ist dann alles! Aus dem Zwangssträflingshause kommt er nie wieder fort. Er selbst weiß, daß die von der Kette Gelassenen für Lebenszeit im Zwangssträflingshause gehalten werden, in Fesseln, bis der Tod kommt. Er weiß dies, und doch sehnt er sich im höchsten Grade danach, seine Kettenstrafzeit zu beenden. Würde er wohl ohne diese Sehnsucht fünf oder sechs Jahre angekettet leben können, ohne zu sterben oder ohne den Verstand zu verlieren? Würde überhaupt je einer so leben wollen?

Ich fühlte, daß die Arbeit mich retten, meine Gesundheit, meinen Körper kräftigen könne. Die immerwährende seelische Unruhe, die Nervenanspannung, die dumpfe Kasernenluft konnten mich völlig zugrunde richten. Oft an der Luft sein, jeden Tag mich müde machen, mich daran gewöhnen, Lasten zu tragen — dies alles, dachte ich, würde mich zum mindesten retten; ich würde mich kräftigen, würde gesund, rüstig, stark, nicht gealtert das Zwangssträflingshaus verlassen. Ich täuschte mich darin nicht. Die Arbeit und Körperbewegung waren mir sehr nützlich. Mit Entsetzen sah ich, wie einer meiner Kameraden (ein Edelmann) im Zwangssträflingshause allmählich sich aufzehrte wie ein Licht. Er war zu gleicher Zeit mit mir hergekommen, als ein noch junger, hübscher, rüstiger Mann, und zog fort als halbzerstörter, ergrauter Mensch, mit gelähmten Beinen und von Asthma gepeinigt. Nein, dachte ich, wenn ich ihn ansah: ich will leben und ich werde leben. Freilich bekam ich im Anfang wegen meiner Arbeitsliebe von den Sträflingen

mancherlei zu hören, und lange straften sie mich mit Verachtung und Spott. Doch ich ließ mich dies nicht anfechten und ging munter mit zu jeder Arbeit, mochte sie auch beispielsweise im Brennen und Stoßen von Alabaster bestehen. Dies war übrigens eine der ersten Arbeiten, die ich kennenlernte, und zudem leicht auszuführen. Das Ingenieurkommando war nach Möglichkeit bereit, den Edellenten die Arbeit zu erleichtern, was übrigens durchaus keine Vergünstigung war, sondern nur Gerechtigkeit. Es wäre doch seltsam gewesen, von einem Menschen, dessen Kräfte um die Hälfte schwächer waren und der nie gearbeitet hatte, dasselbe Arbeitspensum zu verlangen wie von einem berufsmäßigen Arbeiter. Doch diese „Verwöhnung" wurde nicht immer innegehalten; sie wurde gewissermaßen geheim betrieben, da von anderer Seite hier strenge Kontrolle geübt wurde. Recht häufig gab es schwere Arbeiten, und da hatten die Edellente es natürlich doppelt so schwer wie die übrigen der Arbeitenden. Zum Alabasterbrennen und Stoßen wurden gewöhnlich drei oder vier Mann abkommandiert, ältere oder schwächliche Leute, darunter natürlich auch wir; außerdem war aber auch ein gewöhnlicher, die Branche kennender Arbeiter dafür bestimmt. In der Regel war es mehrere Jahre lang immer derselbe Arbeiter, Almasow mit Namen, ein rauher, hagerer, brünetter, schon bejahrter, wortkarger und gern mäkelnder Mensch. Er verachtete uns in tiefster Seele. Im übrigen war er bis zu dem Grade schweigsam, daß er sogar nicht einmal geneigt war, auf uns zu schimpfen. Der Schuppen, in dem der Alabaster gebrannt und gestoßen wurde, stand ebenfalls am öden und steilen Ufer des Flusses. Im Winter, besonders an trüben Tagen, boten der Fluß und sein gegenüberliegendes, weites Ufer einen langweiligen Anblick. Etwas Schmerzvolles, Herzbeklenmmendes lag in diesem wilden und öden Landschaftsbilde. Doch fast noch schwerer konnte einem zumute werden, wenn auf der endlosen, weißen Schneedecke helles Sonnenlicht lag. Man wäre dann am liebsten in die Steppe hinübergeflogen, die auf dem jenseitigen Flußufer begann und sich nach Süden hin auf anderthalbtausend Werst wie ein endloses Tafeltuch ausbreitete. Almasow nahm die Arbeit gewöhnlich schweigend und finster auf. Uns war es gleichsam

peinlich, daß wir ihm nicht, wie es sich gehört hätte, helfen konnten. Er aber schaffte wie absichtlich allein, ohne unsere Hilfe zu fordern, als sollten wir die ganze Schwere unserer Schuld vor ihm empfinden und uns über unsere eigene Unbrauchbarkeit ein Gewissen machen. Es handelte sich bei dieser Art Arbeit hauptsächlich darum, den Ofen zu heizen, damit der in demselben aufgeschichtete Alabaster, den wir ihm gewöhnlich zutrugen, gebrannt würde. Am nächsten Tage, nachdem der Alabaster bereits völlig gebrannt war, begann man damit, ihn aus dem Ofen zu nehmen. Jeder von uns nahm einen schweren Hammer, stellte einen besonderen, mit Alabaster gefüllten Kasten vor sich hin und begann ihn in kleine Stücke zu zerschlagen. Das war eine sehr angenehme Arbeit. Der spröde Alabaster verwandelte sich schnell in weißen, glänzenden Staub; so leicht und gut ließ er sich zerschlagen. Wir schwangen die schweren Hämmer und verursachten einen solchen Lärm, daß es uns selbst Vergnügen bereitete. Und wurden wir zuletzt auch müde, so war es uns doch zugleich leicht ums Herz; die Wangen begannen zu glühen und das Blut schneller zu kreisen. Da begann auch Almasow uns mit Herablassung anzusehen, so wie man Kinder ansieht; mit Herablassung rauchte er seine Pfeife, konnte aber doch nicht umhin zu brummen, wenn er etwas zu sagen hatte. Im übrigen war er gegen jedermann so, in Wirklichkeit aber doch wohl ein guter Mensch.

Eine andere Arbeit, zu der ich geschickt wurde, war, in der Werkstatt das Schleifrad zu drehen. Das Rad war groß und schwer, und es bedurfte nicht geringer Anstrengung, es zu drehen, insbesondere, wenn der Drechsler (ein Ingenieurhandwerker) Sachen wie etwa einen Treppengeländerpfeiler drehte, oder den Fuß für einen großen Tisch, den der Staat einem Beamten lieferte, wozu fast ein ganzer Balken genommen wurde. Da reichten zum Drehen des Rades die Kräfte eines Mannes nicht aus, und es wurden infolgedessen zwei abkommandiert — ich und noch ein anderer von den Edelleuten, und zwar B. Diese Arbeit blieb uns für die Dauer einiger Jahre zugewiesen, sobald es etwas zu drechseln gab. B. war ein schwacher, kränklicher Mensch, noch jung, aber brustleidend. Er war ein Jahr früher ins Zwangssträflingshaus gekommen als ich, und

zwar gleichzeitig mit zwei anderen Kameraden — einem bereits Betagten, der die ganze Zeit seines Sträflingslebens hindurch Tag und Nacht betete (wofür er von den Arrestanten sehr geachtet wurde) und der während meiner Zeit starb, sowie einem noch sehr jungen, frischen, starken und kühnen Menschen, der seinerzeit den ermatteten B. von der halben Etappe an, das waren siebenhundert Werst*), ununterbrochen getragen hatte. Man hätte die zwischen diesen beiden bestehende Freundschaft sehen müssen. B. war ein Mensch mit einer ausgezeichneten Bildung, von edlem und großmütigem Charakter, doch durch seine Krankheit gereizt und verbittert. Mit dem Rade wurden wir mit vereinten Kräften fertig, und die Arbeit machte uns sogar Spaß. Für mich bildete diese Art Beschäftigung eine vorzügliche Körperbewegung.

Besonders liebte ich auch, Schnee zu schaufeln. Gewöhnlich fand sich Gelegenheit dazu nach den Schneestürmen, die während des Winters nicht sehr selten waren. Nach einem solchen vierundzwanzigstündigem Schneesturm war manches Haus bis zur halben Fensterhöhe, ja zuweilen sogar gänzlich verweht. Dann trieb man uns wohl, sobald der Sturm nachgelassen hatte und die Sonne wieder hervorkam, in hellen Haufen, bisweilen alle bis auf den letzten Mann, hinaus, die Schneemassen von den öffentlichen Gebäuden fortzuschaufeln. Jeder erhielt eine Schaufel, und alle zusammen eine Aufgabe, die bisweilen derart war, daß man staunen mußte, daß man mit ihr überhaupt fertig werden konnte; doch alle machten sich da mit vereinten Kräften ans Werk. Der lockere, frischgefallene und oben leichtgefrorene Schnee ließ sich mühelos auf die Schaufel nehmen, in riesigen Stücken sogar, und nach allen Seiten hin auseinanderwerfen, wobei er sich noch in der Luft in blitzenden Staub verwandelte. Die Schaufel durchschnitt fast von selbst die weiße, in der Sonne funkelnde Masse. Die Sträflinge verrichteten diese Arbeit fast stets wohlgemut. Die frische Winterluft und die Bewegung machten ihnen heiß. Alle gerieten in eine heitere Gemütsstimmung; Lachen ertönte, Geschrei, Witze. Man warf sich mit Schneeballen, natürlich nicht, ohne daß schon nach einer Minute die Gesetzten, jedes Gelächter und jeden Frohsinn Ver-

*) Eine Werst = 1/8 einer deutschen Meile.

dammenden dagegen Protest erhoben hätten, so daß die allgemeine Lust gewöhnlich mit Gezänk endete.

Nach und nach begann ich nun auch den Kreis meiner Bekanntschaften zu erweitern. Übrigens dachte ich selbst nicht an Bekanntschaften: ich war immer unruhig, grämlich und mißtrauisch. Meine Bekanntschaften begannen ganz von selbst. Als erster fing der Arrestant Petrow an, mich zu besuchen. Ich sage „besuchen" und unterstreiche das Wort besonders. Petrow lebte in der „besonderen Abteilung", und zwar in der am meisten entfernt gelegenen Kaserne. Verbindungen zwischen uns beiden konnte es, allem Anschein nach, gar keine geben. Etwas Gemeinsames hatten wir beide auch nicht und konnten wir nicht haben. Un doch hatte Petrow es in der ersten Zeit gleichsam als seine Pflicht betrachtet, fast jeden Tag zu mir in die Kaserne zu kommen, oder mich in der freien Zeit, wenn ich hinter den Kasernen, nach Möglichkeit den Blicken aller entzogen, spazierenging, anzuhalten. Mir war das anfangs unangenehm. Doch er verstand es dahin zu bringen, daß seine Besuche bald anfingen mich zu zerstreuen, trotzdem er durchaus kein besonders mitteilsamer und gesprächiger Mensch war. Dem Äußern nach war er nicht hoch von Wuchs, stark gebaut, gewandt, lebhaft, mit einem ziemlich angenehmen, blassen Gesicht und hervorstehenden Backenknochen, kühnem Blick, weißen, dichten, kleinen Zähnen und einer ständigen Prise geriebenen Tabaks hinter der Unterlippe. Tabak hinter die Lippe zu legen war eine stehende Gewohnheit vieler Zwangssträflinge. Er sah jünger aus, als er wirklich war. Sein Alter betrug vierzig Jahre, doch hätte man ihm dreißig geben mögen. Er sprach mit mir stets außerordentlich ungezwungen und benahm sich, als sei er meinesgleichen, d. h. äußerst anständig und taktvoll. Wenn er beispielsweise bemerkte, daß ich allein sein wollte, so verließ er mich, nachdem er kaum zwei Minuten lang mit mir gesprochen hatte, sogleich wieder und dankte mir jedesmal für meine Aufmerksamkeit, was er natürlich sonst nie und mit niemand im Zwangssträflingshause tat. Es ist interessant, daß diese Beziehungen nicht nur in den ersten Tagen zwischen uns bestanden, sondern während der Dauer mehrerer Jahre, und fast nie sich enger gestalteten, wenngleich er mir wirklich ergeben war. Ich kann

auch heute nicht entscheiden, was er eigentlich damit bezweckt hat, aus welchem Grunde er jeden Tag zu mir kam. Wenngleich er mich in der Folge auch bestohlen hat, so hat er es doch sozusagen „zufällig" getan. Geld hat er mir fast nie abgeborgt, folglich kam er zu mir nicht wegen des Geldes oder aus einem bestimmten Interesse.

Ich weiß auch nicht, wie es kam, daß mir immer schien, als lebe er gar nicht mit mir zusammen im Zwangssträflingshause, sondern irgendwo in einem andern Hause in der Stadt, als besuche er bloß das Zwangssträflingshaus im Vorübergehen, um Neuigkeiten zu erfahren, mich zu besuchen, zu sehen, wie wir lebten. Stets eilte er irgendwohin, als ob er jemand zurückgelassen habe und nun erwartet werde, als ob er irgendwo noch eine Arbeit zu erledigen habe. Doch deswegen schien er sich auch wieder nicht allzuviele Sorgen zu machen. Auch einen seltsamen Blick hatte er: aufmerksam war er, dieser Blick, mit einem Anflug von Kühnheit und Spott; er schien gleichsam in die Ferne gerichtet zu sein, über den Gegenstand hinaus. Es war, als sei er bemüht, hinter einem unmittelbar vor ihm befindlichen Gegenstande hervor einen anderen, weiter abliegenden zu betrachten. Dies verlieh ihm einen Anschein von Zerstreutheit. Ich schaute zuweilen absichtlich aus, wohin Petrow wohl von mir gehen werde, wo man ihn denn so erwarte. Aber er begab sich von mir aus eilig in die Kaserne oder in die Küche, nahm dort neben einem der im Gespräch mit anderen Begriffenen Platz, hörte aufmerksam zu, beteiligte sich wohl selbst an der Unterhaltung, zuweilen sogar sehr eifrig, brach dann aber ganz plötzlich ab und wurde schweigsam. Doch mochte er nun sprechen oder schweigend dasitzen — immer schien es, als sei er nur im Vorübergehen da, als habe er irgendwo etwas zu tun und als erwarte man ihn. Am merkwürdigsten jedoch war es, daß er nie etwas zu tun hatte; er lebte in vollkommenem Müßiggange (abgesehen natürlich von der Zwangsarbeit). Ein Handwerk hatte er nicht und Geld besaß er auch fast nie. Doch er machte sich wegen des Geldes keine großen Sorgen. Und worüber unterhielt er sich mit mir? Seine Gespräche waren ebenso merkwürdig wie er selbst. Da sieht er beispielsweise, daß ich ganz für mich allein hinter der Kaserne hin- und hergehe.

Sogleich ist er mit einer plötzlichen Wendung bei mir. Er hatte stets einen schnellen Gang und machte stets plötzlich kehrt. Er ging im Schritt, und doch sah es aus, als laufe er.

„Guten Tag!“

„Guten Tag!“

„Störe ich nicht?“

„Nein!“

„Ich wollte Sie etwas über Napoleon fragen. Er ist doch wohl mit dem aus dem Jahre zwölf verwandt?“ (Petrow war früher Soldat gewesen und konnte lesen und schreiben.)

„Jawohl.“

„Was ist er denn für ein Präsident, wie erzählt wird?“

Er pflegte stets schnell und abgebrochen zu fragen, als läge ihm daran, etwas möglichst bald zu erfahren. Es war, als forsche er einer höchst wichtigen Sache nach, die auf der Stelle ins reine gebracht werden müsse.

Ich erklärte ihm, was für ein Präsident Napoleon sei, und fügte hinzu, daß er womöglich bald Kaiser werden würde.

„Wie würde das sein?“

Ich erklärte ihm, so gut es ging, auch dies. Petrow hörte aufmerksam zu, verstand alles und faßte schnell auf. Er neigte mir sogar das Ohr zu.

„Hm. Ich wollte Sie noch fragen, Alexander Petrowitsch, ob es wahr ist, daß es Affen gibt, deren Hände bis an die Fersen reichen, und die so groß sind wie der größte Mensch?“

„Jawohl, solche gibt es.“

„Was sind das denn für welche?“

Ich erklärte ihm, soviel ich davon wußte, auch dies.

„Und wo leben die?“

„In heißen Ländern. Auf der Insel Sumatra trifft man sie an.“

„Ist das in Amerika? Es heißt, daß dort die Leute mit dem Kopf nach unten gehen.“

„Nicht mit dem Kopf nach unten. Sie haben nach den Antipoden gefragt.“ Ich erklärte ihm, was Amerikt sei und, so gut ich konnte, auch, was die Antipoden vorstellten. Er hörte so aufmerksam zu, als sei er eigens wegen der Antipoden zu mir gekommen.

„So, so. Ich habe im vorigen Jahre über die Gräfin Lavallière gelesen; vom Adjutanten hatte Arefjew ein Buch gebracht. Ist es wahr oder nur so — ausgedacht? Ein Werk von Dumas."

„Natürlich ist es ausgedacht."

„Nun, so leben Sie wohl, und besten Dank!"

Und Petrow verschwand. Eigentlich haben wir uns fast nie anders unterhalten als in dieser Weise.

Ich zog nunmehr Erkundigungen über ihn ein. M., der von meiner Bekanntschaft erfahren hatte, warnte mich sogar. Er erklärte mir, daß viele der Sträflinge auf ihn einen erschreckenden Eindruck gemacht hätten, insonderheit in der ersten Zeit seines Aufenthalts im Zwangssträflingshause, doch keiner von ihnen, selbst Gasin nicht, habe einen solchen Eindruck auf ihn gemacht wie Petrow.

„Er ist der entschlossenste, der unerschrockenste von allen Sträflingen," sagte M. „Er ist zu allem fähig; er scheut vor nichts zurück, wenn ihm eine Laune kommt. Er würde auch sie ermorden, wenn es ihm einfallen sollte; er würde Sie einfach ermorden, ohne mit der Wimper zu zucken und ohne es später zu bereuen. Ich glaube sogar, daß er nicht bei vollem Verstande ist."

Das Urteil interessierte mich sehr. Doch M. vermochte mir nicht zu erklären, weshalb es ihm so schien. Und merkwürdig: mehrere Jahre hindurch habe ich Petrow später noch gekannt, ich habe beinahe jeden Tag mit ihm gesprochen. All die Zeit war er mir aufrichtig zugetan (obgleich ich wirklich nicht weiß, aus welchem Grunde), und während all dieser Jahre habe ich mich, ungeachtet dessen, daß er im Zwangssträflingshause vernünftig lebte und nichts Schlimmes, nichts Furchtbares tat, jedesmal, wenn ich ihn ansah und mit ihm sprach, davon überzeugt, daß M. recht gehabt habe, und daß Petrow vielleicht der entschlossenste, unerschrockenste Mensch gewesen ist, ein Mensch, der sich keinem Zwang fügte. Weshalb mir dies so schien, vermag ich ebenfalls nicht zu sagen.

Ich bemerke hier, daß Petrow der Sträfling war, der den Platzmajor erstechen wollte, als er zur Rutenstrafe geholt wurde. Der Major wurde, nach dem Ausdruck der Sträflinge, nur

„durch ein Wunder gerettet", indem er eine Minute vor der Exekution davonfuhr. Ein anderes Mal, noch vor der Zeit seiner Verschickung, hatte ihn sein Oberst beim Exerzieren geschlagen. Wahrscheinlich war er schon oft früher geschlagen worden, doch diesmal wollte er es nicht hinnehmen und hatte seinen Obersten öffentlich und am hellichten Tage vor der aufgestellten Front erstochen. Im übrigen kenne ich die Einzelheiten seiner Geschichte nicht, da er sie mir niemals erzählt hat. Gewiß, dies waren nur Aufwallungen, wo die Natur sich plötzlich ganz und in voller Nacktheit offenbarte. Doch waren sie bei ihm äußerst selten. Er war in der Tat verständig, ja selbst friedfertig. Zwar wohnten in ihm Leidenschaften, ja sogar heftige, brennende Leidenschaften; doch die glühenden Kohlen waren mit Asche überschüttet und glimmten darunter versteckt. Keinen Schatten von Großtuerei oder Ehrsucht habe ich je bei ihm wahrgenommen, wie beispielsweise bei den anderen. Er stritt sich selten, doch dafür verkehrte er auch mit niemand besonders freundschaftlich, allein Sirotkin ausgenommen, doch auch mit diesem nur, wenn er ihn brauchte. Ein einziges Mal habe ich übrigens gesehen, daß er ernstlich in Zorn geriet. Man hatte ihm irgendeinen Gegenstand nicht gegeben, wodurch er sich gekränkt fühlte. Es stritt sich mit ihm ein sehr starker Arrestant, ein hochgewachsener, böser, händelsüchtiger Mensch, ein Spötter und nichts weniger als ein Feigling, Wassili Antonow, von der Zivilklasse. Sie hatten bereits lange Zeit einander angeschrien, und ich dachte, die Sache würde im äußersten Fall mit einfachen Püffen enden, weil Petrow, wenn auch nur selten, doch bisweilen losschlug und schimpfte wie der schlimmste der Sträflinge. Aber diesmal geschah etwas anderes: Petrow wurde plötzlich leichenblaß, seine Lippen zitterten und wurden blau, er konnte mit Mühe Luft bekommen. Er erhob sich von seinem Sitz und trat langsam, sehr langsam mit seinen unhörbaren, barfüßigen Schritten (im Sommer liebte er, barfuß zu gehen) an Antonow heran. Plötzlich trat in der mit Lärm und Geschrei erfüllten Kaserne eine allgemeine Stille ein; man hätte eine Fliege hören können. Alles wartete, was nun kommen werde ... Ich konnte es nicht ertragen und ging hinaus aus der Kaserne. Ich erwartete, daß ich, noch bevor ich

die Außentreppe hinunter sein würde, schon den Todesschrei eines Menschen hören werde. Doch auch diesmal lief die Sache gut ab; Antonow hatte, noch ehe Petrow ihn erreichte, diesem schweigend und schnell das Streitobjeckt zugeworfen. (Es handelte sich um irgendeinen wertlosen alten Lappen, um Fußlappen.) Natürlich schimpfte Antonow nach zwei Minuten gleichwohl wieder ein wenig auf ihn ein, zur Erleichterung des Gewissens, sozusagen aus Anstand, um zu zeigen, daß er durchaus nicht etwa Angst gehabt habe. Doch Petrow nahm überhaupt keine Notiz davon und antwortete ihm mit keinem Wort. Die Sache war zu seinen Gunsten entschieden, und das Schimpfen ließ ihn kalt. Er war sehr zufrieden und nahm den alten Lappen an sich. Eine Viertelstunde später schlenderte er schon wie früher durch das Zwangssträflingshaus, mit dem Ausdruck eines absoluten Müßiggängers, und als ob er darauf aus sei, irgendwo eine interessante Unterhaltung zu finden, in die er seine Nase hineinstecken und zuhören könnte. Alles schien ihn zu fesseln; doch kam es auch vor, daß er allem gegenüber teilnahmlos blieb und ziel- und zwecklos durch das Zwangssträflingshaus strich; es trieb ihn eben hierhin und dorthin. Man hätte ihn auch mit einem kräftigen Arbeiter vergleichen können, dem die Arbeit nur so von der Hand geht, der aber vorübergehend ohne Beschäftigung ist und nun in Erwartung irgendeiner Arbeit dasitzt und mit kleinen Kindern spielt. Ich konnte auch nicht verstehen, weshalb er im Zwangssträflingshause lebe, und weshalb er nicht daraus entfliehe? Er würde nicht gezögert haben zu entfliehen, wenn er dies nur entschieden gewollt hätte. Bei solchen Menschen, wie Petrow einer war, herrscht der Verstand nur so lange vor, als sie etwas nicht wollen. Wollen sie aber was, dann gibt es nichts auf der Welt, was sie in ihren Wünschen irgendwie hemmen könnte. Ich bin überzeugt davon, daß er es vorzüglich verstanden hätte, zu enfliehen, alle anzuführen, daß er eine ganze Woche lang es irgendwo im Walde oder im Flußschilf ohne Nahrung ausgehalten hätte. Doch offensichtlich war er noch gar nicht auf diesen Gedanken gekommen und wünschte ihn auch gar nicht zu haben. Ein schärferes Urteilsvermögen, einen besonders gesunden Sinn habe ich bei ihm nie bemerkt. Leute dieser Art sind mit nur einer

Idee geboren, von der sie ihr ganzes Leben lang ganz unbewußt beherrscht werden. So geht es durch das ganze Leben, bis sie etwas für sich gefunden haben, was ganz ihrem Wunsch entspricht; dann brauchen sie überhaupt gar keinen Kopf mehr. Ich wunderte mich hin und wieder darüber, wie dieser Mensch, der seinen Kommandeur, weil er ihn geschlagen, ermordet hatte, sich bei uns so widerspruchslos der Rutenstrafe unterwarf. Er wurde bisweilen gezüchtigt, wenn er beim Branntweinschmuggeln ertappt wurde. Wie alle Sträflinge ohne ein Handwerk, gab er sich damit ab, Branntwein ins Zwangssträflingshaus einzuschmuggeln. Unter die Ruten legte er sich dann gleichsam mit eigener Einwilligung, d. h. als erkenne er an, daß ihm damit recht geschehe; im entgegengesetzten Fall hätte er es nie und nimmer getan; eher hätte man ihn totschlagen können. Auch wunderte ich mich darüber, daß er mich, ungeachtet seiner Zuneigung zu mir, bestahl. Es kam zeitweise so über ihn. Er war es, der meine Bibel stahl, als ich sie ihm übergeben hatte mit dem Auftrage, sie von einer Stelle an eine andere zu tragen. Der Weg war nur wenige Schritt weit, doch hatte er unterwegs einen Käufer gefunden, verkaufte sie ihm und vertrank sofort das Geld. Wahrscheinlich hatte er gerade ein zu großes Verlangen nach Branntwein, und wonach er ein so großes Verlangen hatte, das mußte er auch haben. So gibt es wohl Menschen, die einen anderen Menschen wegen eines Viertelrubels ermorden, um für diesen Viertelrubel ein Maß Branntwein zu trinken, während sie zu anderer Zeit ihn mit hunderttausend Rubeln unbehelligt lassen würden. Am Abend machte er mir selbst Mitteilung von seinem Diebstahl, doch ohne jegliche Verlegenheit und Reue, vollkommen gleichmütig, als handle es sich um ein ganz gewöhnliches Vorkommnis. Ich versuchte zuerst, ihn tüchtig auszuschelten, denn meine Bibel tat mir leid. Er hörte es ohne jede Gereiztheit, ja sogar sehr ruhig an, gab zu, daß die Bibel ein sehr nützliches Buch sei, bedauerte es aufrichtig, daß ich sie nicht mehr hätte, doch ohne zu bedauern, daß er sie mir gestohlen habe. Er blickte mit einem solchen Selbstbewußtsein drein, daß ich sogleich aufhörte zu schelten. Meine Schelte nahm er hin, wahrscheinlich in der Erwägung, daß es nun einmal ohne Schelte für eine solche Handlungsweise nicht

abgehe. Er mochte denken: „Mag der Mann seinem Ärger Luft machen, mag er schimpfen, wenn es ihm Spaß macht: streng genommen ist das ja alles Unsinn, daß es einem vernünftigen Menschen eigentlich peinlich sein sollte, darüber überhaupt Worte zu verlieren." Es scheint mir, er habe mich im allgemeinen für ein Kind angesehen, geradezu für ein Wickelkind, das nicht einmal die einfachsten Dinge der Welt begreift. Wenn ich selbst mit ihm über irgendeine Sache, außer wissenschaftlichen Dingen und Büchern, zu reden begann, so antwortete er mir zwar, doch gewissermaßen nur aus Höflichkeit und sich nur auf das Notwendigste beschränkend. Oft stellte ich mir die Frage, was ihm denn an den literarischen Dingen gelegen sein konnte, über die er sich bei mir erkundigte? Es kam vor, daß ich während dieser Gespräche ihn zuweilen von der Seite beobachtete, ob er sich nicht am Ende über mich lustig mache. Doch nein: gewöhnlich hörte er ernst und aufmerksam zu, obgleich übrigens auch nicht allzusehr, und dieser letztere Umstand verdroß mich zuweilen. Seine Fragen stellte er genau, bestimmt, schien sich indessen nicht sehr über die von mir erteilten Bescheide zu wundern und nahm sie sogar zerstreut auf . . . Weiter kam es mir vor, als ob er ohne vieles Kopfzerbrechen über mich urteilte, und zwar, daß es sich mit mir nicht wie mit anderen Menschen reden lasse, daß ich außer den Gesprächen über Bücher nichts begriffe, ja sogar ganz unfähig zum Begreifen sei, so daß es eigentlich gar keinen Zweck habe, mich zu belästigen.

Ich bin überzeugt davon, daß er mich wirklich liebhatte, und dies überraschte mich sehr. Sah er nun in mir einen minderjährigen, nicht für voll zu nehmenden Menschen, fühlte er mir gegenüber die Art von Mitleid, die instinktiv jedes starke Geschöpf einem anderen, schwächeren gegenüber empfindet, indem er mich für ein solches hielt — ich weiß es nicht. Und obwohl dies alles ihn nicht davon abhielt, mich zu bestehlen, so bin ich doch ganz sicher, daß ich ihm, während er mich bestahl, dennoch leid tat. „Ach", mag er sich, die Hand nach meinem Eigentum ausstreckend, gedacht haben, „was ist das doch für ein Mensch, der nicht einmal sein Eigentum zu wahren vermag!" Doch gerade aus diesem Grunde mag er mich liebgehabt haben. Er selbst erklärte mir eines Tages ganz unvermutet, daß ich

doch „ein gutherziger Mensch,“ daß „ich schon dermaßen treuherzig sei, daß man einfach Mitleid mit mir empfinden müsse.“ Doch fügte er schon nach einer Minute hinzu: „Nehmen Sie es mir aber nur nicht übel, Alexander Petrowitsch, ich habe es ja von Herzen gemeint.“

Menschen dieser Art geschieht es zuweilen im Leben, daß sie in Momenten irgendeiner jähen Bewegung oder einer Umwälzung plötzlich scharf und großzügig hervortreten und auf diese Weise auf ihren eigentlichen Beruf kommen. Sie sind nicht Männer des Wortes und können nicht als Bahnbrecher und Hauptführer eines Werkes in Betracht kommen; doch sie sind die Hauptvollender und diejenigen, die zuerst Hand anlegen. Sie beginnen einfach, ohne viel Geschrei, nehmen als die ersten das Haupthindernis, ohne sich lange zu besinnen, ohne Furcht, mag es meinetwegen dem Tod in den Rachen gehen. Und alle folgen ihnen blindlings bis an die letzte Mauer, wo sie gewöhnlich verbluten. Ich glaube nicht, daß Petrow gut enden wird; er wird in irgendeiner entscheidenden Minute sein Schicksal erleben, und wenn er bisher noch nicht zugrunde gegangen sein sollte, so ist eben seine kritische Stunde noch nicht gekommen. Wer weiß indessen — vielleicht bringt er es auch bis zu grauen Haaren und stirbt infolge Altersschwäche, ziel- und zwecklos hin- und hergetrieben. M. hat recht gehabt, wenn er sagte, daß er der allerentschlossenste Mensch im Zwangssträflingshause gewesen ist.

8

Entschlossene Leute — Lutschka

Von den sogenannten entschlossenen Leuten ist es schwer zu sprechen. Im Zwangssträflingshause wie überall gab es ihrer ziemlich wenige. Dem äußeren Ansehen nach mag einer als furchtbarer Mensch gelten; man erinnert sich dessen, was alles über ihn erzählt wird, und geht ihm aus dem Wege. Ein besonderes Gefühl in mir zwang mich sogar anfangs mir diese Leute näher zu betrachten. Später habe ich in vielem meine

Ansichten sogar in betreff der furchtbarsten Mörder geändert. Manch einer hatte nicht gemordet und war doch furchtbarer als ein anderer, der sechs Menschenleben auf dem Gewissen hatte. Von manchen Verbrechen konnte man sich nur schwer einen ursprünglichen Begriff machen: so viel des Seltsamen lag in ihnen. Ich sage dies vornehmlich deshalb, weil bei uns im einfachen Volke manche Mordtaten den allerwunderlichsten Motiven entspringen. Es besteht beispielsweise, und sehr häufig sogar, folgender Mördertypus: Ein Mensch lebt da still und friedlich dahin. Sein Los ist ein bitteres, er leidet Mangel. Nehmen wir an, er ist ein Bauer, ein Hofsknecht, ein Kleinbürger oder Soldat. Plötzlich ist bei ihm irgendetwas aus dem Gleichgewicht gekommen: er hat es nicht mehr aushalten können und hat mit dem Messer seinen Feind und Bedrücker niedergestochen. Nun tritt etwas Seltsames zutage: der Mensch verliert plötzlich eine Zeitlang das Maß. Der erste, den er getötet hat, war sein Bedrücker, sein Feind; dies ist, wenngleich verbrecherisch, so doch begreiflich, denn hier war immerhin ein Grund vorhanden. Doch nun mordet er nicht mehr seine Feinde — er mordet den ersten besten, der seinen Weg kreuzt, mordet zu seinem Vergnügen, wegen eines groben Wortes, wegen eines unfreundlichen Blickes, wegen eines Nichts, weil es einfach bei ihm heißt: „Fort, aus dem Wege, komm mir nicht in die Quere, ich komme da!“ Der Mensch ist wie im Rausch, wie im Nervenfieber. Es ist, als sei er über eine für ihn bisher heilige Grenze hinweggesprungen und beginne nun in dem Gedanken zu schwelgen, daß es für ihn nichts Heiliges mehr gebe. Es ist, als treibe es ihn fortan, mit einem Schlage über alle Gesetze und Autoritäten hinwegzuspringen und die ungebundenste und schrankenloseste Freiheit auszukosten, auszukosten dieses Stillestehen des Herzens vor dem Entsetzen, das er unfehlbar vor sich selbst empfinden muß. Zudem weiß er, daß eine furchtbare Strafe seiner harrt. Alles dies mag der Empfindung ähnlich sein, wenn ein Mensch auf einem hohen Turme sich in den Abgrund gezogen fühlt, der unter ihm liegt, so daß er sich zuletzt mit Vergnügen kopfüber hinabstürzen möchte: nur schnell, damit die Sache ein Ende hat! Einige von ihnen kommen sich in diesem Irrsinnstaumel sogar noch als etwas

Besonderes vor. Je schüchterner der Mensch früher gewesen ist, desto stärker ist in ihm der Drang, Schrecken um sich zu verbreiten. Er findet Genuß an diesem Schrecken, liebt den Abscheu, den er den anderen erregt. Er lebt sich künstlich in ein gewisses Desperadotum hinein, und solch ein „Desperado" erwartet zuweilen selbst das baldigstmögliche Hereinbrechen der Strafe, damit man ihn „abtue", weil es schließlich ihm selbst zuviel wird, das künstliche Desperadotum noch länger zu tragen. Es ist von Interesse, daß diese ganze Stimmung, dieser ganze Zustand meistenteils genau bis zu dem Augenblick anhält, da der Weg zum Schafott angetreten werden soll, dann aber plötzlich wie abgeschnitten ist, als sei diese Frist gleichsam formgemäß, gleichsam durch hierfür eigens aufgestellte Gesetze bestimmt. Da aber wird der Mensch plötzlich ganz klein, schrumpft sozusagen zusammen, verwandelt sich in einen wahren Lappen. Auf dem Schafott vergießt er Tränen, bittet das Volk um Verzeihung. Kommt er dann ins Zwangssträflingshaus, so sieht man, was das eigentlich für ein geifriger, schmieriger, schüchterner Geselle ist, so daß man einfach staunend fragen muß: „Ist das wirklich einer, der fünf oder sechs Menschen kaltgemacht hat?"

Gewiß, manche werden im Zwangssträflingshause nicht so bald klein und still. Sie bewahren noch immer eine gewisse Form, eine gewisse Prahlsucht: „Was glaubt ihr denn; ich bin doch nicht das, was ihr denkt; ich habe sechs Seelen auf dem Gewissen." Doch letzten Endes werden auch solche klein und still. Nur zuweilen leisten sie sich das Vergnügen, sich ihres kühnen Schwunges zu erinnern, ihres lustigen Lebens, das sie führten, als sie noch „Desperados" waren, und sie sind froh, wenn sie nur einen Einfältigen finden, vor dem sie mit wichtiger Miene sich ihrer ehemaligen Heldentaten rühmen können, ohne sich im übrigen merken zu lassen, daß ihn im Grunde Reue anwandelt. „Da seht ihr's," sagt er nur, „solch ein Kerl bin ich gewesen!"

Und mit welchem Raffinement wird diese selbstgefällige Vorsicht geübt, wie lässig-nachlässig ist bisweilen solche Erzählung! Welch eine einstudierte Geckenhaftigkeit offenbart sich im Ton, in jedem einzelnen Wort des Erzählers! Und wo ist dieses Volk überhaupt darauf eingedrillt worden?

10*

Einmal während dieser ersten Tage an einem langen Abend war ich, müßig und traurig gestimmt auf der Pritsche liegend, Zeuge eines solchen Gespräches und hielt, unerfahren wie ich war, den Erzähler für ein kolossalen, furchtbaren Bösewicht, für einen noch nie dagewesenen, eisernen Charakter, zumal er sich gleichzeitig fast erkühnte, über Petrow zu spötteln. Das Thema der Erzählung war, wie er, Luka Kusmitsch, aus keinem andern Grunde als einzig und allein zu seinem Vergnügen einen Major „niedergemacht" hatte. Dieser Luka Kusmitsch war derselbe kleine, dünne, spitznasige, noch ziemlich junge Arrestant unserer Kaserne (ein Kleinrusse), dessen ich einmal schon Erwähnung getan habe. Er war eigentlich ein Russe, doch im Süden geboren, wie ich glaube, von Hofsleuten. Er hatte in der Tat etwas Scharfes, Hitziges: „Der Vogel ist klein, aber er hat scharfe Krallen." Doch die Sträflinge pflegen bald einen Menschen zu durchschauen, und zwar ganz instinktiv. So war er denn auch nur wenig geachtet. Er war furchtbar ehrgeizig. An jenem Abend saß er auf der Pritsche und nähte an einem Hemde; das Nähen von Wäsche gehörte zu seinem Handwerk. Neben ihm saß ein stumpfer und beschränkter, doch guter und freundlicher Bursche, ein hochgewachsener, stämmiger Mensch, sein Pritschennachbar Kobylin. Lutschka zankte sich mit ihm wegen der Nachbarschaft häufig und behandelte ihn von oben herab, spöttisch und despotisch, was Kobylin dank seiner Herzenseinfalt größtenteils gar nicht einmal merkte. Er strickte an einem wollenen Strumpf und hörte Lutschka gleichmütig zu. Dieser erzählte ziemlich laut und vernehmlich. Er wollte, daß alle ihn hörten, obgleich er sich bemühte, den Anschein zu erwecken, als erzähle er einzig und allein dem Kobylin.

„Sie schickten mich also, Bruder, aus unserem Orte weg nach Tsch," begann er, die Nadel lässig führend, „und zwar wegen Landstreicherei."

„Wann war das? Ist das schon lange her?" fragte Kobylin.

„Wenn die Erbsen reif werden, wird's das zweite Jahr sein. Als wir nach K. kamen, setzten sie mich auf kurze Zeit ins dortige Gefängnis. Da sehe ich, es sitzen mit mir zusammen dort an die zwölf Kleinrussen, alles hochgewachsene, gesunde,

kräftige Burschen, wie die Ochsen. Doch waren sie alle friedliche Menschen, und das Essen war schlecht. Und ihr Major verfährt mit ihnen ganz nach seinem Belieben. Ich sitze da einen Tag, sitze noch einen zweiten, sehe, das Volk ist feigherzig. ‚Was' — sage ich zu ihnen — ‚laßt ihr denn einem solchen Narren alles nachgehen?'

‚Geh doch selbst und red' mit ihm!' gaben sie mir zurück und lächeln dazu über mich. Ich schweige. Und ein furchtbar Komischer war da unter ihnen, Brüder," fügte er plötzlich hinzu, sich von Kobylin ab- und den übrigen zuwendend. „Der erzählte, wie man ihn vor Gericht abgeurteilt und wie er mit dem Gericht gesprochen habe, und selbst vergießt er dabei Tränen, ‚denn' — so sagt er — ‚Weib und Kinder sind daheim geblieben.' Selbst er, solch ein Riesenkerl, grau und dick. ‚Nur der Branntwein ist an allem schuld gewesen, der Teufelssohn,' klagt er. ‚Der hat mich zugrunde gerichtet.' — Gib mir einen Faden, Wasja," unterbrach der Erzähler sich. „Die Gefängnisfäden sind verfault!"

„Sie sind vom Basar gekauft," erwiderte Wasja, ihm einen Faden reichend.

„Unsre aus der Nähstube sind besser. Kürzlich hat der Invalide welche gekauft. Und bei welch einem alten Weibe er sie nimmt!" fuhr Luka fort, den Faden durch das Öhr ziehend.

„Gewiß bei einer seiner Gevatterinnen."

„Sicherlich bei einer Gevatterin."

„Und wie blieb's denn mit dem Major?" fragte der schon gänzlich vergessene Kobylin.

Das war es, was Luka brauchte. Doch nicht gleich setzte er seine Erzählung fort; es war, als ob er Kobylin gar nicht beachtete. Ruhig ordnete er die Fäden, ruhig und träge schlug er die Beine unter und begann dann endlich wieder:

„Ich brachte endlich meine Kleinrussen so weit, daß sie den Major sprechen wollten. Schon früh am Morgen hatte ich von meinem Nachbar mir ein Messer ausgebeten. Das nahm ich und versteckte es bei mir auf alle Fälle. Der Major geriet in Wut, kommt angefahren. ‚Keine Angst, Kerls,' ermahne ich sie. Doch bei ihnen war schon die Seele in die Hacken gefahren; sie zittern förmlich. Da kommt der Major

hereingestürzt, betrunken. ‚Wer', schreit er, ‚ist hier? Was geschieht hier? Ich bin der Zar hier, ich bin sogar Gott hier!'

Wie er es sagte, ‚ich bin der Zar, ich bin Gott' — trat ich hervor," fuhr Luka fort. „Das Messer hatte ich im Ärmel. ‚Nein' — sage ich — ‚Ew. Hochwohlgeboren,' indem ich mich ihm immer mehr nähere, ‚wie könnte das wohl sein, Ew. Hochwohlgeboren, daß Sie unser Zar und unser Gott wären?'

‚Ach, so bist du es wohl, so bist du es wohl!' schrie der Major. ‚Aufrührer!'

‚Nein', sage ich (und gehe ihm dabei immer näher an den Leib), ‚nein' — sage ich — ‚Ew. Hochwohlgeboren, wie Ihnen selbst bekannt und kund ist, ist Gott der Allmächtige und Allwissende unser Herr allein. Und unser Zar ist ein alleiniger, von Gott dem Herrn über uns alle Gestellter. Er ist' — sage ich — ‚der Monarch, Ew. Hochwohlgeboren, Sie aber, Ew. Hochwohlgeboren, sind bloß ein Major — unser Vorgesetzter, Ew. Hochwohlgeboren, durch des Zaren Gnade' — sage ich — ‚sowie eigene Verdienste.'

‚Was . . . was . . . was . . . was!' Er begann förmlich zu gackern. Kann kein Wort sprechen, kriegt keine Luft mehr. So sehr war er verblüfft.'

‚Das!' rufe ich. Und nun stürzte ich mich auf ihn und stieß ihm das Messer bis ans Heft in den Bauch. Ich hatte ihn gut getroffen. Er fiel um und zappelte nur noch mit den Beinen. Ich warf das Messer weg. ‚Da seht ihr, Kerls!' sage ich. ‚Nun hebt ihn auf!'" — — —

Hier muß ich einiges einschalten. Leider waren Ausdrücke wie: „Ich bin der Zar, ich bin auch Gott", sowie viele andere ähnlicher Art in früherer Zeit bei vielen Kommandeuren recht häufig im Gebrauch. Man muß übrigens zugeben, daß es jetzt solche Kommandeure nur noch wenige gibt; vielleicht sind sie auch ganz ausgestorben. Ich bemerke auch, daß insbesondere die Kommandeure, die selbst aus dem Stande der Gemeinen stammten, es hauptsächlich liebten, mit solchen Ausdrücken zu paradieren. Der Offiziersrang kehrte ihr ganzes Inneres förmlich um, und damit auch den Kopf. Lange von der Pike auf dienend und alle unteren Militärgrade durchlaufend, sehen sie sich plötzlich als Offiziere, Kommandeure, als Edelleute, und in dieser un-

gewohnten Stellung und im Rausch der Macht überschätzen sie den Begriff dieser Macht und ihre Bedeutung; natürlich nur in bezug auf die ihnen unterstellten, niederen Rangstufen. Den Höhergestellten gegenüber dagegen sind sie nach wie vor die sklavisch Untergebenen, was völlig unnötig, ja vielen Vorgesetzten selbst zuwider ist. Manche dieser sklavisch Untergebenen beeilen sich sogar, mit besonderer Rührung ihren höheren Kommandeuren zu versichern, daß sie ja doch selbst aus dem Soldatenrange heraufgekommen seien und daß sie, obwohl jetzt Offiziere, doch stets „ihres Platzes eingedenk bleiben werden.“ Doch in bezug auf die Untermilitärs sind sie fast zu unbeschränkten Machthabern geworden. Freilich, heute gibt es kaum noch solche Leute, und schwerlich mag sich noch einer finden, der da rufen würde: „Ich bin der Zar, ich bin selbst Gott!“ Aber ungeachtet dessen muß ich doch bemerken, daß nichts die Arrestanten und überhaupt alle Untermilitärs so aufbringt wie derartige Vorgesetztenausdrücke. Diese Frechheit der Selbstvergötterung, diese übertriebene Meinung von seiner Straflosigkeit erzeugt Haß in dem unterwürfigsten Menschen und läßt ihn die letzte Geduld verlieren. Zum Glück gehören alle diese Zustände beinahe der Vergangenheit an und wurden sogar früher von der Obrigkeit streng verfolgt. Einige dahingehende Beispiele sind mir bekannt.

Im übrigen bringt schon jede hochmütige Nichtachtung, jede Abneigung gegen den Verkehr mit den Untermilitärs diese auf. Manche glauben beispielsweise, wenn man den Sträfling gut füttere und gut halte, so werde alles nach dem Gesetze erfüllt, und die Sache sei erledigt. Das ist ebenfalls ein Irrtum. Ein jeder Mensch, wer er auch sei und wie erniedrigt er auch sei, fordert, wenn auch instinktiv, wenn auch unbewußt, jedenfalls Achtung vor seiner Würde als Mensch. Der Sträfling selbst weiß, daß er Sträfling ist, ein Ausgestoßener, und er kennt seine Stellung dem Vorgesetzten gegenüber. Doch weder mit Brandmalen noch mit Fesseln wird man ihn je vergessen machen, daß er ein Mensch ist. Und da er wirklich ein Mensch ist, so muß er folglich auch menschenwürdig behandelt werden. Mein Gott! Ein „menschenwürdiger“ Umgang kann sogar den wieder menschlich machen, bei dem das Bild Gottes schon längst ge-

trübt ist. Mit diesen „Unglücklichen" muß man möglichst menschlich verkehren. Darin liegt ihre Rettung, ihre Freude. Ich habe solche guten und edelgesinnten Kommandeure getroffen. Ich habe die Einwirkung gesehen, die sie bei diesen Erniedrigten erzielten. Einige wohlmeinende Worte, und die Sträflinge lebten fast wieder moralisch auf. Sie freuten sich wie Kinder und fingen an wie Kinder zu lieben. Noch eine Seltsamkeit will ich erwähnen: die Sträflinge lieben nicht eine allzu familiäre, allzu gutmütige Behandlung seitens der Vorgesetzten. Sie wünschen den Vorgesetzten zu achten, doch in diesem Fall hört die Achtung gewissermaßen auf. Der Sträfling liebt es beispielsweise, daß sein Vorgesetzter Orden hat, eine stattliche Erscheinung ist und in Gunst bei den höheren Vorgesetzten steht; auch, daß er streng und ernst und gerecht sei und etwas auf seine Würde gebe. Solche Vorgesetzten liebt der Sträfling mehr: sie haben ihre Würde gewahrt und auch ihm nicht unrecht getan; folglich ist alles gut und schön.

— — — — — — — — — —

„Da bist du dafür wohl gründlich geknutet worden?" bemerkte Kobylin ruhig.

„Hm. Geknutet haben sie mich, allerdings, Bruder. Alei, reich' mir die Schere! Was ist's denn mit einem Spielchen heute, Brüder?"

„Wir haben alles vertrunken," bemerkte Wasja. „Wenn wir nicht alles vertrunken hätten, könnte man's machen."

„Wenn! Für's Wenn zahlt man auch in Moskau hundert Rubel," gab Lutschka zurück.

„Und wieviel hat man dir alles in allem gegeben, Lutschka?" fragte Kobylin wieder.

„Lieber Freund, an die hundertundfünf hat man mir gegeben. Und fast getötet hätte man mich, um es euch zu sagen, Brüder," erklärte Lutschka, indem er sich wieder von Kobylin abwandte. „Als mir die hundertundfünf verabfolgt werden sollten, führte man mich in voller Parade dazu ab. Ich hatte bis dahin noch nichts dergleichen zu schmecken bekommen. In Massen war das Volk zusammengeströmt, die ganze Stadt war zusammengelaufen. ‚Ein Räuber soll gezüchtigt werden, also wird es wohl ein Mörder sein,' hieß es. Wie dumm dieses Volk doch

ist — es ist gar nicht auszusagen! Der Henker entkleidete mich, streckte mich hin und rief: ‚Mach dich bereit, ich lege los!‘ Ich warte; was wird kommen? Als er mir den ersten Streich versetzte, wollte ich schreien, öffnete schon den Mund, doch bekam ich keinen Schrei heraus. Die Stimme muß mir versagt haben. Als er mir den zweiten Streich gab — du magst es glauben oder nicht — da hörte ich schon nicht mehr, wie sie ‚zwei‘ zählten. Doch wie ich wieder zur Besinnung kam, hörte ich: sie zählten ‚siebzehn‘. So wurde ich, Brüder, später an die viermal von der Prügelbank gehoben; je eine halbe Stunde konnte ich mich erholen; mit Wasser haben sie mich begossen. Ich sehe mit stieren Augen alle an und denke bei mir: ‚Hier auf der Stelle werde ich sterben.‘“

„Aber du bist dabei doch nicht gestorben?“ fragte Kobylin ganz naiv.

Lutschka streifte ihn mit einem im höchsten Grade verachtungsvollen Blick. Die anderen lachen laut auf.

„Was das für ein Witzling ist!“

„Im Oberstübchen ist es nicht richtig,“ bemerkte Lutschka, als ob er es bedauerte, sich mit einem solchen Menschen in ein Gespräch eingelassen zu haben.

„Die Sache dürfte stimmen,“ bestätigte Wasja.

Obgleich Lutschka sechs Menschen ermordet hatte, hat doch nie irgend jemand im Zwangssträflingshause ihn gefürchtet, obgleich er es innerlich wohl wünschen mochte, als ein furchtbarer Mensch angesehen zu werden.

9

Issai Fomitsch — Die Badestube — Die Erzählung Bakluschins

Das Weihnachtsfest kam heran. Die Sträflinge erwarteten es mit einer Art Feststimmung, und ich selbst begann, wenn ich sie mir betrachtete, etwas Ungewöhnliches zu erwarten. Vier Tage von dem Fest führte man uns in die Badestube. Während

meiner Strafzeit, besonders während der ersten Jahre, wurden die Sträflinge selten in die Badestube geführt. Alle freuten sich und begannen sich fertig zu machen. Bestimmt war dazu die Nachmittagszeit, und an diesen Nachmittagen gab es auch schon keine Arbeit mehr. Am meisten von allen in unsrer Kaserne freute sich und rührte sich Issai Fomitsch Bumstein, der jüdische Sträfling, dessen ich schon im vierten Kapitel meiner Erzählung Erwähnung getan habe. Er liebte es, die Hitze des Dampfbades dermaßen stark auf sich einwirken zu lassen, daß er halb ohnmächtig war, und jedesmal, wenn ich jetzt die alten Erinnerungen an mir vorüberziehen lasse und an die Gefängnisbadestube denke (die es wert ist, nicht vergessen zu werden), so taucht vor mir im Vordergrunde des Bildes das Gesicht des höchst glückseligen und unvergeßlichen Issai Fomitsch, des Genossen meiner Zwangsarbeit und Mitbewohners der Kaserne, auf. Herrgott, was ist das doch für ein zum Totlachen komischer Kauz gewesen! Ich habe schon einiges über sein Äußeres gesagt: fünfzigjährig, schwächlichen Leibes, voller Runzeln, mit den entsetzlichsten Brandmalen auf Wangen und Stirn, hager und mit einem weißen Kückenkörper — so war er. In seinem Gesichtsausdruck lag eine beständige, durch nichts zu erschütternde Selbstzufriedenheit, ja Seligkeit. Offenbar bedauerte er es keineswegs, ins Zwangssträflingshaus geraten zu sein. Da er Goldarbeiter war und es in der Stadt keinen Goldarbeiter gab, so arbeitete er für das Publikum und die Behörden der Stadt ausschließlich in seinem Fache. Er erhielt dafür eine wenn auch nur geringe Entschädigung. Er litt keine Not, ja lebte sogar im Überfluß, sparte aber auch Gelder und lieh sie im ganzen Zwangssträflingshause auf Pfänder gegen Zahlung von Prozenten aus. Er besaß einen Samowar, eine gute Matratze, Tassen, sowie ein ganzes Eßgedeck. Die städtische Judenschaft ließ ihn mit ihrer Bekanntschaft und Gönnerschaft nicht im Stich. Des Sonnabends begab er sich unter Bedeckung in sein städtisches Bethaus (was vom Gesetz gestattet ist) und lebte sozusagen herrlich und in Freuden, nicht ohne zugleich das Ende seiner zwölfjährigen Strafzeit zu erwarten, um sich zu verheiraten. In ihm war eine außerordentlich komische Mischung von Naivität, Dummheit, Schlauheit, Frechheit,

Einfalt, Schüchternheit, Prahlsucht und Unverschämtheit. Mir erschien es höchst seltsam, daß die Sträflinge ihn gar nicht verspotteten, höchstens, daß sie sich zu ihrem Vergnügen über ihn lustig machten. Issai Fomitsch diente offensichtlich allen als Zerstreuung und beständige Kurzweil. „Wir haben bei uns nur ihn von seinesgleichen; rührt Issai Fomitsch nicht an!" pflegten die Arrestanten zu sagen, und obgleich Issai Fomitsch es wohl begriff worum es sich handelte, so bildete er sich offensichtlich viel auf seine Bedeutung ein, was den Arrestanten viel Spaß machte. Auf die denkbar komischste Weise war er ins Zwangssträflingshaus eingezogen (noch vor mir, doch man hat es mir später erzählt). Eines Abends nach Beendigung der Arbeitsstunden hatte sich auf einmal im Zwangssträflingshause das Gerücht verbreitet, daß man einen Juden eingeliefert habe; er werde soeben in der Wachtstube rasiert und gleich erscheinen. Juden gab es dazumal überhaupt keine bei uns. Die Sträflinge sahen seinem Kommen mit Ungeduld entgegen und umringten ihn sofort, als er durch das Tor trat. Der Gefängnis-Unteroffizier führte ihn in die Zivilkaserne und wies ihm einen Platz auf den Pritschen an. Issai Fomitsch hielt einen Sack mit den ihm vom Gefängnis gelieferten, sowie seinen eigenen Sachen in der Hand. Er legte den Sack hin, bestieg die Pritsche und setzte sich, indem er die Beine heraufzog; er wagte es nicht, die Augen auf seine Umgebung aufzuheben. Ringsherum erschallte Gelächter, und Sträflingswitze wurden laut, die sich auf die jüdische Abstammung des Ankömmlings bezogen. Da drängte sich plötzlich ein junger Arrestant durch den Haufen; er trug seine ganz alten, verschmutzten und zerrissenen Sommerhosen in der Hand und außerdem seine vom Gefängnis gelieferten Fußlappen. Er setzte sich neben Issai Fomitsch hin und klopfte ihm auf die Schulter.

„Hör mal, teurer Freund, ich habe hier schon sechs Jahre auf dich gewartet. Sieh dir das Zeug hier an! Was bietest du?"

Und er breitete seine mitgebrachten Lumpen vor ihm aus.

Issai Fomitsch, der bei seinem Eintritt ins Zwangssträflingshaus so verschüchtert war, daß er noch nicht einmal auf diesen Haufen spöttischer, verunstalteter und furchtbarer Personen, die ihn umringten, zu blicken, oder gar ein Wort zu sprechen ge-

wagt hatte — fuhr empor, als er das Pfand erblickte, und begann, die Lumpen mit den Fingern zu befühlen, sie sogar gegen das Licht zu halten. Alle warteten darauf, was er sagen werde.

„Nun, einen Rubel Silber wirst du wohl nicht geben wollen? Aber es würde sich gewiß lohnen!“ fuhr der Pfandgeber fort, Issai Fomitsch anblinzelnd.

„Einen Rubel Silber kann ich nicht geben, aber sieben Kopeken wohl.“

Dies waren die ersten, von Issai Fomitsch im Zwangssträflingshause gesprochenen Worte. Alle schüttelten sich vor Lachen.

„Sieben Kopeken? Nun, so gib sieben Kopeken! Du hast wirklich Glück. Sieh zu, daß du mir das Pfand gut aufhebst. Du haftest mir mit deinem Kopf dafür.“

„Die Prozente machen drei Kopeken aus, also sind es zusammen zehn Kopeken,“ fuhr der Jude in abgebrochenen Worten und mit zitternder Stimme fort, indem er mit der Hand in die Tasche fuhr, um das Geld hervorzuholen, und dabei ängstlich auf die Sträflinge blickte. Er befand sich in einer furchtbaren Angst, aber das Geschäft wollte er doch machen.

„Also für's Jahr sollen die Prozente drei Kopeken ausmachen?“

„Nein, nicht für's Jahr, sondern für den Monat.“

„Ein filziger Kerl bist du, Jude. Wie heißest du denn?“

„Issai Fomitsch.“

„Höre, Issai Fomitsch, du wirst es weit bringen bei uns. Lebe wohl!“

Issai Fomitsch prüfte nochmals das Pfand, legte es dann zusammen und verbarg es sorgfältig in seinem Sack — alles unter dem fortwährenden Gelächter der Sträflinge.

Sie hatten ihn wirklich alle sogar in gewissem Sinne gern, und niemand trat ihm zu nahe, obwohl sie alle seine Schuldner waren. Auch er selbst war gutmütig wie ein Huhn, und als er sah, daß alle ihm gewogen waren, faßte er wieder Mut, und zwar mit einer solchen naiven Komik, daß man ihm dies sogleich verzieh. Lutschka, der in seinem Leben viele Juden gesehen hatte, neckte ihn häufig, allein durchaus nicht aus Boshaftigkeit,

sondern bloß so — aus Kurzweil, wie man sich die Zeit mit einem Hündchen, einem Papagei, mit abgerichteten Tierchen oder dergleichen vertreibt. Issai Fomitsch wußte dies sehr wohl, fühlte sich keineswegs gekränkt und benahm sich sehr gewandt.

„He, Jude, ich werde dich verhauen!"

„Du wirst mich hauen einmal, aber ich dich zehnmal," gab Issai Fomitsch keck zurück.

„Grindkopf, verfluchter!"

„Meinetwegen, soll ich sein ein Grindkopf."

„Grindiger Jude."

„Meinetwegen soll ich sein ein solcher. Wenn auch grindig, aber dafür mit Geld — mit Groschen!"

„Christus hast du verkauft!"

„Meinetwegen, soll ich sein ein solcher!"

„Famos, Issai Fomitsch, bist ein braver Kerl! Rührt ihn nicht an, er ist nur einer von seinesgleichen bei uns!" riefen die Arrestanten unter Lachen.

„He, Jude, du kriegst die Knute, gehst nach Sibirien!"

„Ich bin ja doch schon in Sibirien."

„Noch weiter wird man dich schicken."

„Gibt es da einen Herrgott?"

„Gewiß, gewiß."

„Nu, meinetwegen, wo ist der Herrgott und wo sind Groschen, da ist es schön überall."

„Ein braver Kerl, der Issai Fomitsch, wirklich ein braver Kerl!" rief man ringsumher. Issai Fomitsch merkte zwar, daß man über ihn spottete, doch er tat nichtsdestoweniger tapfer. Das allgemeine Lob bereitet ihm augenscheinlich Vergnügen, und er beginnt in hohem Diskant zu singen: „La — la — la — la — la," daß es durch die ganze Kaserne schallt. Es ist ein blödsinniges, lächerliches Motiv, das einzige Lied ohne Worte, das er während seiner langen Zwangsarbeitsdauer gesungen hat. Als er in der Folge näher mit mir bekannt wurde, versicherte er mir eidlich, dies sei dasselbe Lied, dasselbe Motiv, das von den sechsmalhunderttausend Hebräern, klein und groß, gesungen worden sei, als sie durch's Rote Meer zogen, und daß es jedem Hebräer geboten worden sei, dieses Motiv im Augenblick des Triumphes oder des Sieges über die Feinde zu singen.

Am Vorabend jedes Sonnabends, am Freitag abend, kamen viele aus den anderen Kasernen in unsre herüber, um sich anzusehen, wie Issai Fomitsch seinen Sabbath beging. Issai Fomitsch war dermaßen unschuldig-kokett und ehrsüchtig, daß diese allgemeine Neugier ihm ebenfalls Vergnügen bereitete. Mit pedantischer und gemachter Wichtigkeit deckte er sich in der Ecke sein winziges Tischchen, schlug sein Buch auf, zündete zwei Lichte an und begann sich, geheimnisvolle Worte murmelnd, in seinen Gebetsmantel zu hüllen.

Das war ein bunter Überwurf aus Wollstoff, den er sorglich in seinem Kasten aufbewahrte. Um beide Hände band er sich die Gebetsriemen und auf dem Kopfe, mitten auf der Stirn, befestigte er ein kleines Holzkästchen, so daß es aussah, als wüchse aus seiner Stirn ein putzig aussehendes Hörnchen hervor. Darauf begann das Gebet. Er sagte es in singendem Ton her, schrie, spie aus, drehte sich im Kreise, machte wilde und komische Gesten. Dies war alles natürlich nach dem Ritus des Gebetes vorgeschrieben, und es lag durchaus nichts Lächerliches und Sonderbares darin. Lächerlich war nur, daß Issai Fomitsch vor uns mit Absicht paradierte und mit seinem Ritus wichtig tat. Bald bedeckte er den Kopf mit den Händen und begann unter Schluchzen zu beten; das Geweine wird heftiger, und er beugt, ganz erschöpft und fast unter Geheul, den mit dem Kästchen gekrönten Kopf auf das Buch herab. Doch plötzlich, mitten im heftigen Weinen, schlägt er ein Gelächter an und beginnt mit gerührt-feierlicher, gleichsam in einer Überfülle von Glücksgefühl ersterbenden Stimme singend zu beten. „Seht doch, wie es ihn überkommt," sagten dann wohl die Arrestanten. Ich fragte einmal Issai Fomitsch, was dies Weinen und Schluchzen zu bedeuten habe, und dann wieder diese plötzlichen Übergänge zu Glück und Seligkeit. Issai Fomitsch liebte furchtbar solche Fragen von meiner Seite. Er beeilte sich, mir zu erklären, daß das Schluchzen und Weinen die Erinnerung an den Fall Jerusalems bedeute, und daß das Gesetz bei dieser Erinnerung vorschreibe, so heftig wie möglich zu weinen und sich an die Brust zu schlagen. Doch im Augenblick des allerheftigsten Weinens müsse er, Issai Fomitsch, plötzlich, gleichsam unversehens sich dessen entsinnen, (dieses „plötzlich" sei ebenfalls vom Gesetz vor-

geschrieben), daß es eine Prophezeiung von der Rückkehr der Juden nach Jerusalem gebe. Da müsse er sich sofort in der größten Freude ergehen, mit Liedersingen, Gelächter, und die Gebete so hersagen, daß durch die Stimme das höchste Glück und durch das Gesicht der höchste Triumph und die höchste Erhabenheit der Gedanken zum Ausdruck kämen. Dieser „plötzliche" Übergang und die unbedingte Verpflichtung, ihn zum Ausdruck zu bringen, gefielen Issai Fomitsch ganz ausnehmend; er sah darin gewissermaßen ein ganz besonderes, furchtbar schlaues Kunststück und teilte mir in prahlerischer Weise diese sinnreiche Gesetzvorschrift mit. Einmal, gerade während des Höhepunktes des Gebetes, betrat der Platzmajor in Begleitung des wachthabenden Offiziers und einiger Soldaten das Zimmer. Alle Sträflinge stellten sich bei ihren Pritschen kerzengerade hin, nur Issai Fomitsch allein begann noch lauter zu schreien und sich komisch zu gebärden. Er wußte, daß das Gebet erlaubt sei, daß man es nicht unterbrechen dürfe und daß er, indem er im Beisein des Majors schreie, natürlich nichts riskiere. Dabei war es ihm außerordentlich angenehm, vor dem Major Grimassen zu schneiden und vor uns zu paradieren. Der Major näherte sich ihm bis auf einen Schritt Abstand: Issai Fomitsch wandte sich mit dem Rücken nach seinem Tischchen und schrie dem Major seine feierliche Prophezeiung, mit den Händen dazu fuchtelnd, gerade ins Gesicht. Da es vorgeschrieben war, daß er gerade in diesem Augenblick in seinem Gesicht außerordentlich viel Glück und Triumph zum Ausdruck zu bringen hatte, so tat er dies sogleich unter ganz besonderem Zusammenkneifen der Augen, lachend und dem Major mit dem Kopf zunickend. Der Major war verwundert, doch zuletzt brach er in ein wieherndes Gelächter aus, nannte ihn geradeheraus einen Narren und entfernte sich, während Issai Fomitsch immer heftiger schrie. Nach einer Stunde, als er bereits bei seinem Abendbrot saß, fragte ich ihn, was wohl gewesen wäre, falls der Platzmajor in seiner Beschränktheit über ihn in Zorn geraten wäre.

„Was für ein Platzmajor denn?"

„Wieso denn, was für einer? Haben Sie ihn denn gar nicht gesehen?"

„Nein."

„Er stand aber doch nur zwei Schritt entfernt von Ihnen unmittelbar vor Ihrem Gesicht."

Doch mit der ernstesten Miene versicherte Issai Fomitsch, daß er tatsächlich keinen Major gesehen habe, daß er während der Dauer dieser Gebete in eine Art Ekstase gerate, so daß er nichts sehe und nichts höre, was in seiner Umgebung geschehe.

Als wäre es heute, sehe ich Fomitsch noch, wie er Sonnabends müßig im Zwangssträflingshause herumschlendert, sich bemühend, nichts zu tun, wie es für diesen Tag vom Gesetz vorgeschrieben ist. Welche unglaublichen Geschichtchen hat er mir doch jedesmal erzählt, wenn er aus seinem Bethause zurückkehrte, welche ganz einzigartigen Nachrichten und Gerüchte aus Petersburg brachte er mir mit — mit der Versicherung, er habe sie von seinen jüdischen Stammesgenossen, die sie wieder aus erster Hand hätten!

Doch ich habe mich schon zu weit über Issai Fomitsch verbreitet.

In der ganzen Stadt gab es nur zwei öffentliche Badestuben. Die eine, deren Inhaber ein Jude war, enthielt Zellenbäder zu fünfzig Kopeken das Bad; sie war für die oberen Zehntausend der Gesellschaft bestimmt. Die andere Badestube war für das einfache Volk; sie war baufällig, unsauber und eng, und in diese Badestube wurden wir Sträflinge geführt. Es war ein Festtag, und die Sonne schien; die Sträflinge freuten sich schon darüber, daß sie aus der Festung herauskommen und sich die Stadt ansehen durften. Während des ganzen Weges wurde ununterbrochen gescherzt und gelacht. Eine halbe Kompanie Soldaten mit geladenen Flinten begleitete uns, was ein Schauspiel für die ganze Stadt bedeutete. In der Badestube angekommen, wurden wir sogleich in zwei Schichten geteilt; die zweite Schicht wartete in dem kalten Vorzimmer, während drinnen die erste sich wusch. Wegen des engen Raumes der Badestube war dies notwendig; doch ungeachtet dessen war so wenig Platz da, daß man sich nur schwer vorstellen konnte, auf welche Weise auch nur die Hälfte unsres Trupps untergebracht werden konnte. Petrow wich nicht von meiner Seite; ohne meine Aufforderung hatte er aus freien Stücken sich

erboten, mir zu helfen, ja mich sogar abzuwaschen. Zugleich mit Petrow hatte sich auch Bakluschin, ein Sträfling der „besonderen Abteilung", erboten, mir Handreichung zu tun. Man nannte ihn den „Pionier"; ich habe schon erwähnt, daß er einer der fröhlichsten und angenehmsten Insassen des Zwangssträflingshauses war. Ich hatte bereits nähere Bekanntschaft mit ihm geschlossen. Petrow half mir sogar beim Auskleiden, da ich, weil noch ungeübt, mich lange auszog, während es im Vorzimmer der Badestube fast so kalt war wie draußen. Es muß gesagt werden, daß es für den Arrestanten, der es noch nicht gelernt hatte, schwer war, sich auszukleiden. Erstens mußte man es verstehen, die Unterfesseln rasch aufzuschnüren. Diese Unterfesseln wurden aus Leder gemacht und waren etwa vier Werschok*) lang; sie wurden über der Leibwäsche, unmittelbar unter dem Eisenring getragen, der den Fuß umspannte. Ein paar davon kostete nicht weniger als sechs Groschen in Silber, und jeder Sträfling schaffte sie sich, auf eigene Kosten natürlich, an, da es ohne sie unmöglich war zu gehen. Der Eisenring umspannt den Fuß nicht enge, sondern so, daß zwischen beiden ein Finger hindurchgesteckt werden kann. Infolgedessen schlägt der Ring an den Fuß und reibt ihn, so daß der Sträfling ohne Unterfesseln sich schon in einem Tage Wunden gerieben haben würde. Doch es ist noch nicht schwer, die Unterfesseln abzunehmen. Schwieriger ist es zu lernen, auf welche Weise die Wäsche unter den Fesseln geschickt abzustreifen war. Dies war ein richtiges Kunststück. Hatte man beispielsweise die Unterwäsche vom linken Fuß abgezogen, so mußte sie zunächst zwischen dem Fuß und dem Fesselring hindurchgezogen werden. Nachdem der Fuß freigemacht war, mußte dasselbe Wäschestück nochmals durch denselben Ring hindurchgezogen werden. Darauf war alles, was vom linken Fuß bereits abgestreift war, durch den Ring um den rechten Fuß zu ziehen, und ganz zuletzt alles, was durch den rechten Ring gezogen war, wiederum durch diesen zurückzuziehen. Dieselbe Geschichte war es auch beim Anlegen eines frischen Stücks Wäsche. Der Neuling hatte es keineswegs leicht, sich hierbei zurechtzufinden. Als erster hatte uns dies alles der

*) = 1/4 der russischen Elle (Arschin).

Sträfling Korenew in Tobolsk, ein ehemaliger Räuberhauptmann, gelehrt, der fünf Jahre angekettet gewesen war. Doch die Sträflinge hatten sich daran gewöhnt, so daß alles ohne die geringste Schwierigkeit vonstatten ging. Ich gab Petrow einige Kopeken, damit er Seife und ein Stück Lindenbast*) besorge. Die Sträflinge erhielten wohl vom Gefängnis Seife, doch entfiel auf jeden nur ein Stück von der Größe eines Zweikopekenstückes in der Dicke einer Käsescheibe, wie man sie abends in den „mittleren Kreisen" als Zubiß zu reichen pflegt. Die Seife wurde gleich im Vorzimmer der Badestube verkauft, zugleich mit Sbiten**), Kringeln und heißem Wasser. Jeder Arrestant erhielt gemäß der mit dem Badestubenbesitzer getroffenen Vereinbarung nur ein kleines Holzgefäß mit heißem Wasser. Wer sich gründlicher waschen wollte, konnte für einen Groschen noch ein zweites bekommen; es wurde durch eine eigens zu diesem Zweck hergerichtete kleine Fensteröffnung aus dem Vorzimmer in die Badestube hinein verabfolgt. Nachdem Petrow mich ausgeweidet hatte, geleitete er mich, am Arme sogar, hinein, indem er bemerkte, daß es mir sehr schwer sei, in den Fesseln zu gehen. „Ziehen Sie die Dinger doch auf die Waden herauf!" riet er mir, indem er mich stützte wie ein Kinderwärter. „Vorsicht, Vorsicht, hier ist eine Schwelle!" Mir war es geradezu etwas peinlich; ich wollte Petrow versichern, daß ich allein gehen könne, doch er hätte es nicht geglaubt. Er ging mit mir so entschieden um wie mit einem Kinde, das minderjährig und unerfahren ist, so daß jeder die Pflicht hat, ihm zu helfen. Petrow war durchaus kein Diener, nichts weniger als ein Diener; wäre ich ihm in dieser Hinsicht zu nahe getreten, so hätte er gewußt, wie er mit mir verfahren sollte. Geld hatte ich ihm für seine Dienste keins versprochen, und er selbst verlangte auch nicht welches. Was hat ihn denn nur bewogen, so für mich zu sorgen?

Als wir die Tür zur Badestube selbst öffneten, glaubte ich, eine Hölle zu betreten. Man stelle sich einen Raum von zwölf Schritt Länge und ebensolcher Breite vor, in dem wohl an die hundert Menschen auf einmal zusammengepfercht sind, oder

*) Man braucht ihn in Rußland zum Abseifen des Körpers beim Baden.

**) Ein Volksgetränk aus heißem Wasser, Honig und Gewürz.

doch zum mindestens achtzig, weil die Sträflinge in nur zwei Schichten geteilt worden waren, wir jedoch in einer Stärke von fast zweihundert Mann in die Badestube gekommen waren. Ein Dampf, der die Blicke umnebelte, ein Qualm, ein Schmutz, eine geradezu furchtbare Enge herrschte hier, so daß man nicht wußte, wohin man den Fuß setzen sollte. Ich erschrak und wollte zurückgehen, doch Petrow ermutigte mich sogleich. Mit größter Mühe drängten wir uns bis zu den Bänken über die Köpfe der auf der Diele sitzenden Menschen hindurch, die wir baten, sich niederzuducken, damit wir hindurchgelangen könnten. Doch die Plätze auf den Bänken waren alle besetzt. Petrow erklärte mir, daß man einen Platz kaufen müsse und begann sofort, mit einem Arrestanten zu handeln, der sich am Fensterchen niedergelassen hatte. Für eine Kopeke überließ der mir seinen Platz, empfing gleich von Petrow das Geld, das dieser schon in der Faust vorsorglich mit in den Baderaum genommen hatte, und verschwand auf der Stelle unter der Bank (genau da, wo ich meinen Platz hatte), wo es dunkel und schmutzig war, und wo eine klebrige Feuchtigkeit, fast einen halben Finger dick, allenthalben wucherte. Doch auch unter den Bänken waren die Plätze sämtlich besetzt; auch dort wimmelte es von Menschen. Auf dem ganzen Boden war nirgends auch nur eine Handbreit freier Raum, wo nicht zusammengekrümmt Sträflinge gesessen hätten, die sich aus ihren Wassergefäßen bespülten. Zwischen ihnen standen andere aufrecht und wuschen sich, ihre Gefäße in den Händen haltend, im Stehen; das schmutzige Wasser floß an ihnen nieder, gerade auf die rasierten Köpfe der unten Sitzenden hinab. Auf der Schwitzbank, sowie auf allen dazu führenden Stufen saßen, in sich zusammengezogen und zusammengekrümmt, die sich Waschenden. Doch man wusch sich wenig. Der einfache Mann aus dem Volke wäscht sich selten mit heißem Wasser und Seife; er bearbeitet sich im heißen Dampf mit dem Badequast*) und begießt sich darauf mit kaltem Wasser — und das nennt man dann die Badestube besuchen. Wohl fünfzig Badequäste hoben und senkten sich auf der Schwitzbank fast gleich-

*) Birkenbesen, an denen die Blätter noch hängen. Sie werden getrocknet aufbewahrt und jedesmal vor dem Gebrauch in kochendem Wasser wieder frisch gebrüht.

zeitig; alle quästeten sich gleichsam in eine Art Rausch hinein. Alle Augenblicke wurde neuer Dampf gegeben. Das war keine Hitze mehr; das war die Hölle selbst! Alles schrie aus vollem Halse und schnatterte durcheinander beim Klirren von hundert Ketten, die auf dem Boden nachgeschleift wurden ... Manche, die vorbeiwollten, verwickelten sich in den fremden Ketten, stießen infolgedessen an die Köpfe der unten Sitzenden, fielen, schimpften und zogen die Angestoßenen mit sich. Überall floß Schmutz. Alle befanden sich in einer Art Rausch- und Erregungszustand; man hörte Gekreisch und Geschrei. Bei dem kleinen Fenster nach dem Vorzimmer, durch das das Wasser hereingereicht wurde, war ein Geschimpfe, ein Gedränge, ein richtiges Handgemenge. Das erhaltene heiße Wasser war, noch ehe man es an seinen Platz gebracht hatte, über den Köpfen der unten Sitzenden bereits verspritzt. Unversehens schaute durchs Fenster oder die geöffnete Tür das schnurrbärtige Gesicht eines Soldaten, mit dem Gewehr in der Hand, von Zeit zu Zeit zu uns herein, um zu sehen, ob nicht eine Ungehörigkeit zu entdecken sei. Die rasierten Köpfe und vom Dampf geröteten Körper der Arrestanten hatten jetzt noch ein abstoßenderes Aussehen. Auf dem vom heißen Dampf aufgeweichten Rücken pflegten die Narben von den einstmals erhaltenen Ruten- und Stockprügeln scharf hervorzutreten, so daß es aussah, als sei er frisch verwundet. Es waren wahrhaft furchtbare Narben! Mir lief es bei ihrem Anblick kalt über den Rücken. Sobald man neuen Dampf gab, verbreitete er sich in einer dichten, heißen Wolke durch die ganze Badestube; alles lachte und schrie laut auf. Aus der Dampfwolke tauchten hin und wieder zerhauene Rücken, rasierte Köpfe, verkrümmte Arme und Beine hervor. Und zur Vollendung des Ganzen wiehert zu oberst auf der Schwitzbank Issai Fomitsch aus vollem Halse. Er quästet sich fast bis zur Besinnungslosigkeit, doch kein Hitzegrad, scheint es, vermag ihn zu befriedigen. Für eine Kopeke nimmt er sich einen Quäster*), doch dieser selbst hält es zuletzt nicht aus, wirft den Badequast fort und läuft hin, sich mit kaltem Wasser zu begießen. Issai Fomitsch verzagt nicht und nimmt sich einen zweiten, einen dritten Quäster. Er ist entschlossen, bei einer

*) = Badediener, der die Badenden mit Badequästen bearbeitet.

solchen Gelegenheit nicht auf die Kosten zu sehen und wechselt nacheinander fünf Quäster. „Der verträgt mal das Quästen! Fixer Kerl, Issai Fomitsch!“ rufen ihm von unten die Arrestanten zu. Issai Fomitsch fühlt sich in dieser Minute über alle erhaben; er hat sie alle in den Sack gesteckt. Er triumphiert, und mit durchdringender Wahnsinnsstimme schmettert er sein Arie „La — la — la — la — la“ heraus, alles Stimmengewirr da unten übertönend. Ich hatte die Empfindung, wenn wir alle zusammen jemals in die Hölle kommen sollten, so würde diese am meisten dem Ort hier gleichen. Ich konnte nicht umhin, diesen Gedanken Petrow mitzuteilen; er blickte sich im Kreise herum, sagte aber kein Wort dazu.

Ich wollte auch ihm einen Platz neben mir kaufen; doch er setzte sich zu meinen Füßen auf die Diele nieder und erklärte, daß es sich so sehr gut sitze. Baklushin kaufte uns unterdessen Wasser und trug es uns je nach Bedarf zu. Petrow erklärte, er wolle mich vom Kopf bis zu den Füßen abwaschen, so daß ich „ganz sauber“ würde, und bemühte sich, mich zum Quästen zu überreden; doch ich riskierte es nicht. Petrow wusch mich ganz mit Seife ab. „Jetzt werde ich Ihnen noch die Füßchen waschen,“ fügte er zum Schluß hinzu. Ich wollte schon antworten, daß ich dies ja auch selbst besorgen könnte, doch widersprach ich nicht und überließ mich ihm ganz. In der Verkleinerungsform „Füßchen“ lag auch nicht der leiseste Ton sklavischer Unterordnung: Petrow konnte einfach nicht meine Füße schlechtweg Füße nennen, weil die anderen, die richtigen Leute, Füße hatten, ich aber immer noch „Füßchen“.

Nachdem er mich abgewaschen hatte, brachte er mich mit den nämlichen Zeremonien, d. h. indem er mich stützte und bei jedem Schritt zur Vorsicht mahnte, als ob ich aus Porzellan sei, nach dem Vorzimmer zurück und half mir beim Anlegen der Wäsche; erst als er vollkommen fertig mit mir geworden war, kehrte er in die Badestube zurück, um nun selbst noch sich zu quästen.

Als wir wieder zu Hause waren, bot ich ihm ein Glas Tee an. Er wies es nicht zurück, trank und dankte. Mir kam es in den Sinn, den Beutel aufzutun und ihn mit einem Achtelmaß Branntwein zu erfreuen. Es fand sich auch

Branntwein in der Kaserne; Petrow war äußerst befriedigt, trank, räusperte sich und ging, nachdem er bemerkt hatte, ich hätte ihn völlig neu belebt, eilig in die Küche, als könnte in seiner Abwesenheit dort irgendeine wichtige Entscheidung nicht getroffen werden. An seiner Stelle erschien jetzt bei mir mein anderer Genosse, Bakluschin, der „Pionier“, den ich schon in der Badestube zum Tee eingeladen hatte.

Ich kenne keinen Charakter, der liebenswürdiger gewesen wäre als der Bakluschins. Wohl ließ er den anderen nichts durchgehen, stritt sich sogar recht häufig und liebte es nicht, daß man sich in seine Angelegenheiten mischte — mit einem Wort, er verstand es, seine Interessen zu wahren. Doch er verzankte sich nie auf lange und wurde bei uns augenscheinlich geliebt. Wo er auch hinkommen mochte, überall wurde er mit Vergnügen begrüßt. Selbst in der Stadt war er als der aufgeräumteste Mensch von der Welt, der nie seine Frohlaune einbüßte, bekannt. Er war ein hochgewachsener Bursche von etwa dreißig Jahren mit einem kühnen und gutmütigen, ziemlich hübschen Gesicht, in dem eine Warze saß. Dieses Gesicht verzog er zuweilen, indem er diesen und jenen nachahmte, so urkomisch, daß seine Umgebung unwillkürlich lachen mußte. Er gehörte auch zu den Spaßmachern, ließ sich aber von den mißgünstigen Verächtern des Frohsinns nichts gefallen, so daß ihn niemand deshalb schmähte, weil er ein „hohlköpfiger und unnützer“ Mensch sei. Er war voller Leben und Feuer. Bereits in den ersten Tagen hatte er sich mit mir bekannt gemacht und mir erklärt, er sei Soldat gewesen, habe bei den Pionieren gedient und sei sogar von einigen hochgestellten Persönlichkeiten bemerkt und geliebt worden, worauf er noch aus alter Erinnerung sehr stolz war. Mich hatte er sogleich über Petersburg ausgefragt. Er las sogar Bücher. Als er zu mir zum Tee kam, hatte er zuerst die ganze Kaserne erheitert, indem er erzählte, wie Leutnant Sch. am Morgen unseren Platzmajor hatte abfahren lassen, und nachdem er neben mir Platz genommen hatte, teilte er mir mit zufriedenem Ausdruck mit, daß das Theater offenbar zustande kommen werde. Im Zwangssträflingshause wurde zu den Feiertagen eine Theatervorstellung geplant. Es hatten sich Schauspieler dazu gefunden, und nun wurden allmählich

Dekorationen hergestellt. Einige Personen aus der Stadt hatten versprochen, Kleider für die Schauspieler herzugeben, selbst für die Frauenrollen. Durch Vermittlung eines Offiziersburschen hoffte man sogar eine Offiziersuniform mit Achselschnüren zu bekommen. Nur war zu befürchten, daß der Platzmajor, wie im Vorjahre, die Vorstellung verbieten werde. Doch war zu dem Weihnachtsfest im verflossenen Jahr der Major übel gelaunt gewesen: er hatte Geld verspielt, und außerdem waren im Zwangssträflingshause dumme Sachen passiert; da hatte er es infolgedessen nicht gestattet. Das war aus Bosheit geschehen, doch in diesem Jahre erwartete man von seiner Seite kein Verbot. Mit einem Wort, Bakluschin war in gehobener Stimmung. Man sah, er selbst war einer der Hauptunternehmer des Theatervergnügens, und ich war schon damals fest entschlossen, die Vorstellung auf alle Fälle zu besuchen. Die naive Freude Bakluschins über das voraussichtliche Zustandekommen des Theaters gefiel mir. Ein Wort gab das andere, und wir gerieten in eine angeregte Unterhaltung. Unter anderem erklärte er mir, nicht immer in Petersburg gedient zu haben; er habe sich dort etwas zuschulden kommen lassen, weshalb man ihn nach R. geschickt habe, im übrigen als Unteroffizier, in ein Garnisonsbataillon.

„Von dort aus hat man mich dann hierher geschickt," bemerkte Bakluschin.

„Ja, wofür denn das?" fragte ich ihn.

„Wofür? Was glauben Sie wohl, Alexander Petrowitsch, wofür? Weil ich mich verliebt hatte."

„Oho, dafür verschickt man einen Menschen noch nicht nach Sibirien," rief ich lachend aus.

„Das stimmt," gab Bakluschin zu, „doch ich habe bei dieser Gelegenheit einen dortigen Deutschen mit der Pistole erschossen. Urteilen Sie selbst, lohnt es sich, wegen eines Deutschen einen zu verschicken?"

„Wie kam die Sache denn? Erzählen Sie doch. Es ist interessant."

„Es ist eine höchst spaßige Geschichte, Alexander Petrowitsch."

„Um so besser, um so besser. Erzählen Sie."

Ich hörte nun die, wenn auch gar nicht spaßige, so doch dafür ziemlich seltsame Geschichte eines Mordes.

„Die Sache war folgendermaßen," begann Bakluschin. „Als man mich nach R. versetzt hatte, sah ich, es war eine große, hübsche Stadt, nur lebten da viele Deutsche. Ich natürlich, noch ein junger Mensch, der ich war, und bei den Vorgesetzten gut angeschrieben, gehe, die Mütze schief aufgesetzt, umher und vertändele die Zeit; werfe den deutschen Mädchen Blicke zu. Und es gefiel mir da eine von ihnen — Luise hieß sie. Beide waren sie Wäscherinnen für die feinste Wäsche, die es gibt, sie und ihre Tante. Ich machte zuerst Fensterpromenaden, doch wurde ich später richtig befreundet mit ihnen. Die Tante war schon alt und solch eine Launenhafte, und beide lebten sie in guten Verhältnissen. Luise sprach gut russisch, nur mit einer etwas schnarrenden Aussprache. Sie war solch ein liebes Kind, wie ich es noch nie gesehen hatte. Ich versuchte zuerst mit ihr zu tändeln und so weiter, doch sie sagte zu mir: ‚Nein, nicht so, Sascha, denn ich will mir meine ganze Reinheit bewahren, um dir eine würdige Frau zu sein.' Und sie schmeichelt sich so an mich heran und lacht so glockenhell dabei. Überhaupt war sie solch ein sauberes Mädel, wie ich außer ihr keine andere gesehen habe. Und selbst versuchte sie mich zur Heirat zu verlocken. Nun, warum sollte ich auch nicht heiraten? Und so bereitete ich mich denn schon vor, mit einem Heiratsgesuch zum Oberstleutnant zu gehen. Da sehe ich plötzlich, Luise kommt einmal nicht zum Stelldichein, kommt ein zweites Mal nicht und findet sich auch zum drittenmal nicht ein. Ich schreibe einen Brief, doch die Antwort bleibt aus. Was soll das bedeuten, denke ich? Wenn sie mich betrogen haben sollte, so würde sie doch wohl so schlau sein, auf den Brief zu antworten oder zum Stelldichein zu kommen. Doch lügen konnte sie nicht; also hatte sie die Sache einfach abgebrochen. Da steckt die Tante dahinter, denke ich. Zur Tante zu gehen, wagte ich nicht. Mochte sie um uns auch wissen, so waren wir doch immerhin zurückhaltend gewesen. Ich gehe wie von Sinnen einher, schrieb noch einen letzten Brief, sage ihr: kommst du jetzt nicht, so komm ich selbst zur Tante. Da kriegte sie einen Schreck und kam. Sie weint und erzählt: ‚Ein Deutscher, Schulz mit

Namen, ein entfernter Verwandter von uns, ein Uhrmacher, mit Geld und schon ältlich, wünscht sich mit mir zu verheiraten, um, wie er erklärt, mich glücklich zu machen und um selber auf seine alten Tage nicht ohne eine Frau zu bleiben. Er hat mich liebgewonnen und lange schon Absichten auf mich gehabt, doch hatte er bisher geschwiegen und sich darauf vorbereitet. Also sieh, Sascha, er ist reich, und für mich ist das ein Glück. Willst du mich denn meines Glückes berauben?' Ich sehe, sie weint, sie umarmt mich. ‚Ach,' denke ich, ‚sie spricht ja doch eine vernünftige Sache. Was hätte es denn auch für einen Sinn, einen Soldaten zu heiraten, und wenn ich auch Unteroffizier bin!' Ich sage also zu ihr: ‚Lebe wohl, Luise, und Gott mit dir. Fern sei es von mir, dich deines Glücks zu berauben. Doch wie sieht er aus? Ist er hübsch?' ‚Nein,' sagt sie, ‚solch ein Ältlicher mit einer langen Nase.' Und selbst lacht sie darüber. Da verließ ich sie und dachte bei mir, es müsse wohl so mein Schicksal sein. Am anderen Morgen begab ich mich zu seinem Laden; sie hatte mir die Straße genannt. Ich sehe durchs Fenster: da sitzt ein Deutscher, macht eine Uhr, so an die fünfundvierzig Jahre alt, mit einer Höckernase und hervorquellenden Augen, im Frack und einem hohen, hohen Stehkragen — solch ein würdevoller Herr. Ich spuckte aus, wollte ihm gleich die Fensterscheibe einschlagen, doch besann ich mich: es hat keinen Zweck, alles ist ja doch verloren! In der Dämmerung kehrte ich in die Kaserne zurück, legte mich auf die Pritsche und — wollen Sie mir glauben, Alexander Petrowitsch — habe furchtbar geweint.

So vergeht ein Tag, ein zweiter, ein dritter. Mit Luise sehe ich mich nicht. Unterdessen hörte ich von einer Gevatterin (einer alten Waschfrau, zu der Luise bisweilen ging), daß der Deutsche um unsere Liebe wisse und deshalb den Entschluß gefaßt habe, die Sache zu beschleunigen. Andernfalls hätte er noch an die zwei Jahre gewartet. Von Luise habe er sich schwören lassen, jeden Verkehr mit mir aufzugeben. Luise und ihre Tante halte er mittlerweile unter dem Daumen; vielleicht überlege er sich die Sache sogar noch immer und habe sich durchaus noch nicht fest entschlossen. Zuletzt erzählte sie mir auch, daß er die beiden zum kommenden Sonntag zum Frühkaffee zu sich eingeladen

habe. Auch ein alter Verwandter werde zugegen sein; der sei früher Kaufmann gewesen, jetzt aber vollkommen verarmt und bekleide in einem Keller einen Aufseherposten. Als ich erfuhr, daß am Sonntag vielleicht die ganze Angelegenheit sich entscheiden würde, erfaßte mich ein Grimm, so daß ich mich kaum beherrschen konnte. Und den ganzen Tag und noch den ganzen nächsten Tag habe ich nichts getan, als nur an diese Sache gedacht. Ich hätte am liebsten diesen Deutschen aufgefressen.

‚Am Sonntagmorgen' — einen anderen Gedanken hatte ich nicht. Doch als die Messe zu Ende war, sprang ich auf, zog den Mantel an und begab mich zu dem Deutschen. Ich hoffte sie alle dort anzutreffen. Doch weshalb ich zu dem Deutschen ging und was ich dort sagen wollte, weiß ich selbst nicht. Auf alle Fälle aber steckte ich eine Pistole zu mir. Ich besaß diese Pistole noch von früher her; es war ein ganz schlechtes Ding mit einem altmodischen Hahn. Ich hatte noch als Knabe damit geschossen. Man konnte damit schon gar nicht mehr schießen. Doch ich lud sie mit einer Kugel; denke dabei: Wird man mich hinauswerfen, grob werden, ziehe ich die Pistole hervor, um sie alle zu erschrecken.' Ich komme hin. In der Werkstatt ist niemand, alle sitzen sie im Hinterzimmer. Außer ihnen ist keine Menschenseele da, kein dienendes Wesen. Er hatte als Bedienung nur eine Deutsche, die für ihn kochte. Ich durchschritt den Laden, sehe, die Tür ist geschlossen, eine solche alte Tür mit einem Häkchen davor. Das Herz klopfte mir, ich blieb stehen, lauschte: man spricht deutsch. Ich stieß aus voller Kraft mit dem Fuß gegen die Tür, die sofort aufging. Ich sehe: der Tisch ist gedeckt. Auf dem Tische steht eine große Kaffeekanne, und über Spiritus kocht Kaffee. Daneben steht Schnaps, ein Hering und Wurst, und noch eine Flasche irgendeines anderen Weines. Luise und die Tante, die beide abgelegt hatten, sitzen auf dem Sofa. Ihnen gegenüber sitzt der Deutsche selbst, frisiert, im Frack, und die Vatermörder stehen ganz weit hervor. Daneben auf einem Stuhle sitzt noch ein anderer Deutscher, schon ein Greis, dick, grauhaarig, und schweigt. Als ich eintrat, wurde Luise ganz blaß im Gesicht. Die Tante wollte aufspringen, setzte sich aber gleich wieder. Der Deutsche

machte eine finstere Miene. Solch ein Böser war er. Er erhob sich und trat mir entgegen:

‚Was wünschen Sie?' fragte er.

Ich wäre beinahe in Verwirrung geraten, doch die Wut packte mich mächtig.

‚Was ich wünsche?' sage ich. ‚Empfange deinen Gast, bewirte ihn mit Schnaps! Ich komme als Gast zu dir.'

Der Deutsche besann sich und sagte dann: ‚Setzen Sie sich.'

Ich setzte mich. ‚So gib mir doch Schnaps!' sage ich.

‚Da ist Schnaps,' sagte er. ‚Trinken Sie gefälligst.'

‚Du, gib mir guten Schnaps,' sagte ich. Grimm und Wut kamen immer mehr über mich.

‚Das ist guter Schnaps.'

Es kränkte mich, daß er mich gar so niedrig einschätzte, doch am meisten noch, daß Luise auf mich sah. Ich trank aus und sagte:

‚Was bist du denn so grob geworden, Deutscher? Schließ Freundschaft mit mir. Ich bin in Freundschaft zu dir gekommen.'

‚Ich kann nicht Ihr Freund sein,' sagte er. ‚Sie sind ein einfacher Soldat.'

Da geriet ich aber in die höchste Wut.

‚Ach, du Erbsenscheuche, du Wurstmacher!'*) sagte ich. ‚Weißt du auch, daß ich von dieser Minute an mit dir machen kann, was ich will? Wenn du willst, schieße ich dich mit der Pistole nieder.'

Ich holte die Pistole hervor, stand auf und setzte ihm die Mündung gerade vor den Kopf. Die anderen sitzen da, weder tot noch lebendig; niemand wagt auch nur einen Laut von sich zu geben. Der Alte daneben aber zittert wie ein Blatt im Winde, schweigt und ist ganz blaß geworden.

Der Deutsche war sehr verwundert, doch blieb er besonnen.

‚Ich fürchte Sie nicht,' sagte er, ‚und bitte Sie als anständiger Mensch, Ihren Scherz gleich zu lassen. Ich fürchte Sie ganz und gar nicht.'

---

*) Geringschätzende Bezeichnung für die Deutschen.

‚Oho, das ist Schwindel,‘ sagte ich. ‚Du fürchtest dich doch. Man sieht's ja. Wagst es nicht, den Kopf vor der Pistole zu bewegen. Sitzt unbeweglich da!‘

‚Nein,‘ sagt er, ‚Sie werden es nimmermehr wagen.‘

‚Und warum sollte ich's nicht wagen?‘ sage ich.

‚Darum, weil es Ihnen streng verboten ist, und weil Sie dafür streng bestraft würden.‘

Der Teufel weiß, was das mit diesem Narren von Deutschen gewesen ist! Hätte er selbst nicht mich so gereizt, wäre er heute noch am Leben. Wegen des Streites ist alles gekommen.

‚Du glaubst also, ich wage es nicht?‘ sage ich.

‚N — nein!‘

‚Wirklich nicht?‘

‚Sie würden es ganz und gar nicht wagen, so etwas mit mir zu tun.‘

‚Nun denn, da hast du es, du Wurst!‘ Wie ich es ihm nun gebe, da rollt er vom Stuhl. Die anderen erhoben ein Geschrei.

Ich steckte die Pistole in die Tasche und machte, daß ich davonkam. Als ich aber zur Festung kam, warf ich am Tor die Pistole in die Brennesseln. Nach Hause gekommen, legte ich mich auf meine Lagerstatt hin und dachte bei mir: ‚Sogleich werden sie mich festnehmen.‘ Es vergeht eine Stunde und noch eine — niemand kommt, mich zu holen. Doch dann, in der Dämmerung, kam eine solche Sehnsucht über mich. Ich ging hinaus: unbedingt mußte ich Luise sehen. Ich kam an den Uhrmacherladen, sehe, Volk und Polizei sind dort versammelt. Ich begebe mich zur Gevatterin: ‚Rufen Sie Luise!‘ Kaum konnte ich sie erwarten. Da sehe ich, sie kommt angelaufen. Um den Hals fällt sie mir, weint und sagt: ‚Ich bin an allem schuld, weil ich auf die Tante gehört habe.‘ Sie erzählte mir auch, die Tante sei nach dem Geschehnis sogleich nach Hause zurückgekehrt, vor lauter Angst krank geworden und werde schweigen. Sie selbst habe niemand etwas gesagt, und auch ihr, Luise, habe sie befohlen zu schweigen. So fürchte sie sich. ‚Möge es kommen, wie es kommt,‘ habe sie gesagt. Und weiter: ‚Uns hat niemand gesehen, Luise. Er hatte ja auch seine Magd fortgeschickt, weil er Angst gehabt hat, sie würde ihm die Augen auskratzen, sobald sie erfahren würde,

daß er mit Heiratsplänen umgehe.' Von den Gesellen ist auch keiner zu Hause gewesen; alle hatte er fortgeschickt. Er selbst hat den Kaffee gekocht, er selbst auch den Zubiß zurechtgemacht. Was den Anverwandten anlangt, so hat der sein Leben lang geschwiegen und nie was geredet. Nach der Sache von heute hat er seine Mütze ergriffen und ist als erster aus dem Hause gegangen.' ‚Der wird sicherlich auch schweigen,' meinte Luise. So war es auch. Zwei Wochen lang hat mich keiner festgenommen und hatte niemand einen Verdacht auf mich. Während dieser zwei Wochen habe ich — glauben Sie oder glauben Sie es nicht, Alexander Petrowitsch — mein ganzes Glück genossen. Jeden Tag war ich mit Luise zusammen. Und wie, ach, wie ist sie mir zugetan gewesen! Weinend beteuerte sie: ‚Ich gehe mit dir, wohin man dich auch verschicken möge; alles will ich um deinetwillen verlassen.' Ich dachte schon, daß mein ganzes Leben sich nun entscheiden werde: so hat sie mich gerührt. Nach vierzehn Tagen aber bin ich dann ergriffen worden. Der Alte und die Tante hatten sich besprochen und mich angezeigt."

„Aber wie ist das denn?" unterbrach ich Bakluschin. „Wegen dieser Tat hätte man Sie doch nur auf zehn oder zwölf Jahre, und zwar in die Zivilabteilung verschicken können. Sie aber befinden sich in der ‚besonderen Abteilung'. Wie reimt sich dies zusammen?"

„Ach, da ist dann noch eine andere Geschichte vorgefallen," sagte Bakluschin. „Als ich vor die Gerichtskommission gebracht wurde, hat mich vor dem Gericht der Hauptmann mit bösen Worten beschimpft. Ich konnte es nicht ertragen und sagte zu ihm: ‚Was schimpfst du hier? Siehst du es nicht, du Niederträchtiger, daß du vor dem Gerichtsspiegel sitzest?' Da wurde ein neues Verfahren gegen mich eingeleitet, und alles in allem wurde ich zu viertausend Hieben und zur ‚besonderen Abteilung' hier verurteilt. Als ich zur Züchtigung hinausgeführt wurde, wurde auch der Hauptmann hinausgeführt: ich unter die Spießruten, er aber zur Degradierung und zur Verschickung unter die einfachen Soldaten nach dem Kaukasus . . . . Auf Wiedersehen, Alexander Petrowitsch. Kommen Sie bestimmt zu unsrer Theatervorstellung."

10
Der Weihnachtsfeiertag

Endlich war das Fest gekommen. Schon am Heiligen Abend gingen die Sträflinge fast gar nicht zur Arbeit. In die Nähstuben und die anderen Werkstätten gingen sie noch; die übrigen waren nur zum Auseinandernehmen der Barken hinausgegangen und kehrten, obgleich sie anderswohin noch geschickt gewesen waren, doch bald alle, entweder vereinzelt oder gruppenweise, ins Zwangssträflingshaus zurück. Nach dem Mittagessen verließ es aber niemand mehr. Am Morgen schon ging der größte Teil nur seinen eigenen Geschäften nach und nicht mehr an die Zwangsarbeiten. Manche sorgten für die Einschmuggelung von Branntwein oder die Bestellung von neuem; andere trafen sich mit ihren Gevattern und Gevatterinnen oder kassierten die Bezahlungen für früher von ihnen geleistete Arbeiten ein. Baklușchin und die an der Theatervorstellung beteiligten Arrestanten gingen, um einige Bekannte, meist Offiziersburschen zu besuchen und von ihnen die notwendigen Kostüme zu holen. Wieder andere gingen mit ängstlichen, besorgten Gesichtern umher, einzig und allein aus dem Grunde, weil auch andere ängstliche und besorgte Gesichter hatten; und obgleich manche beispielsweise keine Aussicht hatten, von irgendwem Geld zu erhalten, so schauten sie dennoch drein, als würden auch sie von irgendwem Geld erhalten. Mit einem Wort: alle erwarteten für den kommenden Tag irgendeine Veränderung, irgendetwas Außergewöhnliches. Gegen Abend brachten die Invaliden, die für die Arrestanten auf den Basar Einkäufe besorgt hatten, allerlei Lebensmittel mit: Rindfleisch, Ferkel, ja sogar Gänse. Viele von den Sträflingen, selbst die bescheidensten und sparsamsten, die das ganze runde Jahr ihre Kopeken zusammengehalten hatten, hielten es für ihre Pflicht, zu einem solchen Tage den Geldbeutel zu öffnen und in würdiger

Weise das Ende der Fastenzeit zu begehen. Der morgende Tag war der eigentliche, der unverrückbare Festtag des Arrestanten, der für ihn selbst in aller Form anerkannt war. An diesem Tage konnte der Arrestant nicht zur Arbeit kommandiert werden. Solcher Tage gab es nur drei im Jahr.

Und endlich, wer weiß, wie viel Erinnerungen sich beim Beginn eines solchen Tages in den Seelen dieser Ausgestoßenen regen mußten! Die hohen Festtage prägen sich dem Gedächtnis des niederen Volkes seit den Tagen der Kindheit schon ganz besonders tief ein. Das sind die Tage der Erholung von schwerer Arbeit, die Tage der Versammlung der Familie. Im Zwangssträflingshause mußte man sich ihrer mit Herzenspein und mit Trauer erinnern. Die Achtung vor dem Festtage war bei den Sträflingen gewissermaßen zu einer Formalität geworden: nur wenige zechten; alle waren ernst gestimmt, als seien sie mit etwas beschäftigt, obgleich die meisten fast gar nichts zu tun hatten. Doch auch die Feiertagszecher waren bemüht, eine gewisse Würde zu wahren. Gelächter war fast verpönt. Überhaupt ging die Stimmung bis zu einer gewissen Prüderie und gereizten Unduldsamkeit, und wer den Gesamtton störte, sollte es auch ohne Absicht geschehen sein, der wurde mit Schreien und Schelten zum Schweigen gebracht, und dem zürnte man, als habe er den Feiertag selbst entheiligt. Die Stimmung der Sträflinge war bemerkenswert, ja rührend. Neben der angeborenen Ehrfurcht gegen den großen Tag empfand der Sträfling unbewußt, daß er durch das Begehen des Feiertags gewissermaßen noch in Berührung mit der ganzen Welt stehe, daß er also noch kein gänzlich Ausgestoßener, kein Verlorener, kein abgetrenntes Glied der Gesellschaft sei, daß es auch noch im Zwangssträflingshause etwas von dem gebe, was die anderen Menschen besitzen. Sie fühlten dies; das war zu sehen und zu verstehen.

Akim Akimytsch bereitete sich ebenfalls eifrig zum Fest vor. Er kannte keine Familienerinnerungen, da er als Waise in fremdem Hause aufgewachsen war und, kaum fünfzehnjährig, einen schweren Dienst angetreten hatte; auch hatte es in seinem Leben keine besonderen Freuden gegeben, da er sein ganzes Leben in strenger Regelung und Eintönigkeit hingebracht hatte, in der

Furcht, auch nur um Haaresbreite von den ihm vorgeschriebenen Pflichten abzuweichen. Auch war er nicht sonderlich religiös, weil die Wohlanständigkeit in ihm, wie es schien, alle seine anderen menschlichen Gaben und Besonderheiten, alle Leidenschaften und Wünsche, sowohl die schlechten als auch die guten, verschlungen hatte. In Ansehung alles dieses bereitete er sich für den Empfang des hohen Festtages vor, ohne Geschäftigkeit, ohne Aufregung, ohne sich durch traurige und gänzlich unnütze Erinnerungen verwirren zu lassen, jedoch mit stiller, überlegter Wohlanständigkeit, die er genau in dem Maße besaß, wie dies zur Erfüllung der Pflicht und der ein für allemal festgesetzten Bräuche notwendig war. Überhaupt liebte er es nicht, sich viel den Kopf zu zerbrechen. Die Bedeutung einer Tatsache schien nie seine Gedanken in Anspruch zu nehmen, aber die ihm einmal vorgeschriebenen Regeln erfüllte er mit heiliger Akkuratesse. Wenn man ihm am andern Tage befohlen hätte, etwas völlig Entgegengesetztes zu tun, so hätte er es getan, und zwar mit derselben Willigkeit und Sorgfalt, wie er das Umgekehrte am Abend vorher getan hatte. Nur ein einziges Mal in seinem Leben hatte er versucht, nach eigenem Ermessen zu leben — und war in die Zwangsarbeit geraten. Diese Lektion war für ihn nicht fruchtlos gewesen. Und wenn es ihm auch vom Schicksal nicht beschieden war, jemals zu erkennen, wessen er sich eigentlich schuldig gemacht hatte, so hatte er sich doch aus seinem Erlebnis die heilsame Regel angeeignet, nie und unter keinen Umständen Betrachtungen über irgendetwas anzustellen, weil dies nicht „Sache seines Verstandes" war, wie die Sträflinge es unter sich ausdrückten. Dem Brauch blind ergeben, blickte er sogar sein Weihnachtsferkel, das er mit Grützbrei füllte und briet (eigenhändig, denn er verstand auch zu kochen), mit einer gewissen Andacht an, als sei es nicht ein gewöhnliches Ferkel, das man alle Tage kaufen und braten könne, sondern ein ganz besonderes, festtägliches. Vielleicht war er von Kind auf dran gewöhnt, an diesem Tage ein Ferkel auf dem Tisch zu sehen, und zog nun daraus die Folgerung, daß für diesen Tag ein Ferkel durchaus notwendig sei. Ich bin überzeugt, daß er, wenn er auch nur einmal an diesem Tage kein Ferkel gegessen haben würde, sich fürs ganze Leben Gewissensbisse über eine

unerfüllte Pflicht gemacht hätte. Bis zum Fest hatte er seine alte Jacke und seine alten Beinkleider getragen, die, wenn auch solide geflickt, doch gänzlich abgetragen waren. Es erwies sich jetzt, daß er das neue Paar, das ihm bereits vor vier Monaten geliefert worden war, sorgfältig in seinem Kasten aufbewahrt hatte, ohne es zu berühren, bei dem Gedanken lächelnd, es zum Festtag zum erstenmal anziehen zu können. So tat er auch. Schon am Vorabend holte er die neuen Kleidungsstücke hervor, breitete sie aus, besichtigte sie, säuberte sie tüchtig, jedes Stäubchen wegblasend, und probierte sie dann an. Es erwies sich, daß alles ganz vortrefflich saß; alles sah anständig aus und ließ sich bis oben hin fest zuknöpfen, wobei der Kragen, als ob er aus Pappe gewesen wäre, das Kinn hochstützte. In der Taille zeigte sich sogar ein Schnitt, der fast militärisch war, und Akim Akimytsch schmunzelte förmlich vor Vergnügen und drehte sich nicht ohne Eitelkeit vor seinem kleinen Spiegelchen, das er sich eigenhändig und lange schon in einer freien Minute mit Goldborte am Rande beklebt hatte. Nur ein Häkchen am Kragen der Jacke schien nicht ganz an der richtigen Stelle zu sitzen. Als Akim Akimytsch dies bemerkte, beschloß er, das Häkchen anders zu setzen; er tat es, probierte danach von neuem an, und die Sache stimmte nun ganz genau. Darauf legte er alles wieder zusammen und verbarg es, beruhigten Herzens, bis auf morgen wiederum in seinem Kasten. Sein Kopf war zufriedenstellend rasiert; doch als er sich aufmerksam im Spiegel besah, fand er, es sei hier und da nicht alles glatt auf dem Kopfe; es zeigten sich kaum sichtbare Härchen, und er ging sogleich zum „Major“, um sich vollkommen anständig und formgemäß rasieren zu lassen. Und wenn auch am folgenden Tage kein Mensch Akim Akimytsch daraufhin kontrolliert hätte, so ließ er sich einzig und allein zur Beruhigung seines Gewissens neu rasieren, um auf diese Weise für einen solchen Tag alle seine Pflichten zu erfüllen. Eine liebende Sorgfalt für jedes Knöpfchen, jedes Achselkläppchen, jedes Litzchen hatte sich schon von Kind auf unausrottbar in ihm ausgebildet — in seinem Verstande als unbedingtes Pflichtgefühl, in seinem Herzen aber als Muster höchsten Schönheitsgrades, den ein anständiger Mensch überhaupt erreichen könne. Nachdem er alles geordnet hatte,

ließ er als der Älteste der Kaserne Heu bringen und überwachte das Ausbreiten desselben auf der Diele. Das nämliche geschah auch in den anderen Kasernen. Ich weiß nicht, warum dies geschah, doch zu Weihnachten wurde bei uns immer Heu ausgestreut. Nachdem Akim Akimytsch auf diese Weise alle seine Pflichten erfüllt hatte, betete er zu Gott, legte sich auf seine Pritsche und schlief alsbald den ruhigen Schlaf eines Kindes, um am Morgen so früh wie möglich zu erwachen. So taten im übrigen auch alle anderen Sträflinge. In allen Kasernen legte man sich weit früher als sonst zum Schlafen nieder. Die gewöhnlichen Abendarbeiten wurden unterlassen, und auch vom Kartenspiel war keine Rede. Alles erwartete den morgenden Tag.

Endlich brach er an. Früh, noch vor Tagesanbruch, als kaum die Frühtrommel gerührt war, wurden die Kasernen aufgeschlossen, und der wachthabende Unteroffizier, der gekommen war, die Sträflinge zu zählen, wünschte allen ein frohes Fest. Man antwortete ihm ebenso höflich und freundlich. Nachdem eilig gebetet worden war, gingen Akim Akimytsch und viele andere, die ihre Gänse und Ferkel in der Küche hatten, schleunigst dorthin, um zu sehen, was mit ihnen gemacht werde, wie sie brieten, wo alles stehe usw. Durch die Dunkelheit hindurch konnte man aus den kleinen, von Schnee und Eis blinden Fensterchen der Kaserne sehen, daß in den beiden Küchen in allen sechs Öfen helles Feuer brenne, das bereits vor dem Morgengrauen angelegt war. Auf dem Hofe in der Dunkelheit huschten schon die Arrestanten in ihren angezogenen oder übergeworfenen Halbpelzen hin und her; alles strebte zur Küche. Einige, übrigens sehr wenige nur, hatten schon die Branntweinhändler aufgesucht. Das waren die allerungeduldigsten. Überhaupt führten sich alle anständig, friedlich und ungewöhnlich gesittet auf. Man hörte nicht das übliche Geschimpfe, die üblichen Zänkereien. Alle wußten, daß heute ein großer Tag, ein hoher Festtag sei. Es kam vor, daß manche sich in die anderen Kasernen begaben, um ihren dortigen Bekannten ein frohes Fest zu wünschen. Etwas von einer Art Freundschaft offenbarte sich da. Ich bemerke im Vorübergehen, daß sich unter den Sträflingen fast gar keine Freundschaft zeigte; ich

spreche nicht von einer allgemeinen: die gab es ganz und gar nicht, sondern von einer persönlichen, in dem Sinne, daß ein Sträfling mit einem anderen sich eng befreundet hätte. Dies kam bei uns fast gar nicht vor, und es ist ein bemerkenswerter Zug: so pflegt es nicht außerhalb der Gefängnismauern zu sein. Bei uns waren im allgemeinen alle im gegenseitigen Verkehr gefühllos und trocken, von einigen wenigen Ausnahmefällen abgesehen, und das war gewissermaßen ein formeller, ein für allemal angenommener, festgesetzter Ton. Ich verließ ebenfalls die Kaserne; es begann kaum zu tagen. Die Sterne erblaßten, und ein feiner Frosthauch stieg empor. Aus den Küchenschornsteinen strömte in ganzen Säulen der Rauch. Einige mir begegnende Sträflinge wünschten mir gern und freundlich ein frohes Fest. Ich gab ihnen dankend ihre Wünsche zurück. Darunter waren auch solche, die während dieses ganzen ersten Monats noch kein einziges Wort zu mir gesprochen hatten.

Dicht vor der Küche holte mich ein Sträfling in übergeworfenem Pelz aus der Militärkaserne ein. Er hatte mich schon von weitem gesehen und mir nachgerufen: „Alexander Petrowitsch! Alexander Petrowitsch!“ Er lief in großer Eile auf die Küche zu. Ich blieb stehen und erwartete ihn. Es war ein junger Bursche mit rundem Gesicht und einem sanften Ausdruck in den Augen, der allen gegenüber sehr schweigsam war. Mit mir hatte er noch kein einziges Wort gesprochen und hatte mich, solange ich im Zwangssträflingshause war, überhaupt noch gar nicht beachtet; nicht einmal seinen Namen kannte ich. Ganz außer Atem holte er mich ein und machte unmittelbar vor mir halt, indem er mich mit einem stumpfen und zugleich seligen Lächeln ansah.

„Was wollen Sie?“ fragte ich ihn, nicht ohne Verwunderung, als ich sah, daß er vor mir stand, lächelte, mich voll ansah und doch nicht zu sprechen begann.

„Ach, es ist ja Feiertag . . .“ murmelte er. Und da er selbst empfand, daß es weiter nichts mehr zu sagen gebe, verließ er mich und begab sich schnell in die Küche.

Ich muß hier gleich hinzufügen, daß wir in der Folgezeit uns nie wieder berührt und fast nie mehr ein Wort miteinander ge-

12*

wechselt haben, bis zu dem Augenblick meines Abschieds vom Zwangssträflingshause.

In der Küche herrschte um die glühend heißen Öfen herum ein geschäftiges Treiben und Stoßen, ein richtiges Gedränge. Ein jeder paßte auf das Seine auf. Die „Köchinnen" begannen mit der Zubereitung der Gefängniskost, weil an diesem Tage das Essen auf eine frühere Stunde anberaumt war. Niemand fing im übrigen schon zu essen an, obgleich einige bereits Appetit danach verspürten, doch wahrte man den anderen gegenüber den Anstand. Man erwartete den Geistlichen, und erst nach der Andacht begann der erste Fleischeßtag nach den Fasten. Kaum war es ganz hell geworden, als auch schon von der Pforte des Zwangssträflingshauses die Rufe des Gefreiten: „Die Köche her!" ertönten. Diese Rufe ertönten fast alle Augenblicke und dauerten beinahe zwei Stunden hindurch. Die Köche wurden aus der Küche verlangt zur Entgegennahme der aus allen Enden der Stadt gebrachten milden Gaben für das Zwangssträflingshaus. Sie wurden in ganz außerordentlichen Mengen gebracht, und zwar in Gestalt von Kringeln, Brot, Quarkkuchen, Pfannkuchen, Fladen verschiedener Art und allem möglichen anderen, besseren Gebäck. Ich glaube, es gab keine einzige Hausfrau in den Kaufmanns- und Kleinbürgerhäusern der ganzen Stadt, die nicht ihr Brot geschickt hatte, um die „Unglücklichen" und Gefangenen zu dem hohen Festtage zu beglückwünschen. Es gab reiche Gaben — Gebäck aus Butterteig aus reinstem Mehl, das in großer Menge geschickt war. Es gab aber auch ganz armselige Gaben — nur einen Groschen kostende Kringel oder ein paar schwarze, kaum mit ein wenig saurer Sahne bestrichene Fladen: das waren die Gaben der Armen an die Armen, aus den letzten Mitteln gestiftet. Alles wurde mit gleicher Dankbarkeit, ohne Unterschied der Gaben und der Geber, entgegengenommen. Die die Gaben in Empfang nehmenden Sträflinge nahmen die Mützen ab, verbeugten sich, dankten, wünschten ein frohes Fest und trugen sie in die Küche. Als sich schon ganze Berge des Gebäcks aufgetürmt hatten, wurden die Ältesten aus den Kasernen gerufen, die dann alles zu gleichen Teilen auf die Kasernen verteilten. Da gab es keinen Zank und keinen Streit; die Verteilung wurde ehrlich und ge-

recht vollzogen. Was auf unsere Kaserne entfiel, wurde dann wieder bei uns verteilt. Akim Akimytsch und noch ein anderer Sträfling waren die Teilenden und Austeilenden. Sie teilten eigenhändig und übergaben jedem eigenhändig das ihm Zukommende. Da gab es nicht die geringste Widerrede, nicht den geringsten Neid von irgendeiner Seite. Alle waren zufrieden, und es konnte gar nicht einmal der Verdacht aufkommen, daß eine Gabe unterschlagen oder ungerecht verteilt würde. Nachdem Akim Akimytsch seine Geschäfte in der Küche erledigt hatte, ging er ans Ankleiden. Er zog sich mit feierlichem Anstand an, wobei er nicht vergaß, auch das letzte Häkchen zuzuhaken, und schritt, damit fertig geworden, sodann gleich zum Gebet. Er betete ziemlich lange. Im Gebet verweilten bereits viele Arrestanten, meistenteils die älteren Leute. Die jüngeren beteten nicht viel; höchstens, daß einer beim Aufstehen sich bekreuzte, selbst am Festtag. Nachdem Akim Akimytsch gebetet hatte, trat er an mich heran und bot mir mit einer gewissen Feierlichkeit den Festgruß. Ich lud ihn sogleich zum Tee ein, und er mich zu seinem Ferkel. Etwas später kam auch Petrow angelaufen, um mir ein frohes Fest zu wünschen. Er schien bereits getrunken zu haben, und obwohl er atemlos gelaufen war, sprach er nicht viel, sondern stand nur eine Weile, gleichsam etwas erwartend, vor mir und begab sich bald in die Küche.

Währenddessen bereitete man sich in der Militärkaserne zum Empfang des Geistlichen vor. Diese Kaserne war anders eingerichtet als die übrigen. In ihr dehnten sich die Pritschen längs den Wänden und nicht, wie in den anderen Kasernen, in der Mitte des Zimmers hin. Dies war also das einzige Zimmer im Zwangssträflingshause, das in der Mitte einen freien Raum hatte. Wahrscheinlich war diese Kaserne deshalb so eingerichtet, damit man in nötigen Fällen die Sträflinge hier versammeln konnte. In der Mitte des Zimmers wurde ein Tischchen aufgestellt, mit einem reinen Handtuch gedeckt und sodann mit einem Heiligenbilde bestellt, vor dem das Lämpchen angezündet wurde. Endlich erschien der Geistliche mit dem Kreuz und dem geweihten Wasser. Nachdem er vor dem Heiligenbilde gebetet und gesungen hatte, stellte er sich vor den Arrestanten auf, und diese traten nun mit ungeheuchelter An=

dacht einer nach dem anderen heran, um das Kreuz zu küssen. Hierauf durchschritt der Geistliche alle Kasernen und besprengte sie mit dem geweihten Wasser. In der Küche lobte er unser Gefängnisbrot, das wegen seines Wohlgeschmackes in der ganzen Stadt bekannt war, und die Sträflinge wünschten, ihm sogleich zwei frische, soeben aus dem Ofen gekommene Brote zu senden, zu welchem Zweck unverzüglich ein Invalide verwandt wurde. Das Kreuz wurde mit derselben Ehrfurcht hinausgeleitet, mit der es empfangen worden war. Hierauf erschienen nun bald der Platzmajor und der Kommandant. Der Kommandant wurde bei uns geliebt, ja geachtet. Er durchschritt in Begleitung des Platzmajors alle Kasernen, wünschte allen ein frohes Fest und ging auch in die Küche, wo er die Gefängniskohlsuppe kostete. Die Kohlsuppe war vorzüglich gelungen; es war anläßlich des Festtages auf jeden Sträfling fast ein ganzes Pfund*) Rindfleisch geliefert worden. Außerdem gab es Hirsebrei, zu dem Butter gegeben wurde, soviel es jedem beliebte. Nachdem der Platzkommandant fortgefahren war, befahl der Platzmajor, mit dem Essen zu beginnen. Die Arrestanten bemühten sich, ihm nach Möglichkeit aus dem Gesichtkreis zu bleiben. Man liebte ihn bei uns nicht, liebte nicht seinen bösen Blick hinter den Brillengläsern hervor, mit welchen er auch jetzt nach rechts und nach links herumspähte, ob sich nicht eine Ungehörigkeit entdecken, nicht irgendein Schuldiger sich erwischen ließe.

Man begann mit dem Essen. Das Ferkel Akim Akimytschs war ausgezeichnet gebraten. Es ist mir unerklärlich, wie es geschehen konnte: sogleich nach der Abfahrt des Platzmajors, kaum fünf Minuten später, zeigte sich ungewöhnlich viel betrunkenes Volk, während fünf Minuten vorher alle noch fast vollkommen nüchtern gewesen waren. Es tauchten viele gerötete und glänzende Gesichter auf; es erschienen Balalaiken. Der Pole mit der Violine ging bereits hinter einem Zechbruder her; er war für den ganzen Tag engagiert worden und kratzte ihm lustige Tänze vor. Die Unterhaltung wurde immer trunkseliger und lärmvoller. Doch das Essen ging ohne größere Störungen vorüber. Alle waren satt. Viele von den Alten und Soliden legten sich sofort zum Schlafen hin, wie auch Akim

*) Ein russisches Pfund = 400 Gramm.

Akimytsch tat, offenbar in der Meinung, daß man an einem hohen Festtage nach dem Essen unbedingt schlafen müsse. Der Alte aus der Starodubel Sektierergemeinschaft kletterte, nachdem er ein wenig geschlummert hatte, auf den Ofen, schlug sein Buch auf und betete fast ununterbrochen bis in die tiefe Nacht hinein. Es war ihm schwer, auf all die „Schmach" zu sehen, wie er das allgemeine, lustige Treiben der Sträflinge nannte. Alle Tscherkessen hatten sich auf die Außentreppe gesetzt und sahen mit Interesse, zugleich aber mit einem gewissen Gefühl des Abscheus auf das betrunkene Volk. Ich traf mit Nurra zusammen. „Schlimm, schlimm!" sagte er, voll edlen Unwillens den Kopf schüttelnd, „oh, schlimm! Allah wird böse sein." Issai Fomitsch zündete eigensinnig und hochmütig in seinem Winkel das Licht an und begann zu arbeiten, es offen zeigend, daß er den Feiertag für nichts achte. In einigen Ecken hatten sich „Meidans" aufgetan. Die Invaliden fürchtete man nicht, und für den Fall, daß der Unteroffizier kommen sollte, der selbst bemüht war, nichts zu bemerken, wurden Lauschposten aufgestellt. Der wachthabende Offizier schaute nur dreimal an diesem Tage ins Zwangssträflingshaus hinein. Doch die Betrunkenen wurden versteckt und die Kartenspiele bei seinem Erscheinen unterbrochen; und er selbst hatte sich offensichtlich vorgenommen, auf kleinere Ungehörigkeiten gar nicht zu achten. Ein Betrunkener wurde an diesem Tage nur als kleine Ungehörigkeit angesehen. Allmählich geriet man immer mehr in lärmende Lustigkeit hinein. Es begannen sogar Streitigkeiten. Die Nüchternen blieben jedoch in bedeutender Mehrzahl, so daß genug Leute da waren, auf die Betrunkenen achtzuhaben. Dafür tranken die Zechenden ganz ohne Maß. Gasin frohlockte. Er erging sich mit zufriedener Miene in der Nähe seines Platzes auf der Pritsche, unter die er den Branntwein gestellt hatte, der bis dahin draußen hinter den Kasernen an einer verborgenen Stelle im Schnee aufbewahrt gewesen war. Er lachte schlau, wenn er auf die zu ihm kommenden Konsumenten blickte. Selbst war er nüchtern, da er noch keinen Tropfen getrunken hatte. Er hatte die Absicht, erst am Schluß des Feiertages zu zechen, nachdem er zuvor alles Geld aus den Taschen der Sträflinge würde herausgelockt haben. In den Kasernen ertönten Lieder. Doch die

Trunkenheit artete schon in eine Art dumpfen Rausches aus, und von den Liedern war es nicht weit bis zu den Tränen. Viele stolzierten, die Pelze übergeworfen, mit eigenen Balalaiken einher, und griffen mit verwegenen Mienen in die Saiten. In der „besonderen Abteilung" bildete sich sogar ein Chor von acht Mann, die unter Begleitung von Balalaiken und Gitarren ausgezeichnet sangen. Reine Volkslieder wurden wenig gesungen. Ich erinnere mich nur eines solchen, das mit Bravour gesungen wurde:

„Gestern abend ich Junge
beim Schmaus bin gewesen."

Und hier hörte ich auch eine neue Variante des Liedes, die mir früher unbekannt gewesen. Am Ende des Liedes waren einige Verse hinzugefügt:

„Bei mir, der Jungen,
ist das Haus gekehrt:
Die Löffel wusch ich,
in die Suppe sie taucht' ich,
die Pfosten rein kratzt' ich,
Pasteten auch buk ich."

Gesungen wurden jedoch zumeist sogenannte Arrestantenlieder, und zwar alles bekannte. Eins davon schildert in humoristischer Weise, wie früher ein Mensch herrlich und in Freuden als vornehmer Herr gelebt hat, und nun ins Zwangssträflingshaus gekommen ist. Es wird geschildert, wie er früher „Blancmanger mit Champagner" gewürzt hat; jetzt aber —

„Man gibt mir Kohl in Wasser bloß,
ich eß, daß die Backen schier platzen."

Beliebt war auch das fast zu bekannte:

„Einst lebt' ich als lustiger Knabe,
und hatte mein Kapital;
das habe vertan ich leider,
und sitz' nun im Haftlokal . . ."

und so weiter. Ein anderes, offenbar auch ein ausgesprochenes Zwangssträflingslied, war das folgende:

„Es geht die Morgensonne auf,
sie wird begrüßt mit Trommelschall;
der Ält'ste schließt die Türen auf,
der Schreiber zählt die Namen all'.

Hinter Mauern, ganz verborgen,
leben wir hier dumpf und schwer;
aber Gott wird für uns sorgen
und uns lassen nimmermehr," usw.

Ein anderes Lied wurde noch melancholischer vorgetragen: es hatte eine hübsche Melodie und war wahrscheinlich von irgendeinem Verschickten gedichtet worden. Doch hatte es einen ziemlich ungrammatikalischen Text. Daraus sind mir nur noch einige Verse im Gedächtnis geblieben:

„Ich seh' das Land wohl nimmermehr,
da ich geboren bin.
Ich leide schuldlos, leide sehr,
bring' so mein Leben hin.

Der Uhu auf dem Dache schreit,
vom Wald es widerhallt;
mir bebt das Herz voll Weh und Leid,
weil ich nicht bin im Wald."

Dieses Lied wurde häufig bei uns gesungen, doch nicht im Chor, sondern immer nur von einzelnen. Da geht in der arbeitsfreien Zeit wohl einer auf die Treppe der Kaserne hinaus, setzt sich dort hin und verliert sich in Gedanken. Und die Wange auf die Hand legend, beginnt er es mit hoher Fistelstimme zu singen. Man hört zu, und es wird einem selbst ganz wehmütig zumut.

Währenddessen war bereits die Dämmerung hereingebrochen. Traurigkeit, Herzensunruhe und dumpfe Trostlosigkeit blickten

düster zwischen Trunkenheit und Schlemmerei hervor. Wer vor einer Stunde noch gelacht hatte, weinte jetzt, über alles Maß berauscht, in irgendeinem Winkel. Andere hatten sich bereits gerauft. Noch andere, blaß und kaum noch imstande, sich auf den Füßen zu halten, schwankten in den Kasernen herum und suchten Händel. Diejenigen, die im Rausch nicht streitsüchtig waren, suchten vergeblich Freunde, um ihnen ihr Herz auszuschütten und ihren betrunkenen Kummer vor ihnen auszuweinen. Dieses ganze, unglückliche Volk wollte lustig sein, den hohen Festtag heiter verbringen — und, o Gott, wie schwer und traurig war dieser Tag wohl für jeden von ihnen! Jeder verlebte ihn, als sei er in einer Hoffnung betrogen. Petrow kam noch zweimal zu mir gelaufen. Er hatte sehr wenig getrunken an diesem ganzen Tage und war fast völlig nüchtern. Doch er erwartete bis zur letzten Stunde, daß unfehlbar etwas geschehen müßte, etwas Ungewöhnliches, Festtagmäßiges, furchtbar Lustiges. Wenn er davon auch nicht sprach, so konnte man es doch seinen Augen ansehen. Er lief unermüdlich von Kaserne zu Kaserne. Doch nichts Besonderes geschah und begegnete ihm, außer Trunkenheit, trunkenem und sinnlosem Geschimpfe und vom Trunk erhitzten Köpfen. Sirotkin schlenderte ebenfalls im neuen roten Hemde in den Kasernen umher; er sah hübsch und sauber aus und schien still und naiv ebenfalls etwas zu erwarten. In den Kasernen begann es allmählich unerträglich und ekelerregend zu werden. Gewiß, es war da auch viel Spaßhaftes, doch mich jammerte aller dieser Menschen, und es wurde mir traurig zumut und schwer, in dieser Atmosphäre zu atmen. Da stritten sich zwei Sträflinge darum herum, wer den anderen mit Branntwein bewirten müsse. Man sieht, daß sie bereits lange darum streiten, daß sie sich früher auch schon gezankt haben. Der eine insbesondere trägt dem andern schon lange irgendetwas nach. Er beklagt sich darüber und bemüht sich, mit schwerer Zunge zu beweisen, daß der andere ungerecht an ihm gehandelt habe: es war ein Halbpelz verkauft worden und dabei in der Fastnachtswoche des verflossenen Jahres Geld veruntreut worden. Außerdem war auch noch etwas anderes vorgefallen . . . Der die Vorwürfe Erhebende, ein hochgewachsener, muskulöser Bursche, ist nicht beschränkt und sonst

friedlich gesinnt, doch — angetrunken — neigt er dazu, Freunde zu suchen, um ihnen seinen Kummer zu klagen. Er schimpft, läßt aber zugleich den Wunsch durchblicken, daß er bereit sei, sich später um so gründlicher mit seinem Gegner zu versöhnen. Dieser letztere ist ein nicht großer, doch kräftig gebauter, stämmiger Mensch, mit einem runden Gesicht, schlau und verschmitzt. Er scheint mehr getrunken zu haben als der andere, ist aber nur schwach berauscht. Er besitzt Charakter und gilt für reich, doch scheint es ihm geraten, seinen unternehmenden Freund jetzt nicht zu reizen, und er führt ihn zum Branntweinverkäufer. Der Freund aber behauptet, daß er ihm Geld schulde und also verpflichtet sei, ihn zu bewirten, wenn er nur ein ehrlicher Mensch sei.

Der Branntweinverkäufer blickt mit einiger Achtung auf den Kunden und mit einem Anflug von Verachtung auf den unternehmenden Freund, weil dieser nicht für sein eigenes Geld trinkt, sondern aus fremder Tasche. Er gießt eine Schale Branntwein ein.

„Nein Stjopka, du hast Schulden an mich," spricht der unternehmende Freund im Gefühl seines Rechts, „du mußt für mich bezahlen."

„Ich werde mir mit dir doch nicht Hühneraugen an die Zunge reden," erwidert Stjopka.

„Nein, Stjopka, flunkere nicht," gibt der erste zurück, vom Branntweinverkäufer die Schale in Empfang nehmend, „du bist mir Geld schuldig; du hast kein Gewissen, hast keine eigenen Augen, sondern fremde. Ein niederträchtiger Kerl bist du, Stjopka — das sage ich dir! Ein ganz niederträchtiger Kerl!"

„Was weinst du denn! Hast den Branntwein vergossen! Man tut dir die Ehre an, also trink!" schreit der Branntweinverkäufer den unternehmenden Freund an. „Soll man etwa bis morgen warten?"

„Ich trinke ja, was schreist du denn! Ein frohes Fest, Stepan Dorofeitsch!" wandte er sich höflich und mit einer leichten Verbeugung mit der Schale in der Hand zu Stjopka, den er eben noch einen niederträchtigen Kerl geschimpft hatte. „Mögest du hundert Jahre gesund bleiben, und über das Gewesene wollen wir nicht rechten!" Er trank die Schale leer,

räusperte sich und wischte sich den Mund ab. „Früher konnte ich viel davon vertragen, doch jetzt, Brüder" — bemerkte er mit ernster Würde, sich gewissermaßen an alle zugleich und nicht an eine bestimmte Person wendend, „jetzt fängt man an schon alt zu werden. Besten Dank, Stepan Dorofeitsch."

„Keine Ursache."

„Nichtsdestoweniger, Stjopka, muß ich mit dir darüber noch reden. Außerdem daß du in meinen Augen ein niederträchtiger Kerl bist, will ich dir noch sagen —"

„Und ich will dir, du betrunkene Fratze, dies sagen," unterbricht ihn, die Geduld verlierend, Stjopka. „Hör' und schreib dir jedes meiner Worte hinter das Ohr: machen wir aus der Welt zwei Hälften. Die eine Hälfte mag dir und die andere mir gehören. Geh und komm mir nicht mehr vor die Augen! Du bist mir zuwider!"

„So wirst du also das Geld nicht abgeben?"

„Was für ein Geld willst du denn noch, du betrunkener Kerl!"

„Hör mal, in jener Welt wirst du kommen und wirst es mir abgeben wollen, da werde ich's aber nicht nehmen. Unser Geldchen war mit Arbeit, mit Schweiß und Schwielen erworben. Du wirst dich abarbeiten mit meinem Fünfkopekenstück auf jener Welt."

„Scher dich endlich zum Teufel!"

„Was treibst du mich an? Hast mich ja nicht angeschirrt!"

„Fort mit dir, fort!"

„Niederträchtiger Kerl!"

„Zuchthäusler!"

Und von neuem ging das Schimpfen los, und ärger noch als vor dem Bewirten.

Da sitzen auf der Pritsche abgesondert zwei Freunde. Der eine von ihnen ist hochgewachsen, stämmig, fleischig, ein richtiger Fleischer mit einem roten Gesicht. Er weint fast, denn er ist sehr gerührt. Der andere ist ein abgezehrtes, schmächtiges Männchen mit einer langen Nase, von der es gleichsam zu tröpfeln scheint, und mit kleinen Schweinsaugen, die er zur Erde gerichtet hält. Das ist ein geriebener und gebildeter Mensch, ein ehemaliger Schreiber. Er behandelt seinen

Freund etwas von oben herab, was diesem im Innern sehr unangenehm ist. Sie haben den ganzen Tag zusammen getrunken.

„Er hat sich gegen mich aufgespielt!“ schreit der fleischige Freund, indem er den Kopf des Schreibers mit der linken Hand, mit der er ihn gefaßt hält, kräftig hin und her bewegt. Das „aufgespielt“ bedeutet soviel wie geschlagen. Der fleischige Freund, ein ehemaliger Unteroffizier, beneidet seinen versoffenen Freund, und deshalb paradieren sie einer vor dem andern mit der Gewähltheit ihres Stils.

„Ich muß dir sagen, daß auch du nicht im Recht bist . . .“ beginnt in lehrhaftem Ton der Schreiber, hartnäckig und mit wichtiger Miene zu Boden sehend.

„Er hat sich gegen mich aufgespielt, hörst du!“ unterbricht ihn der Freund, noch heftiger seinen lieben Freund hin und her zerrend. „Du allein bist mir jetzt auf der ganzen Welt geblieben, hörst du's? Weil ich es allein zu dir sage; er hat sich gegen mich aufgespielt!“

„Ich aber sage dir wiederum: eine solche saure Rechtfertigung, mein lieber Freund, gereicht deinem Kopf nur zur Schande,“ gibt der Schreiber mit dünner Stimme und in höflichem Ton zurück. „Besser wär's, du gibst zu, lieber Freund, daß diese ganze Trunksucht durch deine eigene Unbeständigkeit . . .“

Der fleischige Freund prallt etwas zurück, blickt mit seinen trunkenen Augen den selbstzufriedenen, kleinen Schreiber stumpf an und schlägt ihm plötzlich ganz unerwartet aus voller Kraft mit seiner mächtigen Faust ins kleine Gesicht. Damit endet die Freundschaft für einen ganzen Tag. Der liebe Freund fliegt besinnungslos unter die Pritsche . . .

Da kommt einer meiner Bekannten aus der „besonderen Abteilung“ in unsere Kaserne, ein unsäglich gutmütiger und lustiger Bursche; er ist aufgeweckt, harmlos-spottlustig und von ungewöhnlich treuherzigem Aussehen. Es ist derselbe Sträfling, der am ersten Tage meines Aufenthalts im Zwangssträflingshause während des Mittagessens in der Küche gefragt hatte, wo der reiche Bauer wohne, der versichert hätte, daß er „Ambition“ besitze, und der mit mir Tee getrunken hatte. Er zählt an die vierzig Jahre und hat eine ungewöhnlich dicke Lippe und

eine große, fleischige Nase, die mit Pickeln bedeckt ist. In den Händen hat er eine Balalaika, in deren Saiten er nachlässig greift. Ihm folgt wie sein Schatten ein außerordentlich kleiner Sträfling mit einem großen Kopf, den ich bisher sehr wenig gesehen hatte. Er wurde übrigens auch von niemand beachtet. Er war ein ganz eigener, mißtrauischer, ewig schweigender und ernster Mensch, ging in die Nähstube arbeiten und war augenscheinlich bemüht, ganz für sich allein zu leben und mit niemand zu verkehren. Jetzt indessen, in betrunkenem Zustande, hatte er sich wie ein Schatten Warlamow angeschlossen. Er folgte ihm in furchtbarer Aufregung, fuchtelte mit den Armen herum, schlug mit der Faust gegen die Wände, die Pritschen und weinte fast. Warlamow schien ihn gar nicht zu beachten, als ob er sich gar nicht neben ihm befände. Es ist bemerkenswert, daß die beiden Menschen früher fast gar nicht zusammengekommen waren; sie hatten sowohl in bezug auf die Art der Beschäftigung wie auch auf den Charakter nichts Gemeinsames. Zudem gehörten sie zu verschiedenen Sträflingskategorien und wohnten in verschiedenen Kasernen. Der kleine Arrestant wurde Bulkin genannt.

Als Warlamow mich erblickte, verzog er das Gesicht zu einem Lächeln. Ich saß auf meiner Pritsche beim Ofen. Er blieb etwas weiter mir gegenüber stehen; dann trat er, als sei ihm soeben etwas eingefallen, mit unsicheren Schritten, ein wenig taumelnd, auf mich zu, bog sich mit dem ganzen Rumpf in kühner Haltung etwas vor und deklamierte, leicht die Saiten berührend und leise mit dem Fuß den Takt dazu schlagend:

„Runde Wangen, weiße Wangen,
die wie Milch und Honig prangen,
hat die Liebste mein;
und in ihrem Atlaskleide
ist sie meiner Augen Weide
und mein Sonnenschein.“

Dieses Lied schien Bulkin ganz außer sich gebracht zu haben. Er fuchtelte mit den Armen herum und rief, sich an alle wendend:

„Alles lügt er, Brüder, alles lügt er! Nicht ein einziges wahres Wort spricht er! Alles lügt er!"

„Dem lieben Alten Alexander Petrowitsch!" sagte Warlamow, mir mit schelmischem Lachen ins Gesicht sehend, und machte Anstalten, mir um den Hals zu fallen und mich zu küssen. Er war stark berauscht. (Der Ausdruck „dem lieben Alten", was soviel heißen sollte wie „meine Hochachtung", ist unter dem einfachen Volk in Sibirien gang und gebe, und wird selbst Zwanzigjährigen gegenüber gebraucht. Das Wort „lieber Alter" bedeutet etwas Ehrendes, sogar Ehrerbietiges, Schmeichelhaftes.)

„Nun, Warlamow, wie leben Sie denn?"

„Ach so, einen Tag wie den andern. Wer sich des Festtages freut, ist schon frühmorgens betrunken. Ich bitte mich deswegen zu entschuldigen." Warlamow sprach in etwas singendem Ton.

„Alles lügt er, alles lügt er ja wieder!" rief Bulkin, indem er in einer Art Verzweiflung mit der Hand auf die Pritsche schlug. Doch der andere schien sich gleichsam das Wort gegeben zu haben, ihm auch nicht die geringste Beachtung zu schenken. Darin lag eine ganz außerordentliche Komik, weil Bulkin sich so mir nichts dir nichts schon am frühen Morgen zu Warlamow gesellt hatte, und zwar, weil Warlamow „alles lüge", wie ihm aus irdeneinem Grunde schien. Er irrte ihm nach wie ein Schatten, hatte an jedem seiner Worte etwas auszusetzen, rang die Hände, schlug sie an den Wänden und Pritschen fast blutig und litt, litt ganz augenscheinlich unter der Überzeugung, daß Warlamow „alles lüge". Hätte er Haare auf dem Kopfe gehabt, er würde sie sich vor Kummer alle ausgerauft haben. Es war, als habe er die Verpflichtung übernommen, für die Handlungen Warlamows aufzukommen, als lägen alle Mängel und Fehler Warlamows auf seinem Gewissen. Doch darin liegt eben der Spaß, daß dieser ihn überhaupt gar nicht ansah.

„Alles lügt er, alles lügt er, alles lügt er! Nicht ein einziges Wort von ihm stimmt!" schrie Bulkin.

„Was kümmert's dich denn?" fragten lachend einige Sträflinge.

„Ich sage Ihnen, Alexander Petrowitsch, daß ich ein sehr hübscher Kerl war, und daß mich die Mädchen sehr geliebt haben," begann Warlamow ohne jeden Anlaß ganz plötzlich.

„Er lügt, er lügt schon wieder!" unterbricht ihn Bulkin mit einer Art Gekreisch. Die Sträflinge lachen.

„Ich tue vor ihnen wichtig: ein rotes Hemd habe ich an, Plüschhosen. Ich liege da wie so ein Graf Butylkin, d. h. betrunken wie ein Schwede — mit einem Wort: was ist gefällig!"

„Er lügt!" behauptet Bulkin noch entschiedener.

„Damals hatte ich von meinem Vater ein Haus, ein zweistöckiges, steinernes. In kaum zwei Jahren hatte ich zwei Stockwerke vertan; es blieb mir nur das Hoftor ohne Pfosten. Das Geld ist wie die Tauben: es kommt geflogen und fliegt wieder fort."

„Er lügt!" behauptete Bulkin noch entschiedener.

„Da habe ich mich denn besonnen und von hier an meine Verwandten einen Tränenbrief gesandt; vielleicht, daß sie mir Geld schicken würden. Sie hatten damals gesagt, ich hätte mich gegen die Eltern aufgelehnt. Achtungslos hätte ich mich benommen! Schon sieben Jahre sind es her, seit ich ihn absandte."

„Und keine Antwort ist gekommen?" fragte ich lachend.

„Ach, wo denn?" erwiderte er, plötzlich selbst lachend, indem er seine Nase immer mehr meinem Gesicht näherte. „Wissen Sie, Alexander Petrowitsch, ich habe hier eine Geliebte."

„Sie? Eine Geliebte?"

„Onufrijew sagte unlängst zu mir: ‚Mag meine auch pockennarbig und häßlich sein, doch dafür hat sie eine Menge Kleider. Die Deine ist zwar hübsch, aber sie ist eine Bettlerin und geht mit dem Bettelsack herum.'"

„Ist das wirklich wahr?"

„Sie ist wirklich eine Bettlerin," antwortete er mit einem unhörbaren Gelächter. In der Kaserne lachte man ebenfalls. In der Tat war es allen bekannt, daß er sich an eine Bettlerin gehängt hatte und ihr alljährlich zehn Kopeken gab.

„Nun, was ist denn dabei?" sagte ich. Ich wünschte ihn endlich loszuwerden.

Er schwieg, blickte mich rührend an und sprach zärtlich:

„Würden Sie nicht die Güte haben, mir in Anbetracht dessen für ein Maß Bitteren ein weniges zu spenden? Sehen Sie, Alexander Petrowitsch, ich habe heute immer bloß Tee getrunken," fügte er hinzu, das Geld mit Rührung entgegennehmend. „Und so viel von diesem Tee habe ich in mich hineingesoffen, daß ich nicht mehr atmen kann, und daß es mir im Magen kluckert wie in einer Flasche."

Im Augenblick, da er das Geld einsteckte, erreichte die sittliche Verstimmung bei Bulkin ihre äußerste Grenze. Er gestikulierte wie ein Verzweifelter und weinte beinahe.

„Menschen Gottes!" schrie er, sich an die ganze Kaserne wendend, wie in Raserei. „Blickt auf ihn hin! Alles lügt er! Was er auch sagt — alles, alles, alles lügt er!"

„Was geht's denn dich an?" rufen die Sträflinge ihm zu, ganz verwundert über seine Wut. „Ein blöder Mensch bist du!"

„Ich lasse ihn nicht lügen!" schreit Bulkin mit blitzenden Augen, indem er mit der Faust auf die Pritschen losschlägt. „Ich will nicht haben, daß er lügt!"

Alle lachen laut. Warlamow nimmt das Geld, verabschiedet sich von mir und eilt, Grimassen schneidend, aus der Kaserne hinaus; natürlich geht's zum Branntweinverkäufer. Da scheint er zum erstenmal Bulkin zu bemerken.

„Na, komm!" sagt er zu ihm, auf der Schwelle stehenbleibend, als sei er ihm wirklich zu irgendetwas nötig. „Stockknopf!" fügt er hinzu, läßt verachtungsvoll den betrübten Bulkin vorbei und vorangehen und beginnt wieder auf der Balalaika zu klimpern.

Doch wozu noch weiter diesen Brodem beschreiben. Endlich ist dieser schwüle Tag zu Ende. Die Arrestanten versinken auf ihren Pritschen in festen Schlaf. Im Traum sprechen und phantasieren sie noch mehr, als sonst in den Nächten. Hier und da wird noch Karten gespielt. Der lange erwartete Feiertag ist zu Ende. Morgen ist wieder Alltag; da geht es wieder an die Arbeit . . .

II

Die Vorstellung

Am dritten Weihnachtsfeiertage fand am Abend die erste Vorstellung auf unsrer Bühne statt. Die Vorbereitungen für die Theatervorstellung hatten wahrscheinlich viel Mühe gekostet. Doch die Schauspieler hatten alles auf sich genommen, so daß wir anderen alle gar nicht wußten, wie weit die Sache eigentlich gediehen sei, und was überhaupt gemacht werde. Man wußte auch nicht einmal genau, was gegeben werden sollte. Die Schauspieler hatten sich alle diese drei Tage beim Ausmarsch zur Arbeit bemüht, so viele Kostüme wie möglich zusammenzubringen. Bakluschin schnippte, wenn er mir begegnete, vor Vergnügen nur so mit den Fingern. Auch den Platzmajor gelüstete es augenscheinlich sehr nach Theater. Im übrigen war es uns gänzlich unbekannt, ob er davon etwas wußte, ob er, falls er davon wußte, die Vorstellung formell gestattet hatte, oder ob er beschlossen hatte, stillschweigend das Unternehmen der Sträflinge zuzulassen, unter der Voraussetzung natürlich, daß alles sich nach Möglichkeit in guter Ordnung abspielte. Ich glaube, er wußte vom Theater, er mußte es einfach wissen; doch wollte er sich nicht einmischen, weil er begriff, es wäre schlimmer, wenn er es verbieten würde. Die Sträflinge würden dann anfangen dumme Streiche zu machen, sich zu betrinken, so daß es besser wäre, wenn sie sich mit irgendetwas beschäftigten. Ich nehme im übrigen an, daß der Platzmajor so kalkulierte, einzig und allein, weil eben diese Kalkulation die allernatürlichste, die sicherste und gesündeste war. Man kann sogar so sagen: falls die Arrestanten während der Feiertage kein Theater oder irgendeine andere Beschäftigung dieser Art gehabt hätten, so hätte die Leitung des Zwangssträflingshauses selbst etwas Entsprechendes ausdenken müssen. Doch da unser Platzmajor sich durch eine Denkweise auszeichnete, die der-

jenigen des übrigen Teils der Menschheit vollständig entgegengesetzt war, so ist es sehr unklug von mir, wenn ich die große Sünde begehe zu glauben, daß er vom Theater wisse und es erlaube. Ein Mensch wie der Platzmajor mußte stets jemand haben, den er bedrücken konnte, dem er etwas fortnehmen, den er irgendeines Rechtes berauben konnte, mit einem Wort, er mußte etwas haben, wo er Ordnung schaffen konnte. In dieser Hinsicht war er in der ganzen Stadt bekannt. Was ging es ihn an, wenn gerade infolge dieses von ihm geübten Zwanges, dieser Einschränkungen und Einengungen im Zwangssträflingshause dumme Streiche gemacht wurden? Dafür gibt es Strafen (so denken Leute wie unser Platzmajor), und in bezug auf die Spitzbuben von Sträflingen besteht alles, was not tut, in Strenge und fortgesetzter buchstäblicher Erfüllung des Gesetzes! Diese talentlosen Erfüller des Gesetzes begreifen es entschieden nicht, ja sind gar nicht fähig, es zu begreifen, daß ganz allein die buchstäbliche Erfüllung des Gesetzes ohne Sinn, ohne Verständnis seines Geistes direkt zu Unordnungen führe, ja nie zu etwas anderem geführt habe. „Im Gesetz ist gesagt, was also noch mehr?“ heißt es bei ihnen, und sie wundern sich aufrichtig, daß von ihnen als Zugabe zu den Gesetzen noch ein gesunder Verstand und nüchterne Überlegung gefordert wird. Letzteres wird von vielen von ihnen als besonders überflüssiger und empörender Luxus, als Zwang und Unduldsamkeit angesehen.

Doch wie dem auch sein mochte, der älteste Unteroffizier erhob den Arrestanten gegenüber keinen Widerspruch, und diese brauchten weiter nichts. Ich sage es mit Bestimmtheit, das Theater und die Dankbarkeit dafür, daß es erlaubt wurde, bildete die Ursache dafür, daß während der Festzeit keine einzige ernste Unordnung im Zwangssträflingshause vorkam, nicht ein einziger, bösartiger Streit, nicht ein einziger Diebstahl. Ich selbst bin Zeuge gewesen, wie die eigenen Leute einige der sich im Trinken Gehenlassenden und Streitsuchenden zur Ruhe brachten, einzig und allein in der Erwägung, daß sonst das Theater verboten würde. Der Unteroffizier nahm den Sträflingen das Wort ab, daß alles ruhig abgehen und man sich gut aufführen werde. Man ging freudig darauf ein und erfüllte heilig das Versprechen; man fühlte sich auch geschmeichelt, daß dem geglaubt

13*

wurde. Es muß übrigens gesagt werden, daß die Theatererlaubnis der Gefängnisleitung absolut nichts kostete. Es wurde kein Platz vorher abgegrenzt: das Ganze konnte im Lauf einer Viertelstunde aufgebaut und wieder abgebrochen werden. Die Vorstellung dauerte anderthalb Stunden, und wenn von oben der Befehl gekommen wäre, sie abzubrechen, so wäre dies in einem Augenblick geschehen gewesen. Die Kostüme waren in den Kasten der Sträflinge versteckt. Doch bevor ich berichte, wie das Theater ausgebaut war und welcher Art die Kostüme waren, will ich einiges über das Vorstellungsprogramm sagen, d. h. was denn eigentlich gegeben werden sollte.

Einen besonderen, geschriebenen Theaterzettel gab es nicht. Doch zur zweiten oder dritten Aufführung erschien, von Bakluschin geschrieben, ein solcher für die Herren Offiziere und überhaupt die vornehmen Gäste, die unser Theater bereits bei der ersten Vorstellung mit ihrem Besuche beehrt hatten. Von den Herren kam gewöhnlich der wachthabende Offizier, und einmal war sogar der Offizier gekommen, der die Wachen revidierte. Einmal war auch der Ingenieuroffizier gekommen. Für diese Gäste wurde ein Theaterzettel hergestellt. Man rechnete damit, daß der Ruhm des Gefängnistheaters durch die ganze Festung, ja sogar weit in der Stadt erschallen werde, um so mehr, als die Stadt kein Theater besaß. Es verlautete bei uns, daß dort immer nur vereinzelte Aufführungen von Theaterliebhabern veranstaltet wurden, und das war alles. Die Sträflinge freuten sich wie die Kinder über den geringsten Erfolg und waren sogar eitel darauf. „Wer weiß," dachten und sprachen sie unter sich, „am Ende dringt es sogar zu den Ohren der obersten Behörde; man wird womöglich kommen und zuschauen und dann sehen, was es für Arrestanten gibt! Das ist nicht eine simple Soldatenvorstellung mit ausgestopften Puppen, schwimmenden Kähnen und aufrecht gehenden Bären und Böcken. Hier gibt es Schauspieler, richtige Schauspieler, die herrschaftliche Komödien spielen; ein solches Theater gibt es selbst in der Stadt nicht. Beim General Abrossimow soll einmal eine Vorstellung gewesen sein und wird wieder eine sein; nun, die würden vielleicht in den Kostümen uns übertreffen, doch was den Dialog anbelangt, so dürfte schwerlich jemand die Unsrigen

übertreffen. Womöglich dringt es noch bis zum Gouverneur und der (womit treibt der Teufel nicht sein Spiel?) bekommt am Ende gar Lust, selbst zu kommen und sich unser Theater anzusehen. In der Stadt gibt es ja kein Theater." Mit einem Wort, die Phantasie der Sträflinge erklomm, insbesondere nach dem ersten Erfolg, während der Feiertage den höchsten Gipfel; man malte sich Belohnungen, ja sogar Herabsetzungen der Strafdauer aus, obwohl man zu gleicher Zeit wieder auch gutmütig über sich selbst zu lachen begann. Mit einem Wort, es waren Kinder, die reinen Kinder, wenngleich manche dieser Kinder vierzig Jahre alt waren. Doch wenn es auch keine Theaterzettel gab, so kannte ich doch in den Hauptzügen den Inhalt der geplanten Vorstellung.

Das erste Stück hieß „Filatka und Miroschka, die beiden Nebenbuhler". Bakluschin hatte sich schon eine Woche vor der Vorstellung mir gegenüber damit gebrüstet, daß die Rolle des Filatka, die er übernommen hatte, so dargestellt werden würde, wie man sie selbst auf der Petersburger Bühne nicht zu sehen bekäme. Er ging in den Kasernen umher, renommierte unbarmherzig und unverschämt, dabei aber höchst gutmütig, und ließ dazwischen plötzlich ein Stückchen seiner Rolle hören. Dann lachte alles, mochte es nun komisch sein oder nicht, was er zum besten gab. Im übrigen muß gesagt werden, daß auch hier die Sträflinge es verstanden, Zurückhaltung zu üben und ihre Würde zu wahren. Entzückt waren vom Auftreten Bakluschins und seinen Erzählungen vom kommenden Theater entweder nur die jüngsten Milchbärte ohne Haltung oder aber die bedeutendsten der Sträflinge, deren Autorität schon so unerschütterlich fest stand, daß sie sich nicht mehr zu scheuen brauchten, ihre Gefühle, welcher Art sie auch sein mochten, selbst ihre allernaivsten (d. h. nach den Begriffen des Zwangssträflingshauses unanständigsten) geradeheraus zu äußern. Die übrigen hörten diese Gerüchte und Mitteilungen schweigend an; sie verurteilten sie zwar nicht, sie sprachen nicht dagegen, aber sie bemühten sich mit allen Kräften, diesen Theatergerüchten gegenüber gleichgültig, ja zum Teil sogar von oben herab zu erscheinen. Erst in der letzten Zeit, fast am Tage der Aufführung selbst begannen alle ein Interesse zu zeigen. Was wird

es geben? Wie werden die Unseren sich halten? Was wird der Platzmajor sagen? Wird es ebenso gut herauskommen wie im verflossenen Jahr? usw. Bakluschin versicherte mir, alle Schauspieler seien vorzüglich gewählt, jeder sei an seinem Platz. Es werde sogar ein Vorhang da sein. Filatkas Braut werde Sirotkin darstellen — ich selbst würde lachen, wie er sich in Frauenkleidern machte, meinte er, die Augen zusammenkneifend und mit der Zunge schnalzend. Die „wohltätige Gutsbesitzerin" werde ein Kleid mit Faltenbesatz anhaben, eine Pelerine und einen Sonnenschirm tragen, während der „wohltätige Gutsbesitzer" im Offiziersrock mit Achselschnüren und mit einem Spazierstock auftreten werde. Darauf folgte als zweites Stück das Schauspiel „Der gefräßige Kedril". Dieser Titel interessierte mich sehr; doch wieviel ich mich auch nach dem Stück erkundigte — ich konnte nichts im voraus erfahren. Ich erfuhr nur, daß es nicht einem Buch entnommen sei, sondern einer Handschrift, daß man das Stück von einem gewesenen Unteroffizier in der Vorstadt erhalten habe, der wahrscheinlich selbst einmal auf einer Soldatenbühne darin mitgewirkt hatte. In unseren abgelegenen Städten und Gouvernements gibt es in der Tat Theaterstücke, die, wie es scheint, niemandem bekannt, und wohl auch niemals und nirgendwo gedruckt worden sind, die aber einmal ganz von selbst irgendwo auftauchten und nun in dem betreffenden russischen Gebiet zum eisernen Bestande jedes Volkstheaters gehören. Ich sagte „Volkstheaters". Es wäre sehr, sehr gut, wenn sich einer unsrer Forscher mehr und sorgfältiger als bisher mit der Frage des Volkstheaters beschäftigte, das wir haben und das gar nicht von so geringer Bedeutung ist. Ich will nicht glauben, daß alles, was ich später im Theater unsres Zwangssträflingshauses gesehen habe, von unseren Leuten selbst ersonnen war. Hierzu bedarf es einer bestimmten Tradition, ein für allemal feststehender Gepflogenheiten und Begriffe, die von Geschlecht zu Geschlecht in der mündlichen Überlieferung weitergegeben werden. Suchen muß man sie bei Soldaten, bei Fabrikarbeitern, in den Fabrikstädten, ja selbst in manchen armseligen, unbekannten Städten bei den Kleinbürgern. Sie haben sich auch in den Dörfern und Gouvernementsstädten unter dem Hausgesinde der großen Gutsbesitzerhäuser erhalten.

Ich glaube sogar, daß viele alten Stücke in ganz Rußland nicht anders als durch das Gesinde der Gutsbesitzer handschriftlich verbreitet worden sind. Die Gutsbesitzer der alten Zeit und die Moskauer vornehmen Herren besaßen eigene Theater mit Darstellern aus der Mitte der leibeigenen Bauernschaft. Aus diesen Theatern leitet sich der Ursprung unserer Volksschauspielkunst her; die Kennzeichen sind ganz unzweifelhaft. Was nun das Stück „Der gefräßige Kedril" anbelangt, so konnte ich, obwohl ich dies sehr gern wollte, darüber nichts in Erfahrung bringen als nur, daß auf der Bühne böse Geister erscheinen, die Kedril mit sich fort in die Hölle nehmen. Doch was heißt Kedril, und endlich, warum Kedril und nicht Kyrill? Ist es ein in Rußland oder ein im Auslande spielender Vorgang? Ich vermochte nicht dahinterzukommen. Zum Schluß sollte dann eine Pantomime mit Musik vorgeführt werden. Alles dies war natürlich sehr interessant. Die Zahl der Darsteller betrug fünfzehn, und alles waren gewandte und unternehmende Leute. Sie regten sich beständig, probten, bisweilen hinter den Kasernen, taten geheimnisvoll, versteckten sich vor allen. Mit einem Wort, sie wollten uns alle durch etwas Ungewöhnliches, etwas ganz Unerwartetes in Staunen setzen.

Am Werktag wurde das Zwangssträflingshaus früh, sobald die Nacht herankam, geschlossen. Am Weihnachtsfeiertag wurde eine Ausnahme gemacht: man schloß nicht vor der Abendtrommel ab. Diese Vergünstigung wurde wegen des Theaters gewährt. Während der Festtage wurde gewöhnlich jeden Tag vor Abendanbruch aus dem Zwangssträflingshause zum wachthabenden Offizier geschickt, mit der untertänigsten Bitte, das Theater zu gestatten und das Gefängnis länger ungeschlossen zu lassen. Man fügte noch hinzu, daß auch am vorhergegangenen Tage Theater gespielt und das Gefängnis länger ungeschlossen geblieben sei, und daß ungeachtet dessen keine Unordnung vorgekommen sei. Der wachthabende Offizier kalkulierte folgendermaßen: „Unordnung hat es gestern tatsächlich nicht gegeben, und wenn sie selbst ihr Wort darauf geben, daß auch heute nichts vorfällt, also die Leute selber auf peinlichste Ordnung sehen werden, so ist das sicherer als alles andere. Gestattet man aber die Aufführung nicht, so würden sie (wer mag

dieses Gefängnisvolk auskennen!) womöglich aus Bosheit irgendwelchen Unfug anrichten und die Wachen herbeiziehen." Schließlich kam auch noch hinzu, daß es in der Wachtstube langweilig war, während es drüben Theater gab, und nicht etwa ein bloßes Soldatentheater, sondern eins mit Sträflingen als Darstellern. Und die Sträflinge sind ja doch ein interessantes Völkchen. Es wird lustig sein, sich das anzusehen. Und sich das Zwangssträflingshaus anzusehen, hat ja der wachthabende Offizier stets das Recht.

Es kommt der Offizier vom Dienst: „Wo ist der wachthabende Offizier?" fragt er. „Er ist ins Gefängnis gegangen, die Arrestanten zählen, die Kasernen schließen" — eine ebenso gerade Antwort wie eine gerade Begründung. Auf diese Weise gestatteten die wachthabenden Offiziere jeden Abend im Laufe der ganzen Weihnachtsfeiertage die Theatervorstellung und schlossen die Kaserne nicht vor der Abendtrommel. Die Sträflinge wußten schon im voraus, daß die Wache ihnen kein Hindernis in den Weg legen werde, und waren infolgedessen ruhig.

Gegen sieben Uhr holte Petrow mich ab, und wir begaben uns beide zur Vorstellung. Aus unserer Kaserne gingen alle hin, mit Ausnahme des Sektierers aus Starodub und der Polen. Diese hatten sich erst bei der letzten Vorstellung, am vierten Januar, entschlossen, das Theater zu besuchen, und auch dann erst, nachdem ihnen von vielen versichert worden war, daß es dort ganz hübsch, lustig und ungefährlich sei. Die übertriebene Zurückhaltung der Polen hatte die Sträflinge keineswegs gereizt; man begegnete ihnen am vierten Januar sehr höflich und ließ sie sogar auf die besten Plätze durch. Was die Tscherkessen und insonderheit Issai Fomitsch anbelangt, so war für sie das Theater ein wahrer Genuß. Issai Fomitsch zahlte jedesmal drei Kopeken, und das letzte Mal legte er zehn Kopeken auf den Teller, während sein Gesicht dabei selig strahlte. Die Darsteller hatten nämlich beschlossen, bei den Anwesenden zu sammeln, soviel ein jeder geben wollte, zur Deckung der Theaterkosten, sowie zur eigenen „Stärkung". Petrow versicherte mir, daß man mich auf einen der besten Plätze setzen werde, wie drückend voll auch das Theater sein würde, und zwar

aus dem Grunde, weil ich, da ich reicher sei als die anderen, voraussichtlich mehr geben werde und auch mehr von der Sache verstehe. Doch ich will zuerst den Saal und die Einrichtung des Theaters beschreiben.

Unsre Militärkaserne, in der die Vorstellungen stattfanden, war etwa fünfzehn Schritt breit. Vom Hof aus kam man auf die Treppe, von der Treppe ins Vorhaus und aus dem Vorhause in die Kaserne. Diese lang ausgedehnte Kaserne war, wie ich bereits erwähnt habe, besonders eingerichtet: Die Pritschen standen hier an den Wänden, so daß die Mitte des Raumes freiblieb. Die Hälfte des Zimmers, die nach dem Ausgange zu lag, war für die Zuschauer bestimmt, die andere Hälfte jedoch, die mit der Kaserne in Verbindung stand, für die Bühne. Vor allem setzte mich der Vorhang in Erstaunen. Er zog sich etwa zehn Schritt quer durch die ganze Kaserne und war so überaus prächtig, daß es wirklich zu verwundern war. Er war sogar mit Ölfarben gemalt; darauf erblickte man Bäume, Lauben, Teiche und Sterne. Er bestand aus Leinwand, alter und neuer, soviel davon jeder gegeben und geopfert hatte, aus alten Fußlappen und Hemden der Sträflinge, die zu einer Art großem Handtuch zusammengenäht worden waren. Ein Teil endlich, zu dem die Leinwand nicht mehr gereicht hatte, bestand einfach aus Papier, das man ebenfalls blattweise in verschiedenen Kanzleien und Gerichtsstuben zusammengebettelt hatte. Unsere Stubenmaler, unter denen sich auch „Brülow" A. ausgezeichnet hatte, waren bemüht gewesen, ihn zu bemalen. Der Effekt war ein wunderbarer. Eine solche Pracht erfreute selbst die düstersten und tadelsüchtigsten Sträflinge, die, als es zur Vorstellung ging, sich ohne Ausnahme als die nämlichen Kinder zeigten, wie die hitzigsten und ungeduldigsten. Alle waren außerordentlich zufrieden. Die Beleuchtung bestand aus mehreren, in Stücke geteilten Talgkerzen. Vor dem Vorhang standen zwei Bänke aus der Küche, und vor den Bänken zwei oder drei Stühle, die sich im Unteroffizierszimmer gefunden hatten. Diese Stühle dienten für den Fall, daß höchste Vertreter des örtlichen Offiziersstandes erscheinen sollten; die Bänke für die Unteroffiziere und Ingenieurschreiber, die Kondukteure und alle übrigen, sofern sie zur Beamtenschaft gehörten, aber nicht im

Offiziersrange standen, für den Fall, daß sie einen Blick ins Zwangssträflingshaus tun sollten. So kam es auch: die fremden Besuche bei uns nahmen kein Ende während der ganzen Feiertagszeit; an einem Abend waren sie zahlreicher vertreten, am anderen spärlicher; zur letzten Vorstellung aber blieb nicht ein einziger Platz auf den Bänken unbesetzt. Hinter den Bänken endlich hatten die Arrestanten ihre Plätze; sie standen, aus Achtung vor den Gästen ohne Kopfbedeckung, in ihren Jacken oder Halbpelzen da, ungeachtet der erstickenden, schwülen Luft im Raume. Natürlich gab es für die Arrestanten zu wenig Plätze; doch trotzdem daß buchstäblich einer auf dem andern stand, besonders in den hinteren Reihen, waren auch die Pritschen alle besetzt, desgleichen die Kulissen, und endlich fanden sich auch Liebhaber, die beständig hinter das Theater in die andere Kaserne gingen und nun von dort aus, hinter der Hinterkulisse hervor, sich die Vorstellung ansahen. Das Gedränge in der vorderen Hälfte der Kaserne war unnatürlich stark und glich fast der Enge und dem Gedränge, das ich letzhin in der Badestube gesehen hatte. Die Tür zum Vorhause war geöffnet, und im Vorhause, wo eine Temperatur von zwanzig Grad Frost herrschte, drängte sich ebenfalls Volk. Man ließ mich und Petrow sogleich nach vorn fast bis zu den Bänken heran, wo man weit besser sehen konnte als von den hinteren Reihen aus. In mir sah man einen Kunstfreund und Kenner, der nur noch nicht in einem solchen Theater gewesen war. Man hatte gesehen, wie Bakluschin sich all die Zeit mit mir beraten hatte und mich voller Achtung behandelte. Ich mußte also jetzt Ehre genießen und einen guten Platz haben. Zugegeben, daß die Sträflinge ein im höchsten Grade ehrsüchtiges und leichtsinniges Volk waren, aber das war alles doch nur scheinbar so. Sie konnten über mich lachen, weil ich ihnen bei der Arbeit ein schlechter Helfer war; Almasow konnte mit Verachtung auf uns Edelleute herabsehen und sich uns gegenüber viel darauf einbilden, daß er Alabaster zu brennen verstand. Doch mit diesen Verfolgungen, mit diesem Spott über uns verband sich noch etwas anderes: der Umstand, daß wir einst Edelleute gewesen waren. Wir gehörten demselben Stande an wie ihre ehemaligen Herren, denen sie kein freund-

liches Andenken bewahren konnten. Jetzt aber, im Theater, machten sie mir Platz. Sie erkannten, daß ich hier urteilen könne, besser als sie, daß ich mehr gesehen habe und mehr wisse als sie. Selbst die mir am wenigsten Gewogenen (ich weiß dies) wünschten nun mein Lob über ihr Theater zu hören und ließen mich, ohne daß sie sich deswegen etwas vergaben, den besten Platz einnehmen. Ich urteile jetzt in der Erinnerung an den damaligen Eindruck. Mir schien auch damals (ich erinnere mich dessen), daß in ihrem Urteil über sich selbst durchaus keine Selbsterniedrigung lag, sondern das Gefühl eigener Würde. Der höchste und am schärfsten ausgeprägte Charakterzug unsres Volkes ist das Gefühl für Gerechtigkeit, das Streben nach ihr. Eitles Sichvordrängen bei jeder Gelegenheit und um jeden Preis, ob ein Mensch dessen wert sei oder nicht — das gibt es beim Volk nicht. Man braucht nur die äußere Schale zu entfernen und bis auf den Kern zu sehen, aufmerksam, aus der Nähe und ohne Vorurteil — und man wird bisweilen am Volk Dinge erschauen, die man da gar nicht vermutet hat. Unsere Weisen können das Volk nicht viel lehren. Ich behaupte es entschieden: sie selbst könnten im Gegenteil bei ihm sogar noch viel lernen.

Petrow hatte mir, als wir uns anschickten, ins Theater zu gehen, ganz naiv gesagt, man werde mich nach vorn lassen, weil ich mehr Geld geben würde. Einen festgesetzten Eintrittspreis gab es nicht: jeder gab, soviel er konnte und wollte. Fast alle gaben, als man mit dem Sammelteller umherging, etwas, und war es auch nur ein Groschen. Und wenn man mich auch nach vorn gelassen hatte, zum Teil in der Berechnung, daß ich mehr geben würde, als die anderen, so lag doch auch in diesem Gefühl ein vollgerüttelt Maß eigener Würde. „Du bist reicher als ich, also setz dich nach vorn; und wenn wir hier auch alle gleich sind, so legst du doch mehr auf den Sammelteller: folglich ist ein Zuschauer wie du den Darstellern angenehmer. Dir gebührt hier der erste Platz, weil wir alle nicht für Geld hier sind, sondern aus Achtung; folglich müssen wir uns selbst nach unserem Rang einordnen." Wieviel edler, echter Stolz liegt doch hierin! Das ist nicht Achtung vor dem Gelde, sondern Achtung vor sich selbst. Vor dem Gelde, vor Reich-

tum hate man im Zwangssträflingshause im allgemeinen keine besondere Achtung, wenn man alle Sträflinge in ihrer Gesamtheit, in der Masse, in ihrer Berufsgemeinschaft betrachtete. Ich kann mich nicht eines einzigen aus ihrer Mitte erinnern, der sich des Geldes wegen im Ernst erniedrigt hätte, selbst wenn ich sie mir einzeln betrachten würde. Es gab zudringliche Geldbettler unter ihnen, die auch mich angingen. Doch in dieser Bettelei lag mehr Mutwille, mehr Spitzbüberei als eigentlich ein Geschäft; es steckte darin mehr Humor und Naivität. Ich weiß nicht, ob ich mich verständlich ausdrücke. Doch ich habe das Theater vergessen. Also wieder zur Sache!

Vor dem Aufgehen des Vorhanges zeigte das ganze Zimmer ein seltsames und belebtes Bild. Vor allem die Zuschauermenge, die, von allen Seiten zusammengedrückt und zusammengepreßt, voller Ungeduld und mit glückseligen Gesichtern den Beginn der Vorstellung erwartete. In den hinteren Reihen Menschen, die einer fast auf dem andern standen! Viele von ihnen hatten sich Holzscheite aus der Küche geholt: solch ein dickes Scheit wurde an der Wand aufgestellt, der Mensch stieg mit den Füßen darauf, stützte sich mit beiden Händen auf die Schultern des vor ihm Stehenden und stand so, ohne die Stellung zu verändern, fast zwei Stunden da, vollständig zufrieden sowohl mit sich selbst als auch mit seinem Platz. Andere hatten sich mit den Füßen fest an den Ofen gestellt, und zwar auf den unteren, vorspringenden Rand desselben, und standen, sich auf andere stützend, ebenso die ganze Zeit über da. Dies geschah in den hinteren Reihen an der Wand. An den Seiten, auf den Pritschen stand desgleichen ein dichtgedrängter Haufe über den Musikanten. Hier waren gute Plätze. Etwa fünf Mann lagen auf dem Ofen und schauten von oben zu; die hatten es am besten. Auf den Fensterbrettern und an der anderen Wand wimmelten ganze Haufen von zu spät Gekommenen oder solchen, die keinen guten Platz mehr gefunden hatten. Alle führten sich still und manierlich auf. Alle wollten sich den Herren und Besuchern gegenüber von ihrer besten Seite zeigen. Auf allen Gesichtern spiegelte sich naivste Erwartung wider; alle Gesichter waren rot und infolge der Hitze und Enge schweißbedeckt. Welch ein seltsamer Widerschein kindlicher Freude, liebens-

würdigen und reinen Vergnügens strahlte auf diesen gefurchten, gezeichneten Stirnen und Wangen, in diesen Blicken der Leute, die bisher finster und grämlich gewesen waren, in diesen Augen, die bisweilen in furchtbarer Glut auffunkelten! Alle waren unbedeckten Hauptes, und von der rechten Seite zeigten alle Köpfe sich mir rasiert. Doch auf der Bühne macht sich jetzt Lärm und Hin- und Herlaufen bemerkbar. Gleich wird der Vorhang sich heben. Schon hat die Musik begonnen. Dieses Orchester verdient Erwähnung. An der Seite auf den Pritschen hatten acht Mann Musikanten Platz genommen: zwei Violinen (eine davon war aus dem Zwangssträflingshause, während die andere aus der Festung geliehen war; doch der Spieler hatte sich bei uns gefunden), drei Balalaiken, alle selbstgefertigt, zwei Gitarren und ein Tamburin an Stelle eines Kontrabasses. Die Geigen wimmerten und kratzten nur so, die Gitarren waren erbärmlich, doch dafür waren die Balalaiken großartig. Die Fingergewandtheit der Spieler grenzte an Virtuosität. Es wurden nur Tanzweisen gespielt. Bei den lebhaftesten Stellen schlugen die Balalaikenkünstler mit den Fingerknöcheln an die Decke ihrer Instrumente. Ton, Geschmack, Ausführung, Behandlung der Instrumente, der Charakter der Wiedergabe der Motive — alles war nach eigenem, originellem Sträflingsgeschmack. Einer der Gitarrenspieler beherrschte desgleichen ganz ausgezeichnet sein Instrument. Es war derselbe Edelmann, der seinen Vater ermordet hatte. Was das Tamburin anbelangt, so vollführte es reine Wunder: bald wurde es auf dem Finger herumgewirbelt, bald erdröhnte es unter dem Daumen des Spielers, bald vernahm man schnell aufeinanderfolgende, klangvolle, gleichmäßige Schläge, bald zerstäubte dieser starke, deutliche Ton, als würden Erbsen ausgeschüttet, in eine endlose Zahl kleiner, durcheinanderschwirrender Flüsterlaute. Zuletzt tauchten auch noch zwei Harmonikas auf. Auf mein Wort, ich hatte mir bis dahin noch gar keine Vorstellung davon machen können, was aus einfachen Volksinstrumenten gemacht werden kann: die Tonharmonie, das Zusammenspiel, besonders aber der Geist, die Art und Weise der Auffassung und Wiedergabe des Motivs in seiner Eigenart waren geradezu bewundernswert. Zum erstenmal erkannte ich da vollkommen, wieviel un-

endlich Unbändiges und Kühnes doch in den ausgelassenen und schwungvollen russischen Tanzweisen steckt. Endlich hob sich der Vorhang. Alle regten sich, alle traten von einem Fuß auf den anderen; die hinten Stehenden stellten sich auf die Fußspitzen; irgend jemand fiel von seinem Holzscheit. Alle bis auf den letzten sperrten den Mund und die Augen weit auf, und absolute Stille trat ein. Die Vorstellung begann.

Neben mir stand Alei in der Gruppe seiner Brüder und der übrigen Tscherkessen. Sie waren alle leidenschaftlich für das Theater eingenommen und kamen jeden Abend zur Aufführung. Alle Muselmänner, die Tartaren usw., sind, wie ich wiederholt bemerkt habe, leidenschaftliche Liebhaber von Schauspielen aller Art. Neben ihnen stand Issai Fomitsch, der seit dem Emporgehen des Vorhangs ganz Auge und Ohr geworden zu sein schien, in der naivsten, heißhungrigsten Erwartung aller möglichen Wunder und Genüsse. Es wäre wirklich schade gewesen, wenn er in seinen Erwartungen getäuscht worden wäre. Das liebe Gesicht Aleis strahlte in solch einer kindlichen Freude, daß es mir, ich gestehe es, ein ganz außerordentliches Vergnügen gewährte, ihn anzuschauen; und ich erinnere mich, daß ich jedesmal bei einer besonders komischen und schlagenden Stelle im Stück, wenn es ein allgemeines Gelächter gab, mich nach Alei umsah und ihm ins Gesicht blickte. Er bemerkte mich nicht: was lag ihm jetzt an mir! Ganz in meiner Nähe, links von mir, stand ein Sträfling, ein bereits bejahrter, stets finster dreinblickender, stets unzufriedener und knurriger Mensch. Auch er hatte Alei bemerkt und wandte sich, wie ich sah, einigemal halb lächelnd um, ihn anzublicken — so hold sah er aus! „Alei Ssemjonytsch" nannte er ihn; ich weiß nicht, warum.

Man begann mit „Filatka und Miroschka". Der Filatka (Bakluschin) war in der Tat prachtvoll. Er spielte seine Rolle mit bewunderungswürdiger Präzision. Es war zu sehen, daß er sich in jede Phrase, in jede seiner Bewegungen hineingedacht hatte. Jedem nebensächlichen Wort, jeder Handbewegung verstand er, Sinn und Bedeutung zu verleihen, die dem Charakter seiner Rolle vollständig angemessen war. Nimmt man zu dieser Sorgfalt, diesem Studium der Rolle die staunenswerte, ungekünstelte Lustigkeit, Schlichtheit und Natürlichkeit, so hätte

jeder, der Bakluschin sah, unbedingt zugeben müssen, daß er hier einen echten, geborenen Schauspieler von Talent vor sich habe. Ich habe den Filatka wiederholt auf Petersburger oder Moskauer Bühnen gesehen, doch behaupte ich positiv, die Residenzdarsteller, die die Rolle spielten, haben sie schlechter gespielt als Bakluschin. Im Vergleich mit ihm waren sie Salonbauern, keine echten Bauern; sie wollten zu sehr den Bauer markieren. Außerdem wurde Bakluschin vom Ehrgeiz angestachelt: allen war es bekannt, daß im zweiten Stück die Rolle des Kedril von dem Sträfling Pozeikin gespielt werde, einem Berufsschauspieler, den alle aus irgendeinem Grunde für talentvoller hielten als Bakluschin, und Bakluschin litt darunter wie ein Kind. Wie oft war er in den letzten Tagen zu mir gekommen, um mir sein Herz auszuschütten! Zwei Stunden vor dem Beginn der Vorstellung hatte er wie im Fieber gezittert. Als man lachte und ihm aus der Menge: „Gut gemacht, Bakluschin! Braver Kerl!" zurief, leuchtete sein Gesicht in Glückseligkeit, glänzte echte Begeisterung in seinen Augen. Die Kußszene mit Miroschka, wo Filatka dem andern vorher zuruft: „Wisch dir den Mund rein!" und sich selbst den Mund abwischt, wurde urkomisch herausgebracht. Alle wälzten sich fast vor Lachen. Doch am interessantesten waren für mich die Zuschauer. Hier sah man sie, wie sie wirklich waren. Sie gaben sich ihrem Vergnügen rückhaltlos hin. Immer öfter erklangen Zwischenrufe des Beifalls. Hier stößt einer seinen Nachbar an und teilt ihm schnell seine Eindrücke mit, ohne sich darum zu kümmern, ja ohne vielleicht gar zu sehen, wer neben ihm steht. Dort wendet sich ein anderer bei einer besonders komischen Szene plötzlich voller Entzücken an die Menge, einen schnellen Blick auf alle werfend, als wollte er einen jeden auffordern zu lachen, fährt mit der Hand durch die Luft und wendet sich dann wieder begierig der Bühne zu. Ein dritter schnalzt nur mit der Zunge oder schnippt mit den Fingern, er kann nicht still auf seinem Platz stehen. Doch da es nicht möglich ist, die Stelle zu wechseln, tritt er nur von einem Fuß auf den andern. Gegen Schluß des Stückes erreichte die Heiterkeit ihren Höhepunkt. Ich übertreibe keineswegs. Man stelle sich das Zwangssträflingshaus vor, die Fesseln, die Sklaverei, die noch kommenden

langen, traurigen Jahre, das einförmige Leben, das wie Wasser an einem düsteren Herbsttage dahintropft — und nun plötzlich hat man all diesen Bedrückten und Gefangenen gestattet, einmal heiter zu sein, sich auf eine Stunde gehen zu lassen und den schweren Traum zu vergessen, sich ein wirkliches Theater zu inszenieren, und noch dazu so, daß es von der gesamten Stadt Beifall und Bewunderung erntet: „Was man da für Arrestanten hat!“ Natürlich wurden sie von allem gefesselt, beispielsweise auch von den Kostümen. Es war allen doch furchtbar interessant, beispielsweise Wanka den Unverbesserlichen oder Nezwetajew oder Bakluschin in einem ganz andern Kleide zu sehen als in dem, das er vor ihnen alle Tage schon so viele Jahre getragen hatte. „Er ist doch ein Arrestant, ein Arrestant mit klirrenden Ketten, und siehe da: nun trägt er einen Überrock und einen runden Hut, einen Mantel, ganz wie ein feiner Herr vom Zivil! Einen Schnurrbart hat er sich angemacht und Haare, nimmt ein rotes Tüchelchen aus der Tasche, fächelt sich damit zu, stellt einen feinen Herrn vor, als sei er selbst, wie er leibt und lebt, ein feiner Herr!“ Und alle schwelgen in Entzücken. Der „wohltätige Gutsbesitzer“ trat in einer allerdings schon sehr alten Adjutantenuniform mit Achselklappen und einer Mütze mit einer Kokarde auf und machte damit einen ungewöhnlichen Effekt. Für diese Rolle hatten sich zwei Liebhaber gefunden und sich (es klingt kaum glaublich) beide wie die kleinen Kinder darum gestritten, wer sie spielen sollte: beide wollten zu gern sich in der Uniform mit den Achselschnüren zeigen. Erst die anderen Darsteller hatten sie getrennt und mit Stimmenmehrheit die Rolle Nezwetajew zugesprochen, nicht etwa deshalb, weil er stattlicher aussah als der andere und sich infolgedessen besser als Herr ausmachte, sondern weil Nezwetajew allen versichert hatte, er werde mit einem Spazierstock herauskommen, ihn in der Luft herumwirbeln und damit auf der Erde zeichnen wie ein richtiger Herr und der nobelste Stutzer, was alles Wanka der Unverbesserliche nicht darstellen könne, weil er richtige, vornehme Herren überhaupt noch nie gesehen habe. Und, in der Tat, als Nezwetajew mit seiner Dame vor dem Publikum erschien, zeichnete er fortwährend schnell und gewandt mit einem dünnen Rohrstöckchen, das er, Gott weiß,

woher erwischt hatte, Figuren auf die Erde, worin er jedenfalls ein Kennzeichen höherer Vornehmheit und großartigsten Stutzertums erblickte. Wahrscheinlich hatte er einstmals in seiner Kindheit als barfüßiger Hofsjunge einen feingekleideten Herrn mit einem Spazierstock gesehen und war von dessen Kunst, ihn zu schwingen, dermaßen gefesselt worden, daß der Eindruck davon ewig und unauslöschlich in seiner Seele haften geblieben war und er sich jetzt noch als Dreißigjähriger an alles erinnerte, wie es gewesen war, um das gesamte Zwangssträflingshaus vollkommen zu fesseln und zu blenden. Nezwetajew war bis zu dem Grade in seine Beschäftigung vertieft, daß er niemand mehr ansah, niegendwohin mehr blickte, sprach, ohne die Augen zu erheben und nichts anderes mehr tat, als nur seinen Spazierstock und dessen Spitze zu beobachten. Die „wohltätige Gutsbesitzerin“ war in ihrer Art auch außerordentlich bemerkenswert. Sie erschien in einem alten, abgetragenen Musselinkleide, das wie ein richtiger Lappen aussah, mit nackten Armen und entblößtem Halse, mit fürchterlich gepudertem und geschminktem Gesicht, in einer baumwollenen Schlafhaube, die unter dem Kinn zugebunden war, und mit einem Sonnenschirm in der einen und einem Fächer aus buntem Papier, mit dem sie unaufhörlich fächelte, in der anderen Hand. Eine Lachsalve begrüßte die Dame. Doch auch diese selbst konnte sich nicht beherrschen und platzte wiederholt los. Sie wurde vom Sträfling Iwanow gespielt. Sirotkin in der Rolle des Mädchens war sehr nett. Die Couplets wurden ebenfalls gut zum Vortrag gebracht. Mit einem Wort, das Stück schloß zum größten, allgemeinen Gaudium. Eine Kritik gab es nicht und konnte es auch gar nicht geben.

Man spielte nun nochmals die Ouvertüre, und der Vorhang ging wiederum in die Höhe. Es kam Kedril. Kedril ist so etwas wie ein Don Juan; wenigstens werden am Schluß des Stückes sowohl der Herr als auch der Diener von den Teufeln in die Hölle geschleppt. Es wurde ein ganzer Akt gegeben, doch war es nur ein Bruchstück; der Anfang und das Ende sind verlorengegangen. Das Ganze hat weder Sinn noch Verstand. Die Handlung spielt in Rußland in einer Herberge. Der Herbergswirt führt einen Herrn im Mantel und einem runden,

verbogenen Hut ins Zimmer. Ihm folgt sein Diener Kedril mit einem Koffer und einem in blaues Papier gewickelten, gebratenen Huhn. Kedril trägt einen Halbpelz und eine Lakaienmütze. Er ist auch der Gefräßige. Ihn spielt der Arrestant Pozeikin, der Rivale Bakluschins. Den Herrn spielt derselbe Iwanow, der im ersten Stück die „wohltätige Gutsbesitzerin" gemimt hatte. Der Herbergswirt (Nezwetajew) erklärt im voraus, daß im Zimmer böse Geister ihr Wesen treiben, und entfernt sich wieder. Der Herr, der finster und sorgenvoll aussieht, murmelt vor sich hin, daß er dies längst gewußt habe, und befiehlt Kedril, die Sachen auszupacken und das Abendbrot zu bereiten. Kedril ist ein Feigling und ein Vielfraß. Da er von den Teufeln gehört hat, wird er blaß und beginnt zu zittern wie ein Blatt im Winde. Er würde fortlaufen, doch fürchtet er den Herrn. Außerdem möchte er aber auch essen. Er ist auf Leckereien erpicht, dumm, auf seine Weise schlau, feige, betrügt den Herrn auf Schritt und Tritt und fürchtet ihn zugleich. Das ist ein bemerkenswerter Dienertypus, in dem sich unklar und entfernt Züge vom Leporello finden; seinem Herrn ist er wirklich außerordentlich ergeben. Pozeikin besaß ein entschiedenes Talent und war, nach meinem Dafürhalten, ein noch besserer Schauspieler als Bakluschin. Natürlich habe ich, als ich Bakluschin am folgenden Tage traf, ihm diese meine Meinung nicht restlos gesagt: ich hätte ihn doch allzusehr damit betrübt. Der Arrestant, der den Herrn gab, spielte auch nicht schlecht. Er schwatzte den furchtbarsten Unsinn zusammen, doch seine Diktion war richtig, gewandt, und die Mimik angemessen. Während Kedril mit dem Reisegepäck beschäftigt ist, geht sein Herr gedankenvoll auf der Bühne auf und ab und erklärt laut, daß am heutigen Abend seine Wanderschaft ein Ende habe. Kedril hört neugierig zu, schneidet Grimassen, spricht beiseite und macht mit jedem seiner Worte die Zuschauer lachen. Sein Herr tut ihm nicht leid, aber er hat von den Teufeln gehört; nun möchte er wissen, was das sei, und so beginnt er denn ein Gespräch und stellt Fragen. Der Herr erzählt ihm endlich, er habe einmal in der Stunde der Not sich um Hilfe an die Hölle gewandt, und die Teufel hätten ihm geholfen und ihn aus der Not befreit. Doch heute sei die Frist abgelaufen, und sie

würden vielleicht gleich heute nach der Abmachung kommen, um seine Seele zu holen. Kedril beginnt sich sehr heftig zu fürchten. Doch der Herr verliert den Mut nicht und befiehlt ihm, das Abendessen fertig zu machen. Kedril lebt wieder auf, wickelt das Huhn aus, holt Wein hervor, doch kann er sich nicht überwinden, vom Huhn ein Stück abzureißen und davon zu kosten. Da knarrt die Tür, und der Wind schüttelt die Fensterläden; Kedril zittert und steckt rasch, fast unbewußt, ein riesiaes Stück vom Huhn in den Mund, das er nicht hinunterschlucken kann. Abermals lautes Gelächter. „Bist du fertig?“ ruft der Herr, im Zimmer auf und abgehend. „Sofort, Herr . . . werde ich . . . Ihnen servieren!“ anwortet Kedril, setzt sich selbst an den Tisch und beginnt seelenruhig das herrschaftliche Essen hinunterzuschlingen. Dem Publikum macht die Gewandtheit und Schlauheit des Dieners sowie der Umstand, daß der Herr zum Narren gehalten wird, offenbar großes Vergnügen. Man muß anerkennen, daß Pozeikin auch wirklich großes Lob verdiente. Die Worte: „Sofort, Herr, werde ich Ihnen servieren“ sprach er ganz vortrefflich. Nachdem er sich an den Tisch gesetzt, beginnt er gierig zu essen und fährt bei jedem Schritt des Herrn zusammen, ob der nicht etwa seine Streiche bemerkt. Sobald der Herr kehrtmacht, versteckt er sich unter dem Tisch und zieht das Huhn mit sich fort. Endlich hat er den ersten Hunger gestillt; nun ist es Zeit, auch an den Herrn zu denken. „Kedril, ist es bald so weit?“ ruft der Herr. „Es ist fertig!“ gibt Kedril schnell zurück und merkt auf einmal, daß für den Herrn fast nichts mehr übriggeblieben ist. Auf dem Teller liegt wirklich nur noch ein Hühnerbein. Der Herr, der düster und sorgenvoll ausschaut, setzt sich, ohne etwas zu merken, an den Tisch, während Kedril sich mit der Serviette hinter den Stuhl stellt. Jedes Wort, jede Geste, jede Grimasse Kedrils, wenn er sich ans Publikum wendet und Gesichter über den Tölpel von Herrn schneidet, wird von den Zuschauern mit nicht endenwollendem Gelächter aufgenommen. Doch kaum hat der Herr zu essen angefangen, da erscheinen die Teufel. Weiter kann man auch nun nichts mehr begreifen, und auch die Teufel weichen ganz vom Herkömmlichen ab. In der Seitenkulisse öffnet sich eine Tür, und es erscheint ein Etwas, in Weiß, und an Stelle des

Kopfes eine brennende Laterne tragend; ein zweites Phantom, das ebenfalls eine Laterne mit einem Licht als Kopf trägt, hält in der Hand eine Sense. Wozu die Laternen, wozu die Sense, wozu die Teufel in Weiß? Niemand kann sich das zusammenreimen; doch denkt auch kein Mensch darüber nach: es muß doch wohl alles seine Richtigkeit haben und so sein. Der Herr wendet sich ziemlich tapfer an die Teufel und ruft ihnen entgegen, daß er bereit sei und daß sie ihn nehmen möchten. Doch Kedril ist ängstlich wie ein Hase; er kriecht unter den Tisch, vergißt aber ungeachtet seines Schrecks nicht, noch eine Weinflasche vom Tisch mitzunehmen. Die Teufel verschwinden auf eine Minute. Kedril kommt unter dem Tisch wieder hervor. Doch kaum hat sich der Herr wieder ans Essen gemacht, als drei Teufel von neuem ins Zimmer stürmen, den Herrn von hinten packen und ihn in den Höllenabgrund tragen. „Kedril, rette mich!" schreit der Herr. Doch Kedril kümmert das nicht. Er hat jetzt auch die Flasche, den Teller, ja sogar das Brot mit sich unter den Tisch genommen. Und nun ist er allein; die Teufel sind fort, und der Herr auch. Kedril kommt wieder zum Vorschein, sieht sich im Zimmer um, und ein Lächeln verklärt seine Züge. Er kneift die Augen pfiffig zusammen, setzt sich auf den Platz des Herrn und spricht, dem Publikum zunickend, im Flüsterton:

„Jetzt bin ich allein . . . ohne den Herrn!"

Alles lacht laut darüber, daß er ohne den Herrn ist; doch er fügt, noch halb im Flüsterton, hinzu, indem er sich vertraulich ans Publikum wendet und ihm immer lustiger mit dem Auge zublinzelt:

„Den Herrn haben die Teufel geholt!"

Das Entzücken der Zuschauer kennt keine Grenzen. „Den Herrn haben die Teufel geholt" — dies wurde mit solcher Schelmerei, mit so komisch-triumphierender Grimasse verkündet, daß es wirklich ganz unmöglich war, nicht Beifall zu spenden. Doch das Glück Kedrils ist nicht von langer Dauer. Kaum hat er sich an die Flasche gemacht, sich ein Glas eingeschenkt und es an den Mund gesetzt, als die Teufel plötzlich zurückkehren. Sie stehlen sich auf den Fußspitzen von hinten leise an ihn heran und haben ihn rips, raps, unter den Armen gepackt. Kedril

schreit aus vollem Halse; feige wie er ist, wagt er sich nicht umzudrehen. Verteidigen kann er sich auch nicht, weil er in der einen Hand die Flasche und in der anderen das Glas hält, von denen er sich nicht zu trennen vermag. Den Mund vor Entsetzen aufsperrend, sitzt er eine halbe Minute lang da, das Publikum mit Glotzaugen anstarrend. Der Ausdruck feigen Schrecks ist so urkomisch, daß es zum Malen wäre. Endlich wird er mitsamt seiner Flasche hinausgeschleppt, er strampelt mit den Füßen und schreit zum Erbarmen. Seine Schreie hört man noch hinter den Kulissen. Doch der Vorhang geht nieder, und alles lacht, alles ist voller Entzücken . . . Das Orchester beginnt die Kamarinskaja*) zu spielen.

Die Musik beginnt leise, kaum hörbar, doch das Motiv wächst mehr und mehr, das Tempo beschleunigt sich, es ertönen die kühnen Schläge auf der Resonanzdecke der Balalaika. Es war die Kamarinskaja in ihrem vollen Schwung, und es wäre wirklich schön, wenn Glinka**) sie einmal zufällig bei uns im Zwangssträflingshause hören könnte. Nun beginnt eine Pantomime mit Musik. Während der ganzen Dauer derselben hört die Kamarinskaja nicht auf. Man sieht das Innere einer Hütte. Auf der Bühne befinden sich ein Müller und sein Weib. Der Müller in der einen Ecke bessert ein Geschirr aus, während in der anderen Ecke das Weib Flachs spinnt. Das Weib wird von Sirotkin dargestellt, und der Müller von Nezwetajew.

Ich bemerke, daß unsre Dekorationen sehr dürftig waren. Sowohl in diesem, wie auch in den vorhergegangenen Stücken mußte man mehr durch die eigene Phantasie ergänzen, als daß man eigentlich mit den Augen sah. Anstatt der Hinterwand war irgendein Teppich oder eine Pferdedecke aufgehängt; an einer Seite befanden sich ein paar schlechte Bettschirme, während die andere ganz unbestellt geblieben war, so daß man die Pritschen sehen konnte. Doch die Zuschauer sind nicht verwöhnt und gern bereit, die Wirklichkeit mit Hilfe der Phantasie zu ergänzen, und dies um so mehr, als die Sträflinge sehr befähigt dazu sind. „Ist gesagt, das ist ein Garten, so sieh es

*) Ein bekannter Kosakentanz.

**) Berühmter russischer Nationalkomponist.

für einn Garten an; ist gesagt, es ist ein Zimmer, so ist es ein Zimmer; soll es eine Hütte sein, so ist es eine Hütte — es bleibt sich alles gleich, ohne viel weitere Zeremonie." Sirotkin im Kostüm eines jungen Weibes ist sehr nett. Unter den Zuschauern hört man einige halblaut geäußerte Komplimente. Der Müller hat seine Arbeit beendigt, nimmt die Mütze, nimmt die Peitsche, tritt an das Weib heran und erklärt ihr durch Zeichen, daß er fortgehen müsse, und daß sie während seiner Abwesenheit niemand einlassen dürfe — sonst, und er zeigt auf die Peitsche. Das Weib hört zu und nickt mit dem Kopf. Sie kennt diese Peitsche offenbar schon recht gut, denn sie ist ihrem Mann nicht treu. Der Mann entfernt sich. Kaum hat sich die Tür hinter ihm geschlossen, so droht sie ihm mit der Faust nach. Doch nun klopft es; die Tür geht auf, und es erscheint der Nachbar, ebenfalls ein Müller, ein Bauer im Kaftan und mit einem Bart. Er hat ein rotes Tuch als Geschenk in der Hand. Das Weibchen lacht; doch kaum will der Nachbar sie umarmen, da klopft es schon wieder. Wo soll sie ihn lassen? Sie versteckt ihn schnell unter dem Tisch und beginnt wieder zu spinnen. Es erscheint ein zweiter Verehrer, ein Schreiber in Militäruniform. Bis dahin war tadellos gespielt worden, waren die Gesten ganz und gar normal gewesen. Man konnte sich nur wundern, wenn man diese improvisierenden Darsteller ansah, und sich unwillkürlich denken, wieviel Talent und Kraft bei uns in Rußland bisweilen doch unnütz in Knechtung und durch schwere Schicksalsfügung verlorengehen müsse. Der Sträfling, der den Schreiber spielte, war offenbar schon früher einmal bei einem Provinz- oder Haustheater gewesen, und er mochte wohl denken, daß alle unsere Darsteller ohne Ausnahme ihre Sache nicht richtig verständen und sich nicht so bewegten, wie man sich auf der Bühe zu bewegen habe. Und nun ging er, wie nach der Tradition die klassischen Helden der alten Zeit über die Bühne geschritten sind: er machte einen langen Schritt und blieb dann, ohne den anderen Fuß zu heben, plötzlich stehen, wobei er Kopf und Rumpf zurückwarf, sich im Kreise stolz herumsah und nun erst den zweiten Schritt tat. War dieser Schritt schon bei den klassischen Helden lächerlich, so war er es bei unsrem Schreiber in dieser komischen Szene erst recht.

Doch unser Publikum dachte, daß dies hier wohl so sein müsse, und nahm die langen Schritte des langen, schmächtigen Schreibers ohne jede Kritik als etwas Selbstverständliches hin. Kaum war der Schreiber bis zur Mitte der Bühne gekommen, als es abermals klopfte. Das Weib kriegte einen neuen Schreck. Wo sollte sie mit dem Schreiber hin? In einen Kasten, der gerade offen steht. Der Schreiber kriecht in den Kasten, und das Weib deckt ihn mit dem Deckel zu. Diesmal erscheint ein ganz besonderer Gast, zwar auch ein Verliebter, aber einer von ganz eigener Art. Es ist ein Brahmane, und sogar in seiner Priestertracht. Die Zuschauer brechen in ein unauslöschliches Gelächter aus. Der Sträfling Koschkin spielt den Brahmanen, und er spielt ihn ausgezeichnet. Er hat eine Figur, die wie eigens für die Rolle geschaffen ist. Durch Gesten gibt er zunächst seine ganze Liebe zu verstehen; er hebt die Arme zum Himmel empor, legt sie sodann über die Brust auf das Herz. Doch kaum hat er begonnen zärtlich zu werden, da ertönt ein heftiger Schlag gegen die Tür, und an diesem Schlag kann man erkennen, daß es diesmal der Hausherr selbst ist. Das erschreckte Weib gerät außer sich, der Brahmane läuft wie ein Besessener umher und fleht sie an, ihn zu verstecken. Schnell stellt sie ihn hinter den Schrank, vergißt dem Klopfenden zu öffnen, stürzt zu ihrem Spinnrade und beginnt zu spinnen und zu spinnen, ohne das ungeduldige Pochen ihres Mannes zu hören. Voll Schreck dreht sie den Faden, den sie gar nicht in der Hand hat, und tritt das Spinnrad, das sie vergessen hat vom Fußboden aufzuheben. Sirotkin stellt diese Angst sehr gut und treffend dar. Da stößt der Hausherr die Tür mit einem Fußtritt ein und stürzt mit der Peitsche auf sein Weib los. Er hat alles gesehen, hat sie belauert und zeigt ihr mit den Fingern, daß bei ihr drei versteckt seien. Hierauf sucht er die Versteckten. Zuerst findet er den Nachbar, den er mit Püffen zum Hause hinauswirft. Der entsetzte Schreiber will die Flucht ergreifen, hebt mit dem Kopf den Deckel empor und verrät sich auf diese Weise selbst. Der Hausherr walkt ihn mit der Peitsche durch, und der verliebte Schreiber springt jetzt gar nicht mehr auf klassische Manier herum. Es bleibt noch der Brahmane übrig. Der Hausherr sucht ihn lange, bis er ihn dann zuletzt in der Ecke hinter dem

Schrank entdeckt. Er verabschiedet sich von ihm höflich und zieht ihn am Bart bis in die Mitte der Bühne. Der Brahmane sucht sich zu verteidigen und schreit: „Verwünschter, Verwünschter!“ (Die einzigen Worte, die in der ganzen Pantomime gesprochen werden). Doch der Ehemann hört nicht darauf und verfährt mit ihm auf seine Art. Das Weib, das sieht, daß nun die Reihe an sie kommt, läßt ihr Spinnrad im Stich und stürzt aus dem Zimmer, die Spinnbank fällt um, und die Sträflinge lachen. Ohne mich anzusehen, reißt Alei mich am Arm und ruft mir zu: „Sieh doch, sieh, ein Brahmane!“ Auch er kann vor Lachen kaum noch stehen. Da fällt der Vorhang, und es beginnt eine andere Szene.

Doch es hat keinen Zweck, alle Szenen zu schildern; es waren ihrer noch zwei oder drei. Alle waren sie lustig und von unnachahmlicher Komik. Wenn die Arrestanten diese Szenen auch nicht selbst geschaffen hatten, so hatten sie doch zweifelsohne in jede etwas Eigenes hineingelegt. Fast jeder Darsteller improvisierte, so daß an den folgenden Abenden derselbe Darsteller die Rolle wieder etwas anders spielte. Die letzte Pantomime war von phantastischem Charakter und endete mit einem Ballett. Ein Toter wurde begraben. Ein Brahmane unternimmt mit der zahlreichen Dienerschaft am Sarge allerlei Beschwörungen, doch nichts hilft. Endlich ertönt der Ruf: „Die Sonne ist im Untergehen“, der Tote wird wieder lebendig, und alle fangen an vor Freude zu tanzen. Der Brahmane tanzt mit dem Toten, er tanzt einen ganz besonderen Tanz, einen Brahmanentanz. Damit schließt das Theater bis zum nächsten Abend. Alle sind ganz ungewöhnlich zufrieden, ja sogar beglückt, und loben die Schauspieler und danken dem Unteroffizier. Befriedigt und vergnügt geht alles auseinander. Von Streit ist nichts zu hören, und alle schlafen nicht wie sonst, sondern fast ruhigen Gemüts ein. Weshalb wohl? Das ist kein Traum meiner Einbildungskraft. Es ist Wahrheit, volle Wahrheit. Man hatte diesen armen Menschen nur ein wenig Freiheit gegeben, sie ein wenig menschenwürdig sich belustigen lassen, hatte ihnen erlaubt, ein Stündchen lang nicht nach dem Gefängnisschema zu leben — und der Mensch veränderte sich im Nu sittlich, und wenn es auch nur für wenige Minuten gewesen sein mag . . . Doch es

ist schon späte Nacht. Ich schrecke zusammen und erwache zufällig: der Alte betet noch immer auf dem Ofen, er betet so fort bis zur Morgendämmerung. Alei schlummert friedlich neben mir. Ich denke daran, wie er sich beim Einschlafen mit den Brüdern unter Gelächter über das Theater unterhalten hat und betrachte unwillkürlich sein ruhiges, kindliches Gesicht. Allmählich zieht in meiner Erinnerung alles wieder an mir vorüber: der letzte Tag, die Feiertage, der ganze verflossene Monat. Erschreckt hebe ich den Kopf und betrachte mir meine schlafenden Genossen im zitternden Schein des Gefängnislichtes. Ich blicke auf ihre bleichen Gesichter, ihre ärmliche Schlafstatt, auf all diese ungeheure Blöße und Armut; ich sehe mich da hinein, und in der Tat, ich will mich dessen vergewissern, daß alles dies nicht die Fortsetzung eines häßlichen Traumes ist, sondern reale Wirklichkeit. Und es ist Wirklichkeit: irgend jemand hat schwer aufgestöhnt; ein anderer hat seinen Arm heftig zurückgeworfen und mit den Ketten geklirrt. Noch ein anderer ist im Schlafe aufgefahren und hat zu sprechen angefangen. Und der Alte auf dem Ofen betet für alle „rechtgläubigen Christen", und man hört sein gleichmäßiges, stilles, langgedehntes „Herr Jesu Christe, erbarme dich unser!"

„Und doch, nicht auf immer bin ich ja hier, sondern nur auf einige Jahre," denke ich und lege meinen Kopf wieder auf das Kissen zurück.

Zweiter Teil

1

Das Hospital

Bald nach den Weihnachtsfeiertagen erkrankte ich und begab mich in unser Militärhospital. Es lag isoliert, eine halbe Werst von der Festung entfernt, und war ein langgestrecktes, einstöckiges Gebäude, das mit gelber Farbe angestrichen war. Im Sommer, wenn die Remontearbeiten gemacht wurden, bedurfte es dazu einer ganz außerordentlichen Menge von Ockerfarbe. Auf dem riesigen Hof des Hospitals lagen die Dienstgebäude, die Gebäude für die Medizinalbehörde, sowie die übrigen Hospitalbaulichkeiten. Im Hauptflügel lagen ganz ausschließlich die Krankensäle. Es gab deren eine große Zahl, doch für die Sträflinge waren nur zwei da; sie waren beständig überfüllt, besonders während des Sommers, so daß die Betten häufig zusammengerückt werden mußten. Unsere Sträflingssäle waren mit aller Art „unglücklichem Volk" gefüllt. Dahin kamen zunächst die Sträflinge, dann aber auch angeklagte Untermilitärs, Verurteilte und noch nicht Verurteilte und solche, die weiter verschickt werden sollten; ferner auch Leute aus der Strafkompanie, einem seltsamen Institut, in das alle die Soldaten gesteckt werden, die sich dienstlich vergangen hatten, oder die für unzuverlässig galten, und zwar zur Besserung. Gewöhnlich aber kehrten sie nach zwei oder mehr Jahren als die größten Taugenichtse, die es gibt, wieder an ihre alten Dienststellen zurück.

Die erkrankten Sträflinge meldeten bei uns in der Regel dem Unteroffizier am Morgen ihre Erkrankung an. Sie wurden sogleich in ein Buch eingetragen, und mit diesem Buch wurde der Kranke unter Bedeckung ins Bataillonslazarett geschickt. Hier untersuchte ein Arzt vorläufig alle aus den Militärkommandos der Festung stammenden Kranken, und wurde einer tatsächlich für krank befunden, so kam er ins Hospi-

tal. Der kranke Sträfling nahm gewöhnlich so viel Geld und Brot mit sich, wie er konnte, da er für den ersten Tag nicht auf eine Verpflegung im Hospital rechnen konnte. Ferner versah er sich auch mit einer kleinen Pfeife, Tabak in einem Tabaksbeutel, sowie mit einem Feuerstein und Stahl. Die letztgenannten Gegenstände wurden sorgfältig in den Stiefeln versteckt. Ich betrat die Mauern des Hospitals nicht ohne eine gewisse Neugier auf die neue, mir bisher noch unbekannte Abart unsres Sträflingslebens.

Der Tag war warm, trübe und traurig — einer der Tage, an denen Anstalten wie ein Hospital ein ganz besonders geschäftliches, melancholisches, versäuertes Aussehen annehmen. Ich begab mich mit meinem Begleitsoldaten ins Empfangszimmer, woselbst zwei kupferne Wannen standen und zwei Kranke von den noch im Anklagezustand Befindlichen, ebenfalls mit ihren Soldaten warteten. Der Feldscher erschien, musterte uns träge und mit Autorität und entfernte sich noch träger, um uns dem diensttuenden Arzt anzumelden. Der letztere kam bald, untersuchte uns, behandelte uns sehr freundlich und gab uns dann die „Krankenbogen", auf denen unsere Namen verzeichnet waren. Die nähere Beschreibung der Krankheit, das Verschreiben der Medizin, der Eßportion usw. wurde dem Arzt überlassen, der die Sträflingssäle unter sich hatte. Ich hatte schon früher gehört, daß die Sträflinge ihre Ärzte nicht genug loben konnten. „Wir brauchen keine Väter mehr," hatte man mir auf meine Frage nach den Ärzten geantwortet, als ich mich ins Hospital begab. Unterdessen hatten wir uns umgekleidet. Die Kleider und die Wäsche, in denen wir gekommen waren, wurden uns abgenommen: wir erhielten Hospitalwäsche; man gab uns außerdem lange Strümpfe, Pantoffel, Schlafmützen und dicke Schlafröcke aus dunkelbraunem Tuch, die mit einem Stoff gefüttert waren, der eher irgendeinem Pflaster ähnlich war als Leinwand. Mit einem Wort, der Schlafrock war unglaublich schmutzig. Doch ich lernte ihn erst richtig einschätzen, als ich schon auf meinem Platz war. Hierauf wurden wir in den Krankensaal geleitet, der am Ende eines sehr langen, hohen und sauberen Korridors lag. Die äußere Sauberkeit überall war wohltuend; alles, was auf den ersten Blick einem ins Auge

fiel, blitzte nur so; doch konnte es mir nur so scheinen nach dem Leben in unsrem Zwangssträflingshause. Die beiden anderen Arrestanten kamen in den Saal links, ich in den rechts. Vor der Tür, die mit einem eisernen Bolzen geschlossen wurde, stand eine Wache mit der Flinte, und daneben ein Mann zur Ablösung. Der jüngere Unteroffizier (von der Hospitalwache) befahl, mich in den Krankensaal zu lassen, und ich befand mich nun in einem langen, schmalen Raum, an dessen beiden Längswänden Betten in der Zahl von zweiundzwanzig standen, von denen drei oder vier noch unbesetzt waren. Die Betten waren von Holz und grün angestrichen; sie sind jedermann in Rußland nur zu gut bekannt. Es sind Betten, die gleichsam infolge Schicksalsbestimmung niemals von Wanzen frei sein können. Ich erhielt einen Platz in einer Ecke, an der Seite, wo die Fenster waren.

Wie ich bereits sagte, befanden sich hier auch Insassen unseres Zwangssträflingshauses. Einige von ihnen kannten mich bereits oder hatten mich zum mindesten früher gesehen. Bei weitem in der Mehrzahl waren indessen solche, die noch ihrer Aburteilung entgegensahen, oder Leute aus der Strafkompanie. Schwerkranke, d. h. solche, die nicht das Bett verlassen konnten, gab es nicht so viele. Die anderen, die Leichtkranken oder auf dem Wege der Besserung Befindlichen, saßen auf ihren Betten oder gingen im Zimmer auf und ab, wo zwischen den beiden Betten noch ein Raum war, der zum Spazierengehen hinreichte. Im Krankensaal herrschte eine außerordentlich stickige Hospitalluft, die geschwängert war von verschiedenen, unangenehmen Ausdünstungen und dem Geruch von Medikamenten, ungeachtet dessen, daß fast den ganzen Tag der Ofen in der Ecke geheizt wurde. Auf meiner Lagerstatt war ein gestreifter Überzug. Ich nahm ihn ab. Unter ihm befand sich eine mit Leinwand gefütterte Tuchdecke, sowie grobe Bettwäsche von mehr als zweifelhafter Sauberkeit. Neben dem Bett stand ein kleiner Tisch, auf dem sich ein Krug und eine Zinntasse befanden. Beides war der Ordnung halber mit einem mir ausgehändigten ziemlich kleinen Handtuch bedeckt. Unten am Tisch befand sich noch ein Brettchen, wo die Teetrinkenden ihre Teekannen, Holzgefäße für Kwaß usw. aufbewahrten. Doch waren auch unter

den Kranken nur sehr wenig Teetrinkende. Pfeife und Tabaksbeutel aber hatte fast jeder, selbst die Schwindsüchtigen nicht ausgenommen; sie wurden unter dem Bett versteckt. Der Arzt und die übrigen Vorgesetzten untersuchten die Betten fast nie; ertappten sie aber doch jemand mit der Tabakspfeife, so taten sie, als bemerkten sie nichts. Zudem waren aber auch die Kranken selbst vorsichtig und gingen, wenn sie rauchen wollten, zum Ofen. Nur in der Nacht wurde in den Betten selbst geraucht, da niemand, mit Ausnahme des Offiziers, der die Hospitalwache hatte, zur Nachtzeit die Krankensäle durchging.

Ich hatte bisher noch nie früher in einem Hospital gelegen; die ganze Umgebung war infolgedessen für mich völlig neu. Ich bemerkte, daß ich eine gewisse Aufmerksamkeit erregte. Man hatte bereits von mir gehört und betrachtete mich ohne Zeremonie, ja sogar mit einer gewissen Überlegenheit, so wie man in der Schule einen neu eingetretenen Schüler oder auf den Behörden einen Bittsteller betrachtet. Rechts von mir lag ein noch nicht abgeurteilter Arrestant, ein Schreiber, der der uneheliche Sohn eines verabschiedeten Hauptmanns war. Er war wegen Falschmünzerei angeklagt und lag schon ein Jahr, wie es schien, ohne an etwas zu leiden, krank; doch versicherte er den Ärzten, daß er eine Pulsadergeschwulst habe. Er erreichte seinen Zweck, entging der Zwangsarbeit und Körperstrafe und wurde etwa ein Jahr später nach T. übergeführt, um im dortigen Hospital weiterbehandelt zu werden. Er war ein starkgebauter, stämmiger Bursche von etwa achtundzwanzig Jahren, ein großer Gauner und Rechtskenner, ein sehr gescheiter, außerordentlich gewandter Mensch. Er war von einem fast krankhaften Ehrgeiz erfüllt und überzeugt davon, daß er der ehrlichste und unbescholtenste Mensch der Erde sei, der sich keiner schlechten Tat jemals schuldig gemacht habe; und bei dieser Überzeugung beharrte er unentwegt. Er war es, der als erster mit mir zu sprechen anfing, mich voll Neugier ausfragte und mich ziemlich eingehend über die innere Einrichtung des Hospitals unterrichtete. Natürlich erklärte er mir zuerst, daß er der Sohn eines Hauptmanns sei. Er wollte furchtbar gern als Edelmann gelten, oder doch zum mindesten als eine Standesperson. Weiter kam ein Patient aus der Strafkompanie zu mir und versicherte mir, er

kenne viele der früher verschickten Edelleute; er nannte diese auch mit Namen und Vatersnamen. Es war dies bereits ein ergrauter, alter Soldat; doch stand in seinem Gesicht geschrieben, daß er dies alles lüge. Sein Name war Tschekunow. Offenbar wollte er sich bei mir einschmeicheln, wohl weil er Geld bei mir vermutete. Als er eine Rolle bei mir sah, die Tee und Zucker enthielt, bot er mir sogleich seine Dienste an, wollte mir eine Teekanne besorgen und mir Tee brühen. Eine Teekanne hatte mir schon M. aus dem Gefängnis durch einen der Sträflinge, die ins Hospital arbeiten kamen, zu schicken versprochen. Doch Tschekunow regelte selbst die ganze Angelegenheit. Er verschaffte mir ein gußeisernes Töpfchen zum Kochen, sogar eine Tasse, kochte Wasser, brühte den Tee, kurz, erwies sich mir mit ungewöhnlichem Eifer als gefällig, was ihm von einem andern unter den Kranken sogleich beißende Spottreden eintrug. Dieser Patient, der mir gegenüberlag, war ein Schwindsüchtiger, namens Ustjanzew, ein Soldat, der noch des Gerichtsurteils harrte; es war derselbe Sträfling, der aus Furcht vor der ihm drohenden Körperstrafe ein Maß Branntwein mit darin eingeweichtem Tabak ausgetrunken und sich dadurch die Schwindsucht zugezogen hatte. Ich habe bereits an einer früheren Stelle seiner Erwähnung getan. Bisher hatte er wortlos und schwer atmend dagelegen; starr und ernst blickte er zu mir herüber und beobachtete das Tun Tschekunows mit Unwillen. Sein ungewöhnlicher, galliger Ernst verlieh seinem Unwillen einen besonderen, komischen Anstrich. Endlich vermochte er nicht länger mehr an sich zu halten:

„Seht doch die Sklavenseele! Hat einen Herrn gefunden!“ rief er, vor Erschöpfung schwer atmend und in Pausen. Seine Tage waren bereits gezählt.

Tschekunow wandte sich voller Unwillen nach ihm um.

„Wer soll eine Sklavenseele sein?“ fragte er, Ustjanzew verachtungsvoll anblickend.

„Du bist es!“ gab dieser mit dem Ton solcher Überzeugung zurück, als sei er berechtigt, Tschekunow zu tadeln, und als sei er nur zu diesem Behuf ihm beigesellt.

„Ich bin eine Sklavenseele?“

„Das bist du! Hört doch, gute Leute: er glaubt es nicht! Er wundert sich noch darüber!"

„Was geht's denn dich an? Du siehst doch, der Herr ist ganz hilflos, ist es ohne Bedienung nicht gewöhnt. Warum sollte ich ihm nicht gefällig sein, du Borstenschnauze, du!"

„Wer ist eine Borstenschnauze?"

„Du bist eine Borstenschnauze!"

„Ich?"

„Jawohl, du!"

„Was bist du denn für eine Schönheit? Hast ein Gesicht wie ein Krähenei, wenn ich schon eine Borstenschnauze sein soll."

„Eine Borstenschnauze bist du auch! Gott hat dich doch schon geschlagen. Da müßtest du ruhig liegen und sterben. Aber nein: du mischest dich hier noch ein! Sag', ist das nötig?"

„Ob das nötig ist? Da mach' ich schon lieber dem Stiefel eine Verbeugung als dem Bastschuh. Mein Vater hat's nicht getan und es auch mich nicht geheißen. Ich . . ., ich . . ."

Er wollte noch weitersprechen, begann aber mehrere Minuten lang furchtbar zu husten und Blut zu speien. Bald trat ein kalter, zehrender Schweiß auf seine Stirn. Der Husten hinderte ihn, auch nur ein Wort hervorzubringen, sonst hätte er noch weitergesprochen. An seinen Augen konnte man es sehen, wie gern er noch geschimpft hätte; in völliger Kraftlosigkeit machte er nur mit den Händen abwehrende Bewegungen. Endlich hatte auch Tschekunow ihn ganz vergessen.

Ich hatte das Gefühl, daß die Wut des Kranken sich mehr gegen mich richtete als gegen Tschekunow. Wegen des Wunsches, sich mir gefällig zu zeigen, um sich dadurch eine Kopeke zu verdienen, hätte niemand Tschekunow zürnen oder ihn mit besonderer Verachtung ansehen können. Ein jeder wußte ja doch, daß er dies nur des Geldes wegen tue; das einfache Volk ist in dieser Beziehung durchaus nicht so feinfühlend und versteht es vortrefflich, Unterschiede zu machen. Dem Ustjanzew gefiel weder meine Person an und für sich, noch mein Tee, noch auch der Umstand, daß ich als feiner Herr in Fesseln war und nicht ohne Bedienung auskommen könne, obwohl ich doch eine Bedienung weder gerufen, noch gewünscht hatte. In Wirklichkeit habe ich stets alles mit eigenen Händen machen

wollen, ja es sogar eigens gewünscht, um mir nicht den Anschein zu geben, ich sei ein Verwöhnter, Verweichlichter, und spiele den feinen Herrn. Hierin lag zum Teil ein gewisser Ehrgeiz von meiner Seite, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf. Ungeachtet dessen jedoch (ich begreife in der Tat nicht, wie dies geschehen konnte) bin ich nie imstande gewesen, auf alle die verschiedenen Schmeichler und Diener zu verzichten, die sich mir selber aufdrängten und mich schließlich ganz in ihre Hand bekamen, so daß sie in Wirklichkeit meine Herren waren, ich aber ihr Diener. Nach dem äußeren Ansehen machte es sich gleichsam ganz von selbst, daß ich tatsächlich der Herr war, nicht ohne Bedienung auskommen konnte und den feinen Herrn spielte. Das war mir natürlich sehr verdrießlich. Doch Ustjanzew war ein schwindsüchtiger, reizbarer Mensch. Die übrigen Kranken gaben sich den Anschein von Gleichgültigkeit, der sogar etwas Hochmut beigemischt war. Ich erinnere mich dessen, daß sie damals mit einem besonderen Umstande beschäftigt waren: aus den Sträflingsgesprächen konnte ich entnehmen, daß man noch am selben Abend einen Angeklagten zu uns bringen werde, der in dieser Minute Spießruten laufen müsse. Die Sträflinge erwarteten den neuen Patienten mit einiger Neugier. Man sprach übrigens, die Züchtigung werde eine leichte sein — alles in allem nur fünfhundert Streiche.

Allmählich blickte ich mehr um mich. Die Mehrzahl der wirklich Kranken lag hier, soviel ich wahrnehmen konnte, hauptsächlich an Skorbut und Augenkrankheiten darnieder — den örtlichen Krankheiten des Gebiets. Solcher Kranker gab es hier mehrere. Die übrigen litten an Fieberkrankheiten, allerlei Geschwüren oder an der Lunge. Es war hier nicht, wie in den anderen Krankensälen, sondern alle Krankheiten lagen hier beieinander, selbst die venerischen. Ich sagte soeben, die „wirklich" Kranken, weil es auch einige gab, die „so", ohne jede Krankheit, ins Hospital kamen, um sich zu „erholen". Die Ärzte ließen solche gern aus Mitleid ein, insbesondere wenn es viele leere Betten gab. Die Verpflegung in den Haftlokalen und dem Zwangssträflingshause war, mit der im Hospital verglichen, eine dermaßen schlechte, daß viele Arrestanten sich mit Vergnügen hierherlegen ließen, ungeachtet der Stickluft und des

15*

geschlossenen Saales. Es gab sogar besondere Liebhaber des Krankliegens und des Hospitalliegens im allgemeinen; meist waren es Arrestanten der Strafkompanie. Voller Interesse betrachtete ich mir meine neuen Kameraden. Ich erinnere mich besonders eines unter ihnen, der bereits ein Sterbender war. Er war aus unsrem Zwangssträflingshause, ebenfalls ein Schwindsüchtiger und ebenfalls einer, der nur noch wenige Tage zu leben hatte. Er lag ein Bett entfernt von Ustjanzew, also mir fast gegenüber. Michailow hieß er, und ich hatte ihn noch vor zwei Wochen im Zwangssträflingshause gesehen. Er war schon lange krank und hätte sich schon längst in Hospitalpflege begeben müssen; doch hatte er sich immer mit einer gewissen zähen und völlig unnützen Geduld bezwungen und aufrecht erhalten. Erst zu Weihnachten war er dann endlich ins Hospital gegangen, um nach drei Wochen an der furchtbaren Schwindsucht zu sterben, es war, als ob der Mensch im Fieber verbrannte. Mich entsetzte jetzt sein furchtbar verändertes Gesicht — ein Gesicht, das ich unter den ersten bei meinem Einzug ins Zwangssträflingshaus bemerkt hatte; es war mir damals so in die Augen gefallen. Neben ihm lag ein Soldat der Strafkompanie, ein schon alter Mensch von einer entsetzlichen, widerlichen Unsauberkeit. Doch es hat keinen Zweck, alle Kranken aufzuzählen. Jetzt erwähne ich diesen Alten nur aus dem Grunde, weil er auf mich damals einigen Eindruck machte und mir in einer Minute einen ziemlich vollständigen Begriff von einigen Besonderheiten des Lebens im Zwangssträflingshause gab. Dieser Alte hatte, wie ich mich noch entsinne, damals den heftigsten Schnupfen; er nieste beständig, die ganze Woche später sogar noch, ja selbst im Schlaf, in förmlichen Salven, fünf- oder sechsmal nacheinander, wobei er jedesmal, gleichsam vorschriftsmäßig sagte: „Herrgott, was das für eine Strafe ist!" In dieser Minute saß er auf seinem Bett und stopfte sich mit Gier aus einem Papierröllchen Tabak in die Nase, damit er nur noch heftiger und präziser niesen könnte. Er nieste in ein baumwollenes, kariertes Taschentuch, das ihm persönlich gehörte, wohl schon an die hundertmal gewaschen worden war und vollständig seine Farbe verloren hatte. Beim Niesen krauste er seine Nase stets in eigentümlicher

Weise, daß sie sich in zahllose, kleine Fältchen legte, wobei seine alten, schwarzen Zahnstummeln und die roten, vom Speichel nassen Gaumen zum Vorschein kamen. Hatte er sich ausgeniest, so faltete er sogleich sein Schnupftuch auseinander, besah aufmerksam das darin befindliche Naß und strich es alsdann an seinen dunkelbraunen Hospitalschlafrock, so daß die ganze Nässe am Schlafrock haftenblieb und das Schnupftuch nur noch wenig feucht war. So tat er die ganze Woche hindurch. Diese eigentümlich-knauserige Art und Weise, das eigene Schnupftuch auf Kosten des Hospitalschlafrockes zu schonen, rief bei den Kranken keinerlei Protest hervor, obwohl der eine oder der andere von ihnen später einmal denselben Schlafrock anzuziehen leicht in die Lage kommen konnte. Doch unser einfaches Volk ist anspruchslos und ganz merkwürdig ekelfrei. Ein gelinder Schauder überkam mich in dieser Minute, und ich begann sogleich voller Abscheu und mit Aufmerksamkeit den eigenen, soeben angelegten Schlafrock unwillkürlich mir näher anzusehen. Hierbei bemerkte ich, daß er schon lange durch den starken Geruch, den er ausströmte, meine Aufmerksamkeit erregt hatte. Er war schon an meinem Körper warm geworden und roch immer stärker nach Medikamenten, Pflastern und, wie mir vorkam, nach Eiter, was schließlich gar kein Wunder war. Möglich, daß das Leinwandfutter am Rücken einmal gewaschen worden war; doch mit Sicherheit weiß ich das nicht. Dafür war damals dieses Futter mit allen möglichen, unangenehmen Säften, Wundwasser, dem vom Blasenpflaster gezogenen Wasser usw. getränkt. Überdies kamen ins Hospital sehr häufig die mit Spießruten Bestraften mit ihren wunden Rücken; sie wurden mit Wundwasser behandelt, und so kam es, daß der Schlafrock, der unmittelbar aufs nasse Hemd gezogen wurde, notwendigerweise verdorben werden mußte, weil ja alles an ihm haftenblieb. Ich habe während all der langen Jahre, da ich im Zwangssträflingshause weilte, sooft ich ins Hospital kam (und ich kam dahin ziemlich oft), stets mit ängstlichem Mißtrauen den Schlafrock angezogen. Besonders widerten mich die oftmals in diesen Schlafröcken vorkommenden, auffallend großen und fetten Läuse an. Die Arrestanten jagten und richteten sie mit Wonne hin, so daß, wenn unter dem

dicken, plumpen Fingernagel des Arrestanten solch ein dem Tode geweihtes Opfer laut zerdrückt wurde, man auf dem Gesicht des Jägers den dadurch empfundenen Grad der Wonne deutlich lesen konnte. Sehr wenig wurden auch die Wanzen bei uns geliebt, und mitunter kam es vor, daß an einem langen und langweiligen Winterabend der ganze Krankensaal sich erhob, um auf sie Jagd zu machen. Und obwohl hier, äußerlich angesehen, mit Ausnahme des durchdringenden Geruchs, alles nach Möglichkeit sauber war, so konnte man sich doch nicht einer inneren, sozusagen einer „Unterfutter-Sauberkeit" rühmen. Doch die Arrestanten waren an so etwas gewöhnt und glaubten sogar, es müsse so sein. Auch die Einrichtungen an und für sich machten zu besonderer Sauberkeit nicht geneigt. Doch von den Einrichtungen später.

Kaum hatte Tschekunow mir den Tee gebracht (der, beiläufig bemerkt, aus dem Krankensaalwasser bereitet war, das stets einmal auf volle vierundzwanzig Stunden gebracht wurde und in unsrer Luft furchtbar schnell verdarb), als sich die Tür mit einigem Geräusch öffnete und unter starker Bedeckung der soeben mit Spießruten bestrafte Soldat hereingebracht wurde. Es war das erste Mal, daß ich solch einen Bestraften sah. In der Folgezeit wurden noch häufig solche Patienten gebracht, ja manche von den gar zu schwer Bestraften wurden bisweilen sogar getragen. Jedesmal gewährte dies den Kranken eine große Zerstreuung. Man begegnete bei uns einem solchen Patienten gewöhnlich mit einem besonders strengen Gesichtsausdruck und einem gewissermaßen gezwungenen Ernst. Der Empfang hing übrigens zum Teil auch vom Grade der Wichtigkeit des Verbrechens und folglich auch von dem Maß der Strafe ab. Ein sehr heftig Geschlagener und seinem Ruf nach großer Verbrecher genoß auch größere Achtung und wurde mit größerer Aufmerksamkeit gewürdigt als irgendein entlaufener, kleiner Rekrut, wie beispielsweise der, den sie jetzt brachten. Doch weder in dem einen, noch im anderen Fall wurde besonderes Mitleid gezeigt oder wurden irgendwelche besonders aufregende Bemerkungen gemacht. Schweigend half man dem Unglücklichen und pflegte ihn, insbesondere wenn er der Hilfe nicht entbehren konnte. Die Feldschere wußten schon selbst, daß der Geschlagene

in erfahrene und geschickte Hände kam. Die Hilfeleistung bestand in der Regel im häufigen und notwendigen Wechseln eines in kaltes Wasser getauchten Bettuchs oder Hemdes, mit dem der zerfleischte Rücken bedeckt wurde, insonderheit wenn der Bestrafte selbst nicht mehr die Kräfte hatte, für sich selbst zu sorgen; außerdem aber auch im geschickten Herausziehen von Splittern aus den Wunden, wie sie häufig von den auf dem Rücken zerbrochenen Spießruten darinblieben. Diese letztere Operation ist für den Kranken sehr unangenehm. Mich hat aber stets die im allgemeinen ungewöhnliche Standhaftigkeit der Bestraften im Ertragen von Schmerzen gewundert. Viele der allzu hart Geschlagenen habe ich gesehen, aber fast nie hat einer von ihnen gestöhnt. Nur ihr Gesicht veränderte sich, wurde blaß, und die Augen brannten; unstet und unruhig irrte der Blick umher, und die Lippen bebten, so daß der Unglückliche absichtlich mit den Zähnen darauf biß, bis das Blut beinahe hervortrat. Der eben eingetretene Soldat war ein Bursche von dreiundzwanzig Jahren, von starkem, muskulösem Körperbau, mit rotem Gesicht, hoch und schlank gewachsen und von gebräunter Haut. Sein Rücken war tüchtig zerschlagen. Von oben bis an die Lenden war sein Körper vollständig entblößt. Auf die Schultern hatte man ihm ein nasses Bettuch gelegt, und nun zitterte er an allen Gliedern wie im Fieber und ging anderthalb Stunden lang im Krankensaal auf und ab; ich blickte in sein Gesicht; er schien in diesem Augenblick an nichts zu denken und sah mit wildem, irrendem Blick drein, dem es offensichtlich schwer wurde, mit Aufmerksamkeit an etwas haftenzubleiben. Mir kam es vor, als ob er starr nach meinem Tee blickte. Der Tee war heiß; der Dampf stieg aus der Tasse empor, und den armen Teufel fror, so daß er mit den Zähnen klapperte. Ich bot ihm eine Tasse Tee an. Wortlos, mit kurzer Wendung blieb er stehen, nahm die Tasse und trank sie im Stehen und ohne Zucker aus, wobei er sich offenbar sehr beeilte und es geflissentlich vermied, mich anzusehen. Nachdem er getrunken hatte, setzte er schweigend die Tasse wieder hin, dankte mir nicht einmal mit einem Kopfnicken und ging wieder im Saal auf und ab. Er war auch nicht in der Stimmung, Worte zu machen und mit dem Kopf zu nicken. Was die Arrestanten

anbelangt, so vermieden sie im Anfang jedes Gespräch mit dem bestraften Rekruten. Nachdem sie ihm die ersten Hilfeleistungen erwiesen hatten, bemühten sie sich im Gegenteil selbst, ihm keine weitere Aufmerksamkeit zu schenken, vielleicht in dem Wunsche, ihm möglichst viel Ruhe zu geben und ihn nicht mit Ausfragen und Teilnahme zu quälen, womit er selbst vollkommen zufrieden zu sein schien.

Es war mittlerweile dämmerig geworden, und man zündete das Nachtlicht an. Einige von den Arrestanten besaßen sogar ihre eigenen Leuchter, doch waren es nicht gerade viele. Nach dem Abendbesuch des Arztes erschien zuletzt der wachthabende Unteroffizier und zählte alle Kranken, und es wurde, nachdem der Nachtkübel hereingebracht worden war, der Krankensaal nunmehr abgeschlossen. Ich erfuhr zu meiner Verwunderung, daß dieser Kübel die ganze Nacht über stehenbleiben sollte, obgleich auf dem Korridor, kaum zwei Schritt von der Tür entfernt, sich ein richtiger Abort befand. Doch dies war hier die einmal eingeführte Ordnung. Am Tage ließ man den Arrestanten noch aus dem Krankensaal hinaus, freilich nur auf eine Minute, doch in der Nacht unter keiner Bedingung. Die Säle für kranke Sträflinge glichen nicht den übrigen, gewöhnlichen, und die hier liegenden Kranken mußten auch während ihres Hospitalaufenthalts ihre Strafe verbüßen. Von wem diese Ordnung zuerst eingeführt worden war, weiß ich nicht; ich weiß nur, daß hierin überhaupt keine Ordnung lag, und daß mir der ganze unnütze Formenkram nie deutlicher zum Bewußtsein gekommen ist als hier in diesem Fall. Von den Ärzten ging sie natürlich nicht aus. Ich wiederhole es: die Arrestanten konnten ihre Ärzte nicht genug loben, sahen sie für ihre Väter an, achteten sie. Jeder von ihnen hatte sich einer Freundlichkeit von ihrer Seite zu erfreuen gehabt, hatte ein gutes Wort von ihnen zu hören bekommen; der von allen gemiedene Arrestant jedoch wußte dies sehr wohl zu schätzen, weil er die ungekünstelte Aufrichtigkeit eines solchen Wortes, einer solchen Freundlichkeit wohl erkannte. Diese brauchten natürlich auch nicht immer da zu sein; den Ärzten hätte niemand Vorwürfe gemacht, wenn sie die Kranken anders, d. h. rauher und weniger menschlich behandelt hätten: sie waren eben gut aus reiner

Menschenliebe. Natürlich wußten sie, daß der Kranke, ob er nun Sträfling sein mochte oder nicht, ebenso der frischen Luft bedürftig war wie jeder andere Kranke, selbst der vom höchsten Range. Die Kranken der anderen Abteilung, insbesondere die auf dem Wege der Genesung befindlichen, durften frei in den Korridoren umhergehen, sich viel Bewegung machen und brauchten nicht die verpestete Luft zu atmen, wie sie stets in dem abgeschlossenen, von allerlei erstickenden Ausdünstungen überfüllten Sträflingssälen herrschte. Furchtbar und ekelerregend ist es, sich jetzt vorzustellen, bis zu welchem Grade die ohnehin verpestete Luft erst in der Nacht, nachdem dieser Kübel hineingebracht worden war, bei uns sich noch mehr verpesten mußte angesichts der warmen Temperatur und dem Vorhandensein gewisser Krankheiten, bei denen Entleerungen nicht zu vermeiden waren! Wenn ich soeben sagte, daß der Sträfling seine Strafe auch während seiner Krankheitszeit abbüßte, so habe ich damit natürlich nicht gemeint und meine es auch nicht, daß diese Ordnung etwa zur Strafe dagewesen wäre. Dies wäre selbstverständlich eine sinnlose Verleumdung von meiner Seite. Es hat keinen Zweck, Kranke zu bestrafen; und war es dennoch der Fall, so versteht es sich von selbst, daß offenbar eine strenge, rauhe Notwendigkeit die vorgesetzte Behörde zu einer solchen, in ihren Auswirkungen so schädlichen Maßnahme gezwungen hatte. Welche aber? Darin liegt aber eben das Ärgerliche, daß es unmöglich ist, die Notwendigkeit dieser Maßregel auch nur halbwegs zu begründen, und außerdem auch noch die vieler anderer Maßregeln, die dermaßen unverständlich sind, daß es unmöglich ist, sie positiv zu erklären, ja überhaupt nur vermutungsweise sie erklären zu wollen. Wie ist eine solche unnütze Härte zu erklären? Etwa durch die Annahme, daß der Sträfling von Anfang an als Simulant ins Hospital käme, die Ärzte täuschte, in der Nacht den Saal verließe und in der Dunkelheit flüchtete? Es würde fast unmöglich sein, die totale Unrichtigkeit einer solchen Voraussetzung beweisen zu wollen. Wohin sollte denn der Sträfling entfliehen? Auf welche Weise sollte er entfliehen? In welcher Kleidung wäre die Flucht zu unternehmen? Am Tage läßt man die Sträflinge nur einzeln aus dem Saal; dies könnte auch des Nachts so

sein. An der Tür steht ein Wachtposten mit geladenem Gewehr. Der Abort liegt buchstäblich zwei Schritt vom Wachtposten entfernt, und außerdem führt auch noch die Nebenwache den Kranken dorthin und läßt ihn während der ganzen Zeit auch nicht einen Moment aus den Augen. Dort gibt es nur ein einziges Fenster, das im Winter mit einem Doppelrahmen und überdies mit einem eisernen Gitter versehen ist. Unter dem Fenster aber, auf dem Hofe, dicht unter den Fenstern des Krankensaales der Sträflinge, geht ebenfalls die ganze Nacht hindurch ein Posten auf und ab. Um durchs Fenster hinauszugelangen, müßte man den Rahmen und das Gitter herausschlagen. Wer aber würde dies zulassen? Nimmt man nun aber an, der Betreffende tötete die Nebenwache, ohne daß der Mann auch nur einen Laut von sich gäbe, so daß kein Mensch es hörte — er müßte dann doch (wenn man diese Ungereimtheit zugeben wollte) das Fenster nebst dem Gitter herausbrechen. Und nun ist noch darauf hinzuweisen, daß gleich neben dem Wachtposten die Krankenwärter schliefen und in einer Entfernung von etwa zehn Schritten, vor dem zweiten Krankensaal, ein zweiter Posten mit dem Gewehr wachte, neben dem ebenfalls eine zweite Nebenwache und weitere Krankenwärter waren. Und wohin sollte denn der Sträfling im Winter fliehen, nur mit Strümpfen und Pantoffeln, dem Hospitalschlafrock und der Nachtmütze bekleidet? Wenn dem aber so war, wenn so wenig Gefahr (d. h. streng genommen gar keine) bestand — warum gab es dann eine solche strenge, haftmäßige Behandlung der Kranken, womöglich in ihren letzten Lebenstagen, ihren letzten Lebensstunden — der Kranken, die noch notwendiger frische Luft brauchen als die Gesunden? Warum das alles? Ich vermochte dies nie zu verstehen.

Da nun aber hier schon einmal gefragt wird: „Warum das?“ und da schon die Rede davon ist, kann ich nicht umhin, einen weiteren unerklärlichen Umstand zu erwähnen, der viele Jahre hindurch als eine rätselhafte Tatsache vor mir gestanden hat, für die ich desgleichen auf keine Weise eine Antwort zu finden vermochte. Ich kann nicht umhin, darüber einige Worte zu sagen, bevor ich meine Schilderung fortsetze. Ich spreche von den Fesseln, von denen keine Krankheit den bereits

abgeurteilten Sträfling erlöste. Sogar Schwindsüchtige sind vor meinen Augen in ihren Fesseln gestorben. Und doch war ein jeder so daran gewöhnt, hielt ein jeder es für eine vollzogene, eine unabänderliche Tatsache. Es ist kaum anzunehmen, daß überhaupt jemand darüber jemals nachgedacht hat; selbst keinem der Ärzte ist es eingefallen, in all diesen Jahren auch nur ein einziges Mal bei der vorgesetzten Behörde darum nachzusuchen, daß der eine oder der andere der schwerkranken Sträflinge, insbesondere ein Schwindsüchtiger, von seinen Fesseln befreit würde. Es sei zugegeben, daß die Fesseln an und für sich keine Gott weiß wie schwere Last sind; sie wiegen etwa acht bis zwölf Pfund. Einem gesunden Menschen fällt es nicht schwer, zehn Pfund zu tragen. Es wurde mir übrigens gesagt, daß vom Fesselntragen die Beine nach einigen Jahren zu verdorren anfingen. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, wenngleich dabei nicht alle Wahrscheinlichkeit ausgeschlossen ist. Ein Gewicht, und sei es ein noch so geringes, seien es zehn Pfund, vergrößert, für immer an den Fuß angeschmiedet, das Gewicht des Gliedes in unnormaler Weise, so daß im Laufe der Zeit sich da sehr wohl eine schädigende Wirkung zeigen kann. Nehmen wir an, daß dies alles für den gesunden Menschen keine Bedeutung hat. Doch trifft das auch für den Kranken zu? Nehmen wir an, es besage bei dem Leichtkranken auch noch nichts. Ist es dann aber, wiederhole ich, bei den Schwerkranken ebenso, insonderheit bei den Schwindsüchtigen, bei denen ohnehin schon die Hände und Füße vertrocknen, so daß schon jeder Strohhalm für sie schwer wird? Würde die Medizinalbehörde meinetwegen auch nur für die Schwindsüchtigen eine Erleichterung der Fesseln erwirken, so wäre dies schon eine wahre und große Wohltat. Wollte nun jemand einwenden, daß der Sträfling ein Bösewicht und darum unwürdig einer Wohltat sei, so wäre dagegen zu sagen, daß es nicht angeht, einem Menschen die Strafe zu verdoppeln, den schon sowieso der Finger Gottes berührt hat. Es ist überhaupt auch gar nicht anzunehmen, daß dies allein wegen der Bestrafung geschieht. Der Schwindsüchtige ist ja selbst nach der Urteilfällung von körperlicher Züchtigung befreit. Es liegt folglich hier wiederum eine ganz besondere, geheimnisvolle, wichtige Maßregel in Gestalt einer vorbeugenden

Notwendigkeit vor. Doch welch eine das ist, läßt sich nicht begreifen. Man darf doch wirklich nicht annehmen, daß der Schwindsüchtige etwa flüchten wolle. Wem sollte dies angesichts der bekannten Entwicklung dieser Krankheit in den Sinn kommen? Daß ein Sträfling die Krankheit den Ärzten nur vortäuschte, um zu flüchten, ist ganz unmöglich, denn es ist eine Krankheit, die sofort zu erkennen ist. Und weiter: Schlägt man einen Menschen in Fesseln, bloß damit er nicht entfliehe, oder dazu, um ihn am Entfliehen zu hindern? Ganz und gar nicht! Die Fesseln versinnbildlichen bloß eine Ehrlosmachung, eine Schande, eine Drangsal, physisch wie moralisch. So wenigstens muß man annehmen. Am Fliehen vermögen sie niemand zu hindern; selbst der beschränkteste, ungeschickteste Sträfling wird es verstehen, sie ohne große Mühe sehr schnell zu durchfeilen oder mit einem Stein die Niete zu zertrümmern. Die Fußfesseln bedeuten absolut kein Hindernis für die Flucht. Wenn dem aber so ist, wenn man sie dem verurteilten Zwangssträfling allein als Strafmittel zuerteilt, so frage ich wieder: Sollte man denn wirklich einen Sterbenden noch bestrafen wollen?

Und jetzt, da ich dies schreibe, kommt mir ein Sterbender deutlich in die Erinnerung. ein Schwindsüchtiger, jener selbe Michailow, der mir fast gegenüber lag, nicht weit von Ustjanzew, und der am vierten Tage nach meiner Ankunft im Sträflingshospital starb. Vielleicht habe ich hier zu viel von Schwindsüchtigen gesprochen, indem ich unwillkürlich die Eindrücke und Gedanken wiederhole, die mir anläßlich dieses Todesfalls gekommen sind. Michailow selbst habe ich übrigens nur wenig gekannt. Er war ein noch sehr junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren, hoch gewachsen, dünn und von außerordentlich angenehmem Äußern. Er lebte in der „besonderen Abteilung“ und war schweigsam, bis zur Wunderlichkeit, still und von einer sanften Traurigkeit erfüllt. Es war, als ob er im Zwangssträflingshause langsam „vertrocknete“. So drückten sich damals die Sträflinge über ihn aus, bei denen er ein gutes Andenken hinterließ. Ich entsinne mich nur noch dessen, daß er wunderschöne Augen hatte; sonst aber weiß ich wirklich nicht mehr, weshalb er mir so deutlich im Gedächtnis geblieben ist. Er verschied gegen drei Uhr nachmittags an einem

klaren Festtage. Ich erinnere mich noch, wie die Sonne mit starken, schrägen Strahlen durch die grünen, leicht gefrorenen Scheiben der Fenster unsres Krankensaals hineinschien. Ein ganzer Lichtstrom ergoß sich über den Unglücklichen. Er war bewußtlos und verschied nach einem mehrere Stunden währenden, schweren Todeskampf. Schon am Morgen hatte er angefangen die an ihn Herantretenden nicht mehr zu erkennen. Man hatte versucht, ihm Erleichterung zu verschaffen, da man sah, daß er sehr schwer litt; er holte nur mit Mühe tief und röchelnd Atem. Seine Brust hob sich, als mangele es ihm an Luft. Er hatte die Bettdecke abgeworfen, die ganze Kleidung und begann zuletzt, sich sogar das Hemd vom Leibe zu reißen. Es war entsetzlich, diesen langen, langen Körper zu sehen mit den bis auf die Knochen ausgemergelten Beinen und Armen, mit dem eingesunkenen Leib und der gehobenen Brust mit den wie bei einem Totengerippe hervortretenden Rippen. Auf seinem ganzen Körper befanden sich jetzt nur noch ein hölzernes Kreuz mit einem Amulettchen und die Fesseln, durch welche er jetzt, wie es schien, den abgezehrten Fuß hätte hindurchziehen können. Eine halbe Stunde vor seinem Tode wurden alle bei uns gleichsam stiller und begannen alle nur noch im Flüstertone zu sprechen. Wer ging, tat dies mit unhörbaren Schritten. Es wurde nur noch wenig gesprochen und nur über Nebensächliches; nur selten fiel ein Blick auf den Sterbenden, dessen Röcheln immer stärker wurde. Endlich betastete er mit irrender, unsicherer Hand sein Amulett auf der Brust und wollte es abreißen, als würde auch dieses ihm noch zu schwer und beunruhigte und beengte ihn. Man nahm ihm das Amulett ab. Zehn Minuten später verschied er. Nun klopfte man an die Tür nach dem Wachthabenden und meldete es diesem. Ein Wächter erschien, sah sich mit stumpfem Blick die Leiche an und begab sich zum Feldscher. Der Feldscher, ein noch junger und gutmütiger Mensch, der sich nur ein wenig zuviel mit seinem Äußern beschäftigte, das übrigens auch gar nicht so übel war, erschien bald. Mit schnellen, lauten Schritten, die im stillgewordenen Krankensaal widerhallten, trat er an den Toten heran, griff ihm mit einem besonderen, ungezwungenen, wie eigens dafür einstudiertem Gesichtsausdruck nach dem Puls,

befühlte ihn, machte mit der Hand eine hoffnungslose Bewegung und entfernte sich wieder. Sofort wurde nun der Wache Meldung abgestattet. Der Verstorbene war ein ganz schwerer Verbrecher gewesen und hatte der „besonderen Abteilung" angehört. Er mußte durch ganz besondere Zeremonien als tot anerkannt werden. Während das Erscheinen der Wache erwartet wurde, äußerte einer der Sträflinge den Gedanken, es wäre angebracht, dem Toten die Augen zuzudrücken. Ein anderer hörte ihn aufmerksam an, trat schweigend an den Toten heran und drückte ihm die Augen zu. Als er das Kreuz daneben auf dem Kopfkissen liegen sah, nahm er es, betrachtete es und legte es dann schweigend Michailow wieder um den Hals, bedeckte ihn und bekreuzte sich. Unterdessen war das Gesicht des Toten starr geworden. Ein Lichtstrahl spielte auf ihm; der Mund war halb geöffnet, und zwei Reihen weißer, junger Zähne schimmerten unter den dünnen, an den Gaumen haftenden Lippen hervor. Endlich trat der wachthabende Unteroffizier mit dem Seitengewehr und dem Helm ein, begleitet von zwei Wärtern. Er näherte sich dem Toten, seinen Schritt immer mehr verlangsamend, und blickte mit unsicherem Ausdruck auf die stumm gewordenen und von allen Seiten mit finsteren Mienen auf ihn sehenden Sträflinge. Als er sich dem Toten bis auf einen Schritt genähert hatte, blieb er wie angewurzelt und gleichsam verschüchtert stehen. Der gänzlich entblößte, ausgemergelte Leichnam, der allein mit den Fesseln bekleidet war, frappierte ihn; und auf einmal hakte er den Schuppenriemen des Helms auf, nahm den Helm ab, was durchaus nicht notwendig war, und bekreuzte sich. Er hatte ein rauhes, graues, ernstes Soldatengesicht. In diesem Augenblick stand, wie mir noch erinnerlich ist, Tschekunow neben ihm, ebenfalls ein grauhaariger Greis. Die ganze Zeit blickte er schweigend und aufmerksam dem Unteroffizier gerade ins Gesicht und beobachtete mit besonderer Spannung aufs genaueste jede seiner Bewegungen. Da begegneten sich die Blicke beider, und bei Tschekunow fing plötzlich die Unterlippe an zu zittern. Sie verzog sich ganz eigentümlich, daß man seine Zähne sah, während er sich rasch an den Unteroffizier wandte, ihm gleichsam unwillkürlich zunickte und, auf den Toten zeigend, sagte:

„Hat ja doch auch einmal eine Mutter gehabt!" Sprach's und trat beiseite.

Diese Worte waren mir damals, wie ich mich erinnere, durch und durch gegangen. Wozu hatte er sie gesprochen, und wie waren sie ihm in den Sinn gekommen? Doch jetzt hob man die Leiche auf und trug sie mitsamt der Lagerstatt hinaus. Das Stroh raschelte, die Ketten klirrten in der allgemeinen Stille und schlugen gegen den Fußboden. Man nahm sie auf. Der Körper wurde fortgetragen. Da begannen alle wieder ganz laut miteinander zu sprechen. Man hörte, wie der Unteroffizier bereits im Korridor jemand nach dem Schmied schickte. Der Tote sollte aus den Fesseln gelöst werden . . .

Doch ich bin vom Gegenstande abgeschweift.

2

Das Hospital

(Fortsetzung)

Die Ärzte machten am Morgen die Runde durch die Krankensäle. Gegen elf Uhr erschienen sie bei uns alle miteinander im Gefolge des Oberarztes; anderthalb Stunden vor ihnen besuchte unser Zimmerarzt uns. Damals war unser Zimmerarzt ein noch junger Doktor, der sein Fach verstand, ein freundlicher, entgegenkommender Mensch, der von den Arrestanten sehr geliebt wurde. Nur einen einzigen Fehler fand man bei ihm, nämlich, daß er „zu still" sei. In der Tat war er auch fast zu wortkarg, geriet in Verlegenheit bei uns, errötete beinahe, änderte die Eßportionen schon fast bei der ersten Bitte des Patienten, ja es schien sogar fast, als sei er bereit, ihnen nach ihrem eigenen Wunsche die Arzneien zu verschreiben. Im übrigen war das ein prächtiger, junger Mensch. Es muß zugestanden werden, daß viele Ärzte in Rußland sich der Liebe und Achtung des einfachen Volkes erfreuen; dies ist, soweit ich beobachten konnte, die volle Wahrheit. Ich weiß, daß ich damit etwas Paradoxes sage, insbesondere wenn man das allgemeine Miß-

trauen des gesamten, einfachen Volkes bei uns in Rußland gegen die ärztliche Kunst und die ausländischen Medikamente in Betracht zieht. In der Tat wird sich auch der einfache Mann, selbst wenn er an einer sehr schweren Krankheit leidet, jahrelang lieber an eine sogenannte kluge Frau wenden oder zu seinen Hausmitteln (den Volksmitteln, die man übrigens durchaus nicht verachten muß) greifen, als daß er zu einem Arzte ginge oder sich ins Hospital legte. Doch abgesehen davon, daß hierin ein äußerst wichtiger Umstand liegt, der mit der Medizin durchaus nichts zu tun hat, nämlich das allgemeine Mißtrauen des einfachen Volkes gegen alles, was einen behördlichen, formellen Stempel trägt, ist dieses außerdem noch von Furcht und Vorurteilen den Hospitälern gegenüber erfüllt, und zwar infolge der verschiedensten, nicht selten ganz unsinnigen Greuelgeschichten, die aber bisweilen doch auch ihren Grund haben. Hauptsächlich aber fürchtet es sich vor den deutschen Einrichtungen der Hospitäler, vor den fremden Menschen, die während der ganzen Dauer der Krankheit um den Patienten herum sind, vor den strengen Vorschriften in bezug auf das Essen vor der angeblichen Brutalität der Feldschere und Ärzte, den Operationen, den Zergliederungen der Leichen und anderen Dingen mehr. Außerdem werden die Kranken, wie das Volk urteilt, von den „Vornehmen" behandelt, weil die Ärzte ja doch meist Vornehme sind. Doch bei näherem Verkehr mit den Ärzten verschwinden (wenn auch nicht vollständig, so doch zum größten Teil) alle diese Befürchtungen sehr schnell, was nach meiner Meinung unseren Ärzten, insbesondere den jüngeren, zur Ehre gereicht. Der größere Teil von ihnen versteht es, sich die Achtung und selbst die Liebe des Volkes zu erringen. Zum mindesten schreibe ich, was ich selbst gesehen und erfahren habe, und zwar wiederholt und an verschiedenen Stellen; ich habe keinen Grund zur Annahme, daß es anderswo sehr oft anders gemacht werde. Gewiß nehmen an manchen Orten die Ärzte unerlaubte Sporteln, ziehen Nutzen aus ihren Krankenhäusern, vernachlässigen ihre Patienten und vergessen sogar ganz die Medizin. Das gibt es noch. Aber ich spreche von der Mehrheit, oder richtiger gesagt, von dem Geist, der Richtung, die heute in der Medizin herrscht. Jene, die Abtrünnigen, sind die Wölfe in der Schafsherde.

Was sie auch zu ihrer Rechtfertigung anführen mögen, wie sie sich auch entschuldigt haben mögen, beispielsweise mit dem „Milieu", daß sie ihrerseits ja auch wieder verschlinge — sie werden doch stets im Unrecht bleiben, und besonders dann, wenn sie dabei die Menschenliebe verloren haben. Und Menschenliebe, Milde, brüderliches Mitleid mit dem Kranken ist diesem bisweilen nötiger als alle Arzneien. Es wäre für uns an der Zeit aufzuhören, apathisch über das Milieu zu klagen, daß uns angeblich verschlungen habe. Es mag stimmen, daß es vieles in uns aufzehrt, doch nimmt es ja nicht alles fort. Gar mancher Schlaue und Geriebene bemäntelt und entschuldigt häufig mit dem Milieu nicht nur seine Schwachheit, sondern nicht selten auch schlechtweg seine Gemeinheit, insonderheit wenn er schön zu reden und zu schreiben versteht. Doch ich bin abermals von meinem Thema abgekommen; ich wollte nur sagen, daß das einfache Volk mißtrauisch und feindlich mehr der staatlichen Gesundheitspflege als den Ärzten gegenübersteht. Hat es einmal erkannt, wie diese in Wirklichkeit bei der Ausübung ihres Berufs sind, so verliert es schnell viele seiner Vorurteile. Die sonstige Einrichtung unsrer Heilanstalten entspricht freilich in vieler Beziehung bis jetzt noch nicht dem Geist unseres Volkes, da sie den Gewohnheiten des einfachen Mannes zuwiderläuft und nicht imstande ist, seine Achtung und sein Vertrauen ganz zu erobern. So wenigstens kommt es mir nach einigen persönlichen Eindrücken vor.

Unser Zimmerarzt blieb in der Regel bei jedem einzelnen Kranken stehen, untersuchte ihn ernsthaft und mit außerordentlicher Aufmerksamkeit, fragte ihn über sein subjektives Befinden aus und verordnete hierauf die Medizin und die Diät. Bisweilen merkte er selbst, daß der Kranke gar nicht krank sei; doch da der Arrestant gekommen war, um sich von der Arbeit zu erholen oder auf einer Matratze zu liegen anstatt auf nackten Brettern, und im warmen Zimmer anstatt im feuchten Wachtlokal, wo die bleichen, abgemagerten Untersuchungsgefangenen in dichten Haufen eng zusammengehalten werden (die Untersuchungsgefangenen bei uns in ganz Rußland sind stets blaß und abgemagert — ein Zeichen dafür, daß ihre Verpflegung und ihre seelische Verfassung fast immer schlechter

sind als bei den bereits abgeurteilten Gefangenen), so verschrieb unser Doktor ihm ruhig etwas für „febris catarrhalis" und ließ ihn zuweilen sogar eine Woche lang bei uns liegen. Über dieses „febris catarrhalis" lachten alle bei uns. Wir wußten recht gut, das dieses durch ein gewisses, beiderseitiges Einverständnis zwischen Arzt und Kranken die angenommene Formel für die Bezeichnung einer fingierten Krankheit bildete; mit „Reserve-Bauchgrimmen" wurde dieses „febris catarrhalis" von den Arrestanten selbst übersetzt. So mancher Kranke mißbrauchte zuweilen die Gutherzigkeit des Doktors und blieb so lange liegen, bis er mit Gewalt entfernt werden mußte. Dann mußte man unsern Doktor sehen; er war fast verlegen, als scheute er sich, dem Kranken ins Gesicht zu sagen, daß er doch nun gesund werden und sich bald zum Austritt melden müsse, obwohl er das volle Recht besaß, ihn ganz einfach ohne alle Umstände als gesund fortzuschicken, indem er auf die Krankenliste „sanatus est" schrieb. Zuerst gab er es ihm sozusagen durch die Blume zu verstehen, darauf legte er es ihm gewissermaßen nahe: „Ist es nun nicht endlich Zeit? Du bist doch schon fast ganz gesund, im Saal ist es eng," usw., bis es dem Kranken selbst peinlich wurde und er um seine Entlassung einkam. Der Oberarzt war wohl ein menschenfreundlicher und ehrlicher Mensch (die Kranken liebten ihn ebenfalls sehr), doch war er bedeutend strenger und entschiedener als der Zimmerarzt und zeigte, wo es geboten schien, sogar eine rauhe Strenge; gerade deswegen aber war er bei uns ganz besonders geachtet. Er erschien in Begleitung sämtlicher Hospitalärzte, nachdem der Zimmerarzt bereits dagewesen war, untersuchte jeden einzelnen, blieb namentlich bei den Schwerkranken länger stehen, wußte ihnen immer ein freundliches, aufmunterndes, ja herzliches Wort zu sagen und machte im allgemeinen einen guten Eindruck. Die fingierten Kranken wies er nie ab und schickte sie nie zurück; wenn aber ein solcher Kranker hartnäckig liegenblieb, so schrieb er ihn einfach als gesund aus: „Nun, Bruder, du hast genug gelegen und dich ausgeruht. Gehe jetzt! Man muß auch seine Ehre haben." Hartnäckig waren in der Regel die Arbeitsfaulen, insbesondere während der eigentlichen Arbeitszeit im Sommer, oder die noch im Anklagezustande Befindlichen, die einer Be-

strafung entgegensahen. Ich entsinne mich, daß gegen einen dieser Leute eine ganz besondere Strenge, ja Härte sogar angewandt werden mußte, um ihn zum Austritt zu bewegen. Er war mit einem Augenleiden gekommen. Seine Augen waren rot, und er klagte über einen heftigen, stechenden Schmerz in den Augen. Man begann ihn mit Blasenpflaster, Blutegeln und Einspritzungen mit einer beizenden Flüssigkeit in die Augen usw. zu kurieren, doch die Krankheit verging nicht, die Augen besserten sich nicht. Nach und nach aber kamen die Ärzte dahinter, daß der Kranke ein Simulant sei. Es war stets nur eine geringe Entzündung vorhanden, die sich nicht verschlimmerte, aber auch nicht besser wurde, sondern stets gleichblieb. Der Fall war ein verdächtiger. Die Arrestanten wußten alle, daß er sich verstelle und die Leute täusche, obgleich er selbst dies nicht eingestand. Er war ein junger Bursche, ziemlich hübsch, machte aber einen unangenehmen Eindruck auf alle: er war verschlossen, argwöhnisch, finster, sprach mit niemand, sah alle scheel an und hielt sich von allen zurück, als mißtraue er jedem. Ich erinnere mich, daß es bei manchen sogar den Verdacht erweckte, er könnte etwas im Schilde führen. Er war Soldat, hatte einen schweren Diebstahl begangen, war überführt und zu tausend Stockschlägen und Arrestantenkompanie verurteilt worden. Um den Augenblick des Strafvollzuges hinauszuschieben, entschlossen sich, wie ich bereits früher bemerkt habe, manche der Sträflinge zu furchtbaren Dingen: da warf sich zum Beispiel einer am Vorabend der Exekution mit dem Messer auf einen seiner Vorgesetzten oder auf einen Mitsträfling. Man machte ihm deshalb aufs neue den Prozeß; die Züchtigung war auf diese Weise auf zwei Monate hinausgeschoben und der Zweck also erreicht. Es verschlug dem Mann nichts, daß er nach diesen zwei Monaten doppelt und dreifach schmerzlicher gezüchtigt wurde; nur im Augenblick wollte er diese schreckliche Minute, und wäre es nur um einige Tage, hinausrücken, mochte dann kommen, was da wolle — dermaßen stark war manchmal bei diesen Unglücklichen die Mutlosigkeit und Verzagtheit. Es hatten bereits mehrere im Krankensaal einander zugeflüstert, daß man sich vor ihm in acht nehmen müsse; er könnte leicht einen in der Nacht umbringen. Aber

16*

so wurde übrigens nur gesprochen, ohne daß besondere Vorsichtsmaßregeln ergriffen wurden, selbst von denen nicht, die ganz in seiner Nähe lagen. Einige hatten im übrigen bemerkt, daß er in der Nacht sich die Augen mit Kalk vom Stuck reibe, damit sie am Morgen wieder rot aussähen. Endlich drohte der Oberarzt ihm mit dem Eiterband. Bei hartnäckigen Augenkrankheiten, die sich sehr lange hinziehen, greifen nämlich die Ärzte, nachdem alle Mittel der Arzneiwissenschaft durchgeprobt sind, endlich, um das Augenlicht zu retten, zu einem ebenso starkwirkenden wie qualvollen Mittel: man legt dem Kranken ein Eiterband, wie einem Pferde, um. Doch der arme Teufel wollte auch jetzt nicht gesund werden. War er nun eigensinnig von Charakter oder feige, aber das Eiterband war, wenn auch nicht in dem Grade wie die Spießruten, so doch immer noch schmerzhaft genug. Dem Kranken wird dabei im Nacken so viel Haut, als man mit der Hand zu fassen vermag, zusammengenommen und sodann diese ganze zusammengenommene Haut mit einem Messer durchstochen, so daß eine breite und lange Wunde über den ganzen Nacken hin entsteht. In die Wunde wird nun ein Leinenband eingezogen, das ziemlich die Breite eines Fingers hat. Jeden Tag wird zu bestimmter Stunde dieses Band in der Wunde durchgezogen, so daß sie gleichsam wieder neu aufgerissen wird, und zwar zu dem Behuf, damit sie beständig eitere und nicht zuheile. Der arme Teufel ertrug, übrigens unter furchtbaren Qualen, auch diese Folter mehrere Tage lang hartnäckig, willigte aber endlich ein, das Hospital zu verlassen. In einem Tage waren seine Augen vollkommen gesund geworden, und kaum war sein Hals geheilt, so begab er sich auf die Hauptwache, um schon tags darauf seine tausend Stockhiebe in Empfang zu nehmen.

Gewiß ist die Minute vor der Züchtigung schwer, so schwer, daß ich vielleicht eine Sünde begehe, wenn ich die Angst vor ihr als Mutlosigkeit und Feigheit bezeichne. Sie muß ja schwer sein, wenn man eine doppelte, ja dreifache Bestrafung riskiert, bloß um ihre sofortige Vollstreckung zu umgehen. Ich erwähnte übrigens wohl schon auch jene, die selbst um ihre baldigstmögliche Entlassung aus dem Hospital baten, und zwar mit einem nach der ersten Züchtigung noch nicht völlig ausgeheilten

Rücken, um den Rest der Strafe noch in Empfang zu nehmen und endlich aus dem Anklagezustand herauszukommen. Die Untersuchungshaft auf der Hauptwache war natürlich für alle unvergleichlich viel schlimmer als die Zwangsarbeit selbst. Doch abgesehen von den Temperamentsunterschieden spielte eine große Rolle bei der Entschlossenheit und Unerschrockenheit so mancher auch die chronische Gewöhnung an Schläge und Bestrafung. Ein mehrfach Gezüchtigter wird seelisch und körperlich gewissermaßen abgehärtet: er sieht zuletzt skeptisch auf die Strafe, sieht sie fast als eine kleine Unbequemlichkeit an und fürchtet sie gar nicht mehr. Im allgemeinen gesprochen, stimmt das. Einer unsrer Sträflinge aus der „besonderen Abteilung", ein getaufter Kalmück, Alexander oder Alexandra, wie man ihn bei uns nannte, ein seltsamer, durchtriebener und furchtloser, zugleich aber auch sehr gutmütiger Mensch, erzählte mir, daß er seine viertausend Streiche hinter sich gebracht habe. Er lachte und scherzte dabei, versicherte mir aber auch ganz ernsthaft, daß er, wenn er nicht von der ersten, zartesten Kindheit an unter der Peitsche aufgewachsen wäre, von der buchstäblich sein ganzes Leben hindurch die Narben auf seinem Rücken nicht verschwanden, die viertausend Hiebe nicht überstanden hätte.

Bei seiner Erzählung segnete er gleichsam diese Erziehung unter der Peitsche: „Man hat mich beständig geprügelt, Alexander Petrowitsch," sagte er, eines Abends an meiner Pritsche sitzend. „Für alles und jedes, was vorkam, gab es Hiebe, fünfzehn Jahre hindurch, seit dem Tage, da ich denken kann, und jeden Tag mehrmals. Es schlug mich nur der nicht, der nicht schlagen wollte, so daß ich zuletzt schon völlig daran gewöhnt war." Wie er unter die Soldaten gekommen war, weiß ich nicht. Im übrigen erinnere ich mich nicht mehr, ob er es mir nicht am Ende doch erzählt hat: er war ein ewiger Deserteur und Landstreicher. Ich erinnere mich nur noch, daß er mir erzählte, wie sehr er in Furcht gewesen war, als man ihn wegen der Ermordung seines Vorgesetzten zu viertausend Hieben verurteilt hatte. „Ich wußte," so erzählte er, „daß man mich streng bestrafen und vielleicht gar nicht lebend unter den Spießruten hervorlassen werde, obwohl ich doch an Prügel gewöhnt war. . Und viertausend Streiche sind doch immerhin keine

Kleinigkeit. Dazu waren auch die Vorgesetzten samt und sonders sehr erbittert. Ich wußte ganz genau, es werde nicht so leicht abgehen, und ich würde mit dem Leben nicht davonkommen. Zuerst versuchte ich, mich taufen zu lassen. Vielleicht, dachte ich, hilft dir dies und begnadigt man dich, und obgleich meine Angehörigen sofort meinten, daß es nichts helfen werde, dachte ich doch: Einerlei, ich versuch' es. Sie werden mit einem Getauften mehr Mitleid haben. Ich wurde in der Tat getauft und erhielt den Namen Alexander. Doch die Spießruten blieben mir doch; nicht eine hat man mir geschenkt. Es hat mich richtig gekränkt, und ich dachte bei mir: ‚Wartet nur, ich werde euch samt und sonders zum besten haben.' Und, was glauben Sie, Alexander Petrowitsch — ich habe sie wirklich zum besten gehabt! Ich verstand es ausgezeichnet, mich tot zu stellen, d. h. nicht ganz tot, sondern nur so, als wolle die Seele eben aus dem Körper entweichen. Man führte mich in die Gasse, führte mich durch das erste Tausend. Es brennt, ich schreie. Man führt mich durch das zweite Tausend. Ich denke, mein Ende ist da. Mir wurde es schwarz vor den Augen, die Knie sanken mir zusammen und ich schlug an die Erde: meine Augen wurden wie tot, das Gesicht blau, der Atem stockte, der Mund war mit Schaum bedeckt. Der Arzt trat hinzu: ‚Er wird gleich sterben', sagte er. Da brachte man mich ins Hospital, und ich lebte sofort wieder auf. So haben sie mich noch zweimal hinausgeführt, so wütend, so wütend sind sie auf mich gewesen! Ich aber habe sie noch zweimal zum besten gehabt. Beim dritten Tausend wurde ich wieder scheintot; als es aber durchs vierte Tausend ging, da drang mir jeder Schlag wie ein Messer durchs Herz. Jeder Schlag war, als ob es drei gewesen wären — so stark schlugen sie zu! Eine rasende Wut hatten sie auf mich. Dieses abscheuliche letzte Tausend (der Teufel hol' es!) wog alle drei ersten auf, und wäre ich nicht noch nahe vor dem Ende (es fehlten im ganzen zweihundert Streiche) ‚gestorben', so hätten sie mich jetzt doch noch zu Tode geschlagen. Doch ich ließ mich nicht klein kriegen: wieder hatte ich sie zum besten, und wieder stellte ich mich tot; wieder haben sie es geglaubt. Und wie sollten sie es denn auch nicht glauben? Der Arzt glaubte es ja. Zwar haben sie mich bei den letzten zwei-

hundert so geschlagen, daß bei einer anderen Gelegenheit zweitausend leichter zu ertragen gewesen wären. Aber es half ihnen nichts — sie haben mich doch nicht zu Tode geschlagen. Und warum nicht? Nur darum nicht, weil ich von Jugend auf unter der Peitsche aufgewachsen bin. Daher lebe ich auch heute noch. Oh, sie haben mich geschlagen, geschlagen mein ganzes Leben hindurch!" fügte er seiner Erzählung am Schluß hinzu, gleichsam in traurigem Sinnen, als bemühte er sich in seiner Erinnerung auszurechnen, wie oft man ihn geschlagen habe. „Nein, nein," setzte er nach minutenlangem Schweigen hinzu, „es ist nicht auszurechnen, wieviel man mich geschlagen hat! Und wozu auch es versuchen? Eine solche Rechnung würde doch niemals stimmen!" Er blickte mich an und lachte, doch so gutmütig, daß ich selbst nicht umhin konnte, ihm zur Antwort zuzulächeln. „Wissen Sie, Alexander Petrowitsch, daß ich auch jetzt noch, wenn ich des Nachts träume, nichts weiter träume, als daß man mich schlägt! Andere Träume habe ich gar keine." In der Tat schrie er häufig des Nachts auf, schrie sogar zuweilen aus voller Kehle, so daß die anderen Sträflinge ihn mit Püffen weckten: „Zum Teufel, was schreist du denn da?" Er war ein kräftiger Bursche von kleinem Wuchs, unruhig, doch von heiterem Charakter und etwa fünfundvierzig Jahre alt. Er lebte mit allen auf gutem Fuß, wurde jedoch, da er sehr zu stehlen liebte, oft dafür geschagen. Allein, wer bei uns hatte nicht gestohlen, und wer bei uns wäre dafür nicht geschlagen worden?

Ich füge hier noch folgendes hinzu: Stets habe ich mich über die ungewöhnliche Gutmütigkeit, über die Harmlosigkeit gewundert, mit der alle diese Gezüchtigten davon sprachen, wie und von wem sie gezüchtigt worden waren. Oft konnte man auch nicht die geringste Spur von Zorn oder Haß in diesen Erzählungen wahrnehmen, bei denen selbst bei mir sich das Herz erregte und heftiger und rascher zu schlagen begann. Sie aber erzählten und lachten dabei wie die Kinder. So erzählte mir zum Beispiel M. von seiner Bestrafung; er gehörte nicht dem Adelsstande an und hatte fünfhundert Streiche auszuhalten gehabt. Ich hörte die anderen davon erzählen und fragte ihn selbst, ob es wahr sei und wie es gewesen sei? Er antwortete

mir kurz, gleichsam als schmerze es ihn im Innern, wobei er sich zu bemühen schien, mich nicht anzusehen. Er war errötet; doch nach einer halben Minute sah er mich wieder an, während seine Augen vor Haß funkelten und die Lippen vor Entrüstung bebten. Ich fühlte, daß er dieses Blatt aus seiner Vergangenheit nie vergessen könne. Doch die anderen (ich stehe nicht dafür ein, daß es da keine Ausnahmen gegeben habe) sahen die Sache ganz anders an. Es kann nicht sein, dachte ich zuweilen, daß sie sich selbst für vollkommen schuldig und der Strafe wert halten, besonders wenn sie sich nicht gegen ihresgleichen, sondern gegen die Vorgesetzten vergangen hatten. Die Mehrzahl von ihnen gab sich selbst keine Schuld. Ich sagte bereits, daß ich von Gewissensbissen nichts gesehen habe, selbst in den Fällen nicht, wo das Verbrechen an Angehörigen des eigenen Standes verübt worden war. Von den Verbrechen gegen die Vorgesetzten lohnt es sich gar nicht zu sprechen. Mir kam es bisweilen vor, als ob für diesen letzteren Fall ein ganz besonderer, sozusagen praktischer, oder besser faktischer, Blick für die Sache vorhanden sei. Man zog das Schicksal, die Unabweisbarkeit der Tatsache in Betracht, und zwar nicht wohlüberlegt, sondern vielmehr unbewußt, wie wenn es sich um eine Glaubensmeinung handelte. Der Sträfling fühlte sich zwar stets bei seinem Vergehen gegen die Vorgesetzten im Recht, so daß schon die Frage danach für ihn ganz indiskutabel war; ungeachtet dessen aber erkannte er praktisch an, daß die Vorgesetzten sein Verbrechen ganz anders ansähen, daß er dafür eben wohl Strafe verdiene und die Rechnung also stimme. Hier handelt es sich um einen gegenseitigen Kampf. Der Verbrecher weiß dabei, und er zweifelt daran gar nicht mehr, daß er durch das Urteil seiner eigenen Umgebung, eben des einfachen Volkes, gerechtfertigt sei, da dieses (das weiß er ebenfalls) ihn nie ganz verurteilen, sondern meist sogar vollkommen freisprechen werde, sobald nur sein Verbrechen nicht gegen einen aus ihrem eigenen Stande, gegen einen der eigenen Brüder, gegen einen aus dem einfachen Volke gerichtet war. Sein Gewissen ist ruhig; das Gewissen ist seine starke Seite und hält ihn moralisch im Gleichgewicht, und das ist die Hauptsache. Er scheint zu fühlen, daß es etwas gibt, worauf er sich stützen kann, und deshalb haßt er nicht, sondern nimmt,

was ihm geschieht, als eine unvermeidliche Tatsache hin, zu der er nicht den Anstoß gegeben hat, und die auch mit seiner Person nicht abgetan sein, sondern auf lange Zeit hinaus fortfahren wird sich auszuwirken inmitten des einmal begonnenen passiven, aber hartnäckigen Kampfes. Welcher Soldat haßt persönlich den Türken, wenn er mit ihm kämpft, wenngleich der Türke mit dem Säbel nach ihm haut, nach ihm sticht oder auf ihn schießt? Im übrigen wurden aber doch nicht alle Erzählungen vollkommen kaltblütig und gleichmütig vorgetragen. Vom Leutnant Sherebjatnikow beispielsweise sprach man mit einem gewissen Anstrich von Entrüstung, freilich mit keiner besonders großen. Mit diesem Leutnant Sherebjatnikow wurde ich schon während der ersten Zeit meines Liegens im Hospital bekannt, natürlich nur durch die Erzählungen der Sträflinge. Später sah ich ihn auch in leibhaftiger Gestalt, als er bei uns Wachdienst hatte. Er war ein Mann von etwa dreißig Jahren, von hohem Wuchs, dick, fett, mit roten, kugelrunden Wangen, weißen Zähnen und einem dröhnenden Lachen. An seinem Gesicht konnte man erkennen, daß er der gedankenloseste Mensch auf der Welt sei. Er freute sich leidenschaftlich, wenn er knuten und Spießruten laufen lassen konnte und zum Vollstrecken der Strafe abkommandiert wurde. Ich muß hinzufügen, daß ich schon damals auf Sherebjatnikow wie auf ein Scheusal unter seinesgleichen schaute, und ebenso schauten auch die Sträflinge auf ihn. Es hat außer ihm noch andere solche Strafvollzieher gegeben, in der alten Zeit natürlich, der eben erst vergangenen alten Zeit, deren „Andenken noch frisch ist, und an die man nur noch mit Mühe glauben kann“ — die ihre Obliegenheit mit Sorgfalt und Eifer erfüllten. Doch größtenteils geschah dies unbefangen und ohne besondere Begeisterung. Der Leutnant aber war in der Ausführung seiner Aufgabe ein Art Feinschmecker in höchster Potenz. Er liebte ganz leidenschaftlich diese ausführende Kunst, und er liebte sie nur um der Kunst willen. Er genoß sie und erfand, wie ein durch Genüsse aller Art entnervter Patrizier aus Roms Kaiserzeit, die verschiedensten Raffiniertheiten, die verschiedensten Widernatürlichkeiten, um seine verfettete Seele auf irgendeine Weise anzuregen und angenehm zu kitzeln. Man führt beispielsweise einen Sträfling

zur Exekution hinaus; Sherebjatnikow ist der Exekutionsleiter. Schon allein der Anblick der in Reih' und Glied aufgestellten Leute mit den dicken Stöcken macht, daß er Feuer und Flamme ist. Er schreitet die Reihen selbstzufrieden ab und schärft den Leuten nachdrücklich ein, daß jeder von ihnen seine Pflicht sorgfältig und gewissenhaft erfülle, widrigenfalls . . . Die Soldaten wußten schon selbst, was dies „widrigenfalls" zu bedeuten habe. Nun bringt man den Delinquenten selbst an, und ist dieser bisher mit Sherebjatnikow nicht bekannt gewesen, hat er noch nichts von ihm bis in die letzten Einzelheiten gehört, so muß er jetzt erfahren, was der mit ihm anstellen wird. (Natürlich ist dies nur eines von hundert Stückchen, die der an Erfindungen unerschöpfliche Leutnant mit dem Delinquenten spielt.) Jeder Arrestant beginnt in dem Augenblick, da man ihn entkleidet und ihm die Hände an die beiden Gewehrkolben bindet, an denen ihn dann die Unteroffiziere durch die grüne Gasse*) ziehen, nach der üblichen Sitte zu jammern und mit kläglicher Stimme den Leiter der Exekution anzuflehen, ihn möglichst mild zu züchtigen und die Strafe nicht durch übermäßige Strenge zu verschärfen. „Ew. Wohlgeboren," schreit der Unglückliche, „erbarmen Sie sich, seien Sie mir ein rechter Vater, machen Sie, daß ich mein Leben lang für Sie beten werde, richten Sie mich nicht zugrunde, erbarmen Sie sich!" Sherebjatnikow scheint darauf nur gewartet zu haben; er läßt sogleich innehalten und beginnt mit gefühlvollem Ausdruck ein Gespräch mit dem Arrestanten.

„Du mein Freund," spricht er, „was soll ich denn mit dir tun? Ich bestrafe dich doch nicht; das Gesetz tut es."

„Ew. Wohlgeboren, alles liegt in Ihren Händen! Haben Sie Erbarmen!"

„Glaubst du denn, du tust mir nicht leid? Glaubst du, es ist mir ein Vergnügen zu sehen, wie man dich schlagen wird? Bin ich denn nicht auch ein Mensch! Bin ich ein Mensch oder nicht, nach deiner Ansicht?"

„Natürlich, Ew. Wohlgeboren, ganz sicher! Sie sind unsre Väter, wir die Kinder. Seien Sie mir ein Vater!" schreit der Sträfling, der schon Hoffnung schöpft.

*) Die Uniformröcke der russischen Liniensoldaten waren ehemals grün.

„Aber mein Freund, urteile doch selbst; du hast doch Verstand zu urteilen: ich weiß ja selbst, daß ich aus Menschlichkeit nachsichtig und gnädig auf dich Sündigen sehen muß.“

„Die pure Wahrheit erlauben sich Ew. Wohlgeboren zu reden!“

„Jawohl, gnädig muß man dich ansehen, wie sündig du auch sein magst. Doch da kann ich nichts dabei tun, weil das Gesetz da ist. Bedenke! Ich diene ja Gott und dem Vaterland. Ich nehme ja eine große Sünde auf mich, wenn ich das Gesetz mildern wollte. Bedenke das!“

„Ew. Wohlgeboren!“

„Was macht man denn! So mag es denn um deinetwillen sein! Ich weiß, daß ich sündige, doch mag es sein. Ich werde dir Gnade erweisen und dich für dieses Mal leicht bestrafen. Was aber wird sein, wenn ich dir dadurch gerade Schaden bringe? Denn übe ich jetzt Gnade und strafe ich dich leicht, so wirst du hoffen, es werde ein zweites Mal ebenso geschehen und wirst ein neues Verbrechen begehen. Und was dann? Auf meiner Seele würde es ja dann liegen ...“

„Ew. Wohlgeboren, solches soll nie und nimmer vorkommen! Ich sag' es, als stehe ich eben vor dem Thron des Ewigen!“

„Nun gut, nun gut! Willst du mir schwören, daß du dich fortan gut führen wirst?“

„Möge mich Gott der Herr zerschmettern, und möge ich in jener Welt ...“

„Schwöre nicht, das ist eine Sünde! Ich glaube schon deinem bloßen Wort. Gibst du dein Wort?“

„Ew. Wohlgeboren!“

„Nun, so höre denn: ich übe Gnade an dir allein um deiner Waisentränen willen. Du bist doch wohl eine Waise?“

„Eine Waise bin ich, Ew. Wohlgeboren, ganz einsam und verlassen bin ich auf der Welt, ohne Vater, ohne Mutter.“

„Nun, so sei es denn um deiner Waisentränen willen! Doch hüte dich, es ist das letzte Mal. Führt ihn los!“ fügt er mit einer so milden Stimme hinzu, daß der Sträfling gar nicht weiß, mit welchen Gebeten für einen solchen Erbarmer er sich an Gott den Herrn wenden solle. Doch die grause Prozession setzt sich in Bewegung: man führt ihn los. Die Trommenl ertönt, die

ersten Streiche fallen. „Drauflos auf ihn!“ schreit Sherebjatnikow aus voller Kehle. „Gebt's ihm! Tüchtig, tüchtig! Immer drauf los! Noch mehr, immer mehr! Stärker gebt's der Waise, dem Halunken! Mehr, mehr!“ Und die Soldaten schlagen aus voller Kraft drauflos. Dem armen Kerl sprühen Funken aus den Augen, und er beginnt zu schreien, während Sherebjatnikow hinter ihm her neben der Front läuft und lacht und lacht, sich die Seiten mit den Händen hält, sich nicht mehr gerade zu halten vermag, so daß es zuletzt schon beinahe mitleiderregend anzusehen ist. Und er freut sich und er lacht, was er kann, und sein helles, gesundes, dröhnendes Gelächter wird hin und wieder unterbrochen von seinen Zurufen: „Gebt's ihm, gebt's ihm! Haut ihn tüchtig, den Halunken, haut die Waise!“

Doch noch eine andere Variation hat er sich ausgedacht. Man führt den Arrestanten hinaus zur Exekution. Wieder beginnt er mit Bitten und Flehen. Sherebjatnikow gebärdet sich diesmal anders, verstellt sich nicht, sondern gibt sich, wie er ist:

„Siehst du, mein Lieber,“ sagt er, „ich bestrafe dich, wie es sich gehört, weil du es so verdient hast. Doch höre, was ich für dich tun will: an die Kolben werde ich dich nicht binden. Du sollst allein gehen, nur auf eine neue Weise. Lauf, was du kannst, durch die ganze Front! Wenn auch jeder Stock trifft, so geht die Sache doch viel schneller. Was meinst du, willst du es ausprobieren?“

Der Sträfling hört es mit Zweifel, mit Mißtrauen und überlegt es sich. „Was,“ denkt er bei sich, „vielleicht ist es so doch besser? Ich werde laufen, was ich kann. So wird die Qual fünfmal kürzer sein, und möglicherweise trifft auch nicht jeder Stock.“

„Gut, Ew. Wohlgeboren, ich bin einverstanden.“

„Nun wohl, ich ebenfalls. Los! Ihr aber, aufgepaßt! Nicht gegähnt!“ ruft er den Soldaten zu, im übrigen wohl wissend, daß auch nicht ein einziger Stock den Rücken des Delinquenten verfehlen wird. Der fehlschlagende Soldat weiß ebenfalls sehr gut, was ihm droht. Der Sträfling läuft, was er kann, durch die „grüne Gasse“, kommt aber natürlich nicht einmal fünfzehn Paare weit: die Stöcke fallen wie Trommelwirbel, wie ein Blitz auf einmal plötzlich auf seinen Rücken

nieder, und der Ärmste stürzt mit einem Schrei wie hingemäht, wie von einer Kugel getroffen zur Erde. „Nein, Ew. Wohlgeboren, da ist es schon besser nach dem Gesetz," sagt er, sich langsam vom Boden erhebend, bleich und erschreckt. Sherebjatnikow aber, der schon im voraus gewußt hat, wie das Stückchen auslaufen werde, will sich vor Lachen ausschütten. Doch es ist nicht möglich, alle seine Belustigungen hier mitzuteilen, und auch nicht, was bei uns von ihm erzählt wurde.

In etwas anderer Weise, in anderem Ton und Geist erzählte man bei uns von einem Leutnant Smekalow, der das Kommando im Zwangssträflingshause innegehabt hatte, bevor unser Platzmajor es erhielt. Obwohl man von Sherebjatnikow ziemlich gleichmütig und ohne besondere Erbitterung erzählte, freute man sich doch nicht seiner Heldentaten, lobte man ihn keineswegs, sonder verabscheute ihn sichtlich. Ja man sah ihn sogar gewissermaßen von oben herab mit Verachtung an. Des Leutnants Smekalow aber erinnerte man sich bei uns mit Freude und mit Vergnügen. Er war nämlich ganz und gar kein Freund des Prügelsystems gewesen; in ihm war auch nicht eine Spur vom Sherebjatnikowschen Element gewesen. Und doch war er dabei durchaus nicht abgeneigt gewesen, die Prügelstrafe anzuwenden. Dessenungeachtet aber waren seine Ruten bei uns eine liebe Erinnerung — so hatte dieser Mensch es verstanden, sich den Sträflingen angenehm zu machen! Und wodurch? Wodurch hatte er sich eine solche Popularität verdient? Ist es wahr, daß unsere Leute, wie überhaupt das ganze russische Volk, geneigt sind, für ein einziges freundliches Wort alle Drangsalierungen und Qualen zu vergessen? Ich spreche hiervon wie von einer Tatsache, ohne diese diesmal von allen Seiten zu betrachten. Es war nicht schwer, diesem Volk etwas zu Gefallen zu tun und sich bei ihm beliebt zu machen. Doch der Leutnant Smekalow hatte sich eine ganz besondere Popularität errungen, so daß man sich sogar der Art und Weise, wie er die Prügelstrafe vollzog, fast mit einer gewissen Rührung erinnerte. „Da braucht man gar keinen Vater," sagten die Sträflinge und seufzten förmlich, wenn sie in der Erinnerung ihren früheren, stellvertretenden Vorgesetzten Smekalow mit dem derzeitigen Platzmajor verglichen — „eine Seele von Mensch

ist er gewesen!" — Er war ein schlichter, in seiner Art sogar guter Mensch gewesen. Doch kommt es vor, daß es unter den Vorgesetzten nicht allein einen guten, sondern sogar großherzigen Mann gibt, und was geschieht? Niemand liebt ihn, ja über manchen wird sogar gelacht! Der Grund lag hier darin, daß Smekalow es verstanden hatte, es so einzurichten, daß alle bei uns ihn als „unsern Mann" betrachteten. Dies ist eine große Kunst, oder richtiger gesagt, eine angeborene Fähigkeit, über welche diejenigen, die sie besitzen, selbst gar nicht einmal nachzudenken pflegen. Es ist merkwürdig, daß es unter ihnen selbst ganz und gar schlimme Leute gibt, die sich nichtsdestoweniger zuweilen einer großen Popularität erfreuen. Sie verachten nicht das einfache Volk, sie ekeln sich nicht vor ihm — darin besteht meines Erachtens ihre Popularität. Etwas Verwöhntes, Verweichlichtes, etwas von „Herrengeist" gibt es bei ihnen nicht, sondern etwas, was nach dem einfachen Volk schmeckt, ist ihnen angeboren, und, bei Gott im Himmel, welch ein feines Gefühl hat das Volk dafür! Was gibt es für sie nicht hin! Den weichherzigsten Menschen für den strengsten hinzugeben ist es geneigt, falls dieser nur etwas von dem Geruch an sich hat, der dem Volk eigen ist. Und wenn nun vollends ein solcher Mensch auch noch wirklich ein gutes Herz hat, und sei's auch nur auf seine Art, so weiß man ihn nicht hoch genug zu schätzen! Der Leutnant Smekalow hatte, wie ich bereits gesagt habe, zuweilen hart strafen lassen, hatte es dabei aber auf eine solche Weise zu tun verstanden, daß man nicht nur keinen Groll gegen ihn hegte, sondern im Gegenteil, sogar zu meiner Zeit noch, da alles bereits längst vorüber war, sich seiner „Methoden" bei den Strafen mit Lachen und Wohlbehagen erinnerte. Im übrigen hatte er nur wenige Methoden: zu mehr reichte die künstlerische Phantasie bei ihm nicht aus. Streng genommen hatte er alles in allem nur eine einzige Methode gehabt, mit der er fast ein ganzes Jahr hindurch bei uns auskam. Doch sie mochte vielleicht gerade aus dem Grunde liebenswürdig sein, weil sie seine einzige war. In ihr hatte viel Naivität gelegen. Da wird beispielweise ein schuldiger Arrestant angebracht. Smekalow selbst kommt zur Exekution heraus, er kommt mit einem Lachen, einem Scherz, beginnt alsbald den Schuldigen

über dies und das auszufragen, über irgendetwas Nebensliches, über persönliche, Familien- oder Sträflingsangelegenheiten, und das alles ohne jede bestimmte Absicht, ohne irgendein müßiges Spiel damit zu treiben, sondern einfach nur so — „weil er eben tatsächlich die Sachen erfahren wollte". Man bringt die Ruten, stellt für Smekalow einen Stuhl hin. Er setzt sich, zündet sich sogar eine Pfeife an; er besaß solch eine lange Pfeife. Der Sträfling beginnt zu bitten. „Nein, Bruder, leg' dich mal hin, da ist nichts zu machen," sagt Smekalow. Der Sträfling seufzt und legt sich hin. „Nun, mein Lieber, kannst du irgendeinen Vers auswendig hersagen?" — „Wie sollte ich's denn nicht, Ew. Wohlgeboren? Wir sind ja Christenmenschen und haben's in der Kindheit gelernt." — „Nun, so sag' ihn her!" — Und der Sträfling weiß schon, was er herzusagen hat, er weiß es von Anfang an, wie es dabei sein wird, weil sich diese Szene schon früher mit anderen an die dreißigmal wiederholt hat. Und auch Smekalow selbst weiß, daß es dem Sträfling bekannt ist; er weiß, daß selbst die Soldaten, die mit bereitgehaltenen Ruten vor dem hingestreckten Opfer dastehen, schon längst davon gehört haben, und doch wiederholt er die Szene von neuem — so hat sie ihm ein- für allemal gefallen, vielleicht gerade darum, weil er sie sich aus einer Art literarischem Ehrgeiz ausgedacht hat. Der Sträfling beginnt nun den Vers herzusagen, die Leute mit den Ruten warten, Smekalow selbst sogar beugt sich auf seinem Platz ein wenig vor, erhebt die Hand und hört auf zu rauchen, indem er das Stichwort erwartet. Nach der ersten Zeile des bekannten Verses kommt der Arrestant endlich zum Wort „im Himmel". Dessen bedarf es auch nur: „Halt!" schreit der entflammte Leutnant und wendet sich in einem Augenblick mit begeisterter Handbewegung an den mit der erhobenen Rute wartenden Mann mit dem Zuruf: „Nun gib's dem Lümmel!"

Und selbst bricht er in helles Gelächter aus. Die ringsherum stehenden Soldaten schmunzeln ebenfalls; es schmunzelt der Schlagende, es schmunzelt fast der Geschlagene, obgleich bei dem Kommando: „Gib's ihm!" die Rute bereits in der Luft pfeift, um im nächsten Augenblick wie ein Rasiermesser in den schuldigen Rücken zu schneiden. Smekalow aber freut sich,

er freut sich gerade aus dem Grunde, weil er selbst sich das so schön ausgedacht hat, sich das selbst zusammengedichtet hat: „im Himmel“ und „gib's dem Lümmel“, so daß es sich sogar richtig reimt. Smekalow entfernt sich nach Beendigung der Züchtigung vollkommen zufrieden mit sich selbst, und auch der Bestrafte entfernt sich beinahe zufrieden mit sich und mit Smekalow, und siehe da, nach einer halben Stunde erzählt er im Zwangssträflingshause, daß soeben die bereits früher dreißigmal wiederholte Szene sich zum einunddreißigsten Mal wiederholt habe. „Mit einem Wort, es war ein Seele von Mensch, ein Spaßvogel!“ Die Erinnerungen an diesen herzensguten Leutnant trugen zuweilen den Stempel höchster Gemütlichkeit.

„Einmal, Brüder, ging ich da,“ erzählt einer der Sträflinge, und sein Gesicht war bei dieser Erinnerung von einem Lächeln verklärt, „er aber sitzt unter dem Fenster im Schlafrock, trinkt Tee und raucht seine Pfeife. Ich nehme die Mütze ab. ‚Wohin des Weges, Akssjonow?‘ fragt er. ‚Zur Arbeit, Michail Wassiljitsch. Zuerst muß ich in die Werkstatt.‘ Er lacht sich eins. Eine Seele von Mensch, wirklich solch eine Seele!“

„Einen solchen gibt's nicht wieder!“ fügt einer von den Hörern hinzu.

3

Das Hospital

(Fortsetzung) *)

Ich sprach jetzt von den Strafen sowie desgleichen von den verschiedenen Vollstreckern dieser interessanten Pflichten eigentlich aus dem Grunde, weil ich bei meiner Übersiedlung ins Hospital erst einen deutlichen Begriff von diesen Dingen erhielt. Bisher hatte ich immer nur vom Hörensagen etwas darüber erfahren. In unsre beiden Krankensäle wurden alle

*) Alles, was ich hier über die verschiedenen Strafen schreibe, ist zu meiner Zeit gewesen. Jetzt hat sich das alles, wie ich hörte, verändert, oder ist in der Veränderung begriffen.

mit Spießruten Bestraften aus den Bataillonen, Arrestantenkompanien und den übrigen, in unsrer Stadt und dem ganzen Bezirk liegenden Militärkommandos gebracht. In dieser ersten Zeit, da ich noch alles, was sich rings um mich her ereignete, mit so gierigen Augen ansah, machten alle diese für mich so seltsamen Einrichtungen, alle diese Bestraften und sich zur Strafe Vorbereitenden natürlich einen ganz außerordentlich starken Eindruck auf mich. Ich war furchtbar erregt, verwirrt, entsetzt und erinnere mich, daß ich damals auf einmal und voller Ungeduld in alle Einzelheiten dieser neuen Erscheinungen einzudringen begann, die Gespräche und Berichte der anderen Arrestanten über dieses Thema anhörte, selbst Fragen an sie stellte und Urteile darüber verlangte. Ich wünschte unter anderem alle Grade der Verurteilungen und Strafvollstreckungen, ihre sämtlichen Variatonen und Färbungen, die Meinung der Arrestanten selbst darüber unbedingt kennenzulernen; ich bemühte mich, mir die seelische Verfassung der zur Exekution Gehenden vorzustellen. Ich sagte schon, daß vor der Bestrafung selten einer kaltblütig blieb, sogar diejenigen nicht ausgenommen, die früher bereits sehr heftig und wiederholt gezüchtigt worden waren. Es überfällt den Verurteilten da gewöhnlich eine heftige, rein physische Angst, unwillkürlich und unabweisbar, die das gesamte moralische Wesen des Menschen niederdrückt. Ich habe später in all den Jahren meines Zwangssträflingslebens besonders diejenigen der Angeklagten beobachtet, die, nachdem sie im Hospital gelegen hatten, nach Verbüßung der ersten Hälfte der Strafe und Heilung ihres Rückens das Hospital wiederum verließen, um tags darauf die noch übrige Hälfte der ihnen bestimmten Stockschläge in Empfang zu nehmen. Diese Teilung der Strafe in zwei Hälften geschieht stets nach dem Ermessen des bei der Exekution anwesenden Arztes. Ist die für das Verbrechen zuerkannte Zahl der Schläge sehr groß, so daß der Sträfling sie nicht aushalten kann, so wird diese Zahl in zwei Hälften geteilt, zuweilen sogar in drei Teile, je nach dem Ermessen des Arztes während der Exekution, ob der Delinquent die Reihe noch weiter durchschreiten kann, oder aber ob dies mit Gefahr für sein Leben verbunden sein dürfte. Gewöhnlich werden fünfhundert, tausend, ja selbst anderthalbtausend Spieß-

ruten auf einmal ertragen; lautet indessen das Urteil auf zwei- oder dreitausend, so wird eine Teilung in zwei oder gar drei Partien vorgenommen. Diejenigen, welche ihren Rücken nach der ersten Hälfte auskuriert hatten und das Hospital verließen, um sich dem zweiten Teil der Bestrafung zu unterziehen, waren begreiflicherweise am Tage und Vorabend ihres Austritts ungewöhnlich düster, grämlich und wortkarg. Man bemerkte bei ihnen eine gewisse geistige Stumpfheit, eine gewisse unnatürliche Zerstreutheit. In Gespräche läßt sich ein solcher Mensch nicht ein und schweigt zumeist; am interessantesten ist es, daß auch die Sträflinge selbst mit einem solchen niemals sprechen und sich auch gar nicht bemühen, mit ihm darüber, was ihn erwartet, zu sprechen. Da gibt es kein überflüssiges Wort, kein Zusprechen von Trost; man bemüht sich, den Betreffenden überhaupt so wenig wie möglich zu beachten. Dies ist natürlich für den Angeklagten besser. Es gibt aber auch Ausnahmen, wie beispielsweise Orlow, von dem ich bereits erzählt habe. Nach der ersten Hälfte der Bestrafung verdroß es ihn nur, daß sein Rücken so lange nicht zuheilen wollte, und daß er nicht rasch aus dem Hospital herauskommen konnte, um möglichst bald den Rest der Strafe zu empfangen, mit der Arrestantenpartie an die für ihn bestimmte Verbannungsstelle abzumarschieren und unterwegs zu entfliehen. Doch ihn beschäftigte ein solches Ziel, und der Himmel mag wissen, mit was für Plänen er alles umgehen mochte. Als leidenschaftliche und zähe Natur war er sehr zufrieden und befand sich in einem Zustande heftiger Erregung, obwohl er seine Gefühle unterdrückte. Er hatte schon vor der Absolvierung des ersten Teils seiner Strafe gedacht, man würde ihn nicht wieder unter den Spießruten herauslassen, und er werde sterben müssen. Es waren allerlei Gerüchte über Maßregeln der Oberen zu ihm gedrungen, während er sich noch im Anklagezustand befand; schon damals hatte er sich auf seinen Tod gefaßt gemacht. Doch nachdem die erste Hälfte seiner Strafe überstanden war, hatte er wieder Mut gefaßt. Halbtot geschlagen, war er im Hospital erschienen. Noch nie früher hatte ich solche Wunden gesehen. Er aber kam mit freudigem Herzen, mit der Hoffnung, daß er am Leben bleiben werde, daß die Gerüchte unwahr wären, daß

man ihn doch nicht unter den Spießruten wolle umkommen lassen, so daß er jetzt, nach so langer Haftzeit, endlich wieder von der Landstraße, von der Flucht, der Freiheit, den Feldern und Wäldern zu träumen begann ... Zwei Tage nach dem Verlassen des Hospitals starb er jedoch im selben Hospital, auf derselben Lagerstatt: er hatte die zweite Hälfte der Strafe nicht ausgehalten. Ich habe dies schon früher erwähnt.

Und doch ertrugen dieselben Sträflinge, die unmittelbar vor ihrer Bestrafung so schwere Tage und Nächte durchlebten, die Strafe selbst mannhaft, sogar die Kleinmütigsten nicht ausgenommen. Selten habe ich Stöhnen, selbst in der ersten Nacht nach ihrer Einlieferung gehört, nicht einmal von den ganz besonders hart Geschlagenen; im allgemeinen versteht das Volk, Schmerz zu ertragen. Was den Schmerz anbelangt, so habe ich viel danach gefragt. Ich wollte zuweilen genau wissen, wie groß dieser Schmerz sei, und womit man ihn denn letzten Endes vergleichen könne. Ich weiß wirklich selbst nicht mehr, weshalb ich mich darum erkundigte; jedenfalls erinnere ich mich, daß es nicht aus müßiger Neugier geschah. Ich wiederhole nochmals, daß ich erregt, erschüttert war. Doch wen ich auch fragen mochte, eine mich befriedigende Antwort konnte ich nicht erhalten. „Es brennt, wie Feuer glüht es" — das war alles, was ich erfahren konnte; und das war die eine Antwort, die ich von allen bekam. „Es brennt", und das war alles. In dieser ersten Zeit fragte ich auch M. darüber aus, mit dem ich in näheren Verkehr getreten war. „Es ist sehr schmerzhaft," antwortete er. „Man hat das Empfinden, daß es wie Feuer brennt; es ist, als ob der Rücken auf dem stärksten Feuer geröstet werde." Kurz gesagt, alle urteilten übereinstimmend darüber. Im übrigen machte ich, wie ich mich erinnere, damals eine seltsame Entdeckung, für deren Richtigkeit ich nicht einstehen kann; doch die Übereinstimmung des Urteils der Sträflinge selbst läßt sie sehr wahrscheinlich erscheinen. Es ist die, daß Rutenstreiche, wenn sie in sehr großer Anzahl verabreicht werden, die schwerste aller bei uns üblichen Strafen bilden. Dies mag beim ersten Zusehen ungereimt und unmöglich erscheinen. Aber mit fünfhundert, ja schon mit vierhundert Rutenstreichen kann man einen Menschen zu Tode schlagen, mit

mehr als fünfhundert wohl ganz sicher. Tausend Rutenhiebe auf einmal hält nicht einmal der stärkstgebaute Mensch aus, dagegen werden fünfhundert Spießruten oder Stockhiebe ohne Lebensgefahr ertragen. Tausend Spießruten vermag ohne Gefahr für sein Leben ein gar nicht starkgebauter Mensch zu ertragen. Sogar mit zweitausend Spießruten kann man einen mittelstarken Menschen von kräftigem Körperbau noch nicht töten. Die Sträflinge behaupteten allesamt, daß die Rutenstrafe schlimmer sei als das Spießrutenlaufen. „Die Ruten sitzen besser," pflegten sie zu sagen, „man hat mehr Qual dabei." Gewiß verursachen die Ruten mehr Schmerzen als die Stöcke. Die Ruten reizen stärker, wirken stärker auf die Nerven, erregen sie übermäßig und erschüttern sie über alle Maßen. Ich weiß nicht mehr, wie es jetzt ist, doch in der eben entschwundenen alten Zeit gab es Gentlemen, denen die Möglichkeit, ihre Opfer auspeitschen zu lassen, ein Vergnügen in der Art des Marquis de Sade bereitet hat. Ich glaube, daß in dieser Empfindung etwas ist, was diesen Gentlemen eine gewisse Wollust verursachte, süß und bitter zu gleicher Zeit. Es gibt Menschen, die gleich Tigern danach gieren, Blut zu lecken. Wer einmal diese Macht ausgekostet hat, diese grenzenlose Gewalt über den Körper, das Blut, den Geist eines Menschen, der wie man selbst ist, der einem nach dem Christusgebot zum Bruder geschaffen ist, wer in sich das Machtgefühl und die volle Möglichkeit empfunden hat, ein anderes Wesen, das in sich das Bild Gottes trägt, der tiefsten Erniedrigung zu überantworten, der wird gleichsam unwillkürlich die Herrschaft über seine Empfindungen verlieren. Die Tyrannei ist eine Angewohnheit; sie ist entwicklungsfähig, sie artet endlich in eine Krankheit aus. Ich behaupte, daß selbst der beste Mensch durch Gewohnheit roh und stumpf wie ein Tier werden kann. Blut und Machtgefühl machen trunken: es entwickeln sich rohe Gewohnheiten und Ausschweifungen; dem Verstande und dem Gefühl werden die abnormsten Erscheinungen zugänglich und schließlich süß. Der Mensch und Bürger geht im Tyrannen auf immer unter, und die Rückkehr zur menschlichen Würde, zur Reue und Wiedergeburt wird für ihn fast unmöglich. Außerdem wirkt das Beispiel, die Möglichkeit einer solchen Willkür auf die ge-

samte Gesellschaft demoralisierend: eine solche Macht ist sittenverderbend. Eine Gesellschaft, die gleichmütig auf eine Erscheinung dieser Art sieht, ist in ihren Grundlagen schon selbst vergiftet. Mit einem Wort, das Recht körperlicher Züchtigung, das dem einen über den andern verliehen ist, stellt eines der Eitergeschwüre der Gesellschaft dar, eines der stärksten Mittel zur Vernichtung jeden guten Keimes in ihr, jedes Versuchs, zu einem freien Bürgertum zu gelangen; es bildet eine volle Grundlage zu ihrer unfehlbaren und unabweisbaren Auflösung.

Der Henker wird in der Gesellsachft verabscheut, der Henker-Gentleman aber ganz und gar nicht. Erst unlängst ist die gegenteilige Meinung ausgesprochen worden, doch vorläufig nur in Büchern, abstrakt. Sogar diejenigen, die sie aussprechen, haben es noch nicht vermocht, das Bedürfnis nach Willkür in sich zu ersticken. Selbst jeder Fabrikant, jeder Unternehmer muß unbedingt ein bestimmtes, aufregendes Vergnügen im Bewußtsein empfinden, daß sein Arbeiter, bisweilen mit seiner gesamten Familie, einzig und allein von ihm abhängt. Dies ist tatsächlich so; und nicht so schnell wird die Generation sich davon losreißen können, was als Erbteil in ihr sitzt; nicht so bald sagt sich der Mensch davon los, was ihm ins Blut übergegangen ist, ihm sozusagen sogleich mit der Muttermilch überliefert ist. Es gibt eben keine so schnell reifenden Umwälzungen. Die Erkenntnis der Schuld und der Erbsünde genügt nicht, genügt bei weitem nicht; man muß sich ihrer ganz entwöhnen. Doch dies geht nicht so schnell.

Ich begann vom Henker zu sprechen. Die Eigenschaften zum Henker sind im Keime fast in jedem zeitgenössischen Menschen vorhanden; aber nicht in gleicher Weise entwickeln sich die tierischen Eigenschaften der Menschen. Wenn sie bei irgendeinem in ihrer Entwicklung alle seine anderen Eigenschaften überwuchern, so wird der Mensch natürlich furchtbar und abstoßend. Es gibt zwei Arten von Henkern: die einen von ihnen sind freiwillige., die anderen zwangspflichtige, verpflichtete. Der freiwillige Henker steht natürlich in jeder Beziehung niedriger als der zwangspflichtige, den jedoch das Volk so sehr verachtet, bis zum Entsetzen, bis zum Ekel verabscheut, ja

bis zu unbewußter, beinahe als mystisch zu bezeichnender Furcht. Woher aber diese fast abergläubische Furcht vor dem einen Henker, und dieser Gleichmut, dieses Wohlwollen fast für den andern? Es gibt hierfür äußerst seltsame Beispiele: ich habe gute, ehrliche, in der Gesellschaft geachtete Leute gesehen, die es gleichwohl nicht kaltblütig ertragen konnten, wenn der Bestrafte unter den Rutenstreichen nicht schrie, nicht flehentlich um Schonung bat. Die Bestraften mußten unbedingt schreien und um Schonung flehen. Das ist so angenommen; es wurde für geziemend und notwendig angesehen, und als einmal das Opfer nicht schreien wollte, da fühlte sich der Vollstrecker der Strafe, den ich kannte und der in anderen Beziehungen selbst als ein guter Mensch angesehen werden konnte, sogar persönlich dadurch gekränkt. Er hatte anfangs die Absicht gehabt, mild zu bestrafen; doch als er nicht die üblichen Bitten, das übliche Jammern hörte, geriet er in Wut und ließ fünfzig Streiche mehr verabfolgen, nur vom Wunsch erfüllt, Geschrei und Bitten zu vernehmen, und er erreichte seinen Zweck. „So darf es nicht sein, das ist Beleidigung!" antwortete er mir sehr ernsthaft. Was dagegen den echten Henker, den zwangspflichtigen, unfreiwilligen anbetrifft, so ist bekannt, daß dies ein verurteilter, in die Verbannung geschickter Sträfling ist, den man jedoch im Stande eines Henkers belassen hat. Nachdem er zuerst bei einem anderen Henker in die Lehre gekommen ist und bei ihm gelernt hat, wird er für immer beim Zwangssträflingshause belassen, wo er für sich, in einem besonderen Zimmer gehalten wird, sogar seine eigene Wirtschaft hat, jedoch stets unter Bewachung bleibt. Gewiß, ein lebendiger Mensch ist keine Maschine; der Henker schlägt, weil das seines Amtes ist, doch zuweilen gerät er auch in Hitze und schlägt nicht ohne eigenes Vergnügen, empfindet aber dafür nicht den geringsten, persönlichen Haß gegen sein Opfer. Die Gewandtheit im Schlagen, die Kenntnis seines Gewerbes, der Wunsch, sich vor seinen Kameraden und vor dem Publikum zu zeigen, reizt sein Selbstgefühl. Er gibt sich Mühe um die Kunst. Überdies weiß er sehr gut, daß er in allgemeiner Verachtung steht, daß überall abergläubische Furcht ihm begegnet und ihn begleitet, und man kann nicht dafür stehen, daß dies nicht einen Einfluß auf ihn hat,

nicht die Wut und die tierischen Neigungen in ihm stärkt. Selbst die Kinder wissen, daß er „sich von Vater und Mutter lossagt“. Es ist merkwürdig — so viele Henker ich auch gesehen habe, es waren alles aufgeweckte, verständige, kluge Leute mit ungewöhnlichem Selbstgefühl, ja mit Stolz. Ob nun dieser Stolz sich in ihnen zum Trotz gegen die allgemeine Verachtung entwickelt haben, ob er gestärkt worden sein mochte durch das Bewußtsein der von ihnen ihren Opfern eingeflößten Furcht und dem Gefühl ihrer Herrschaft über sie — ich weiß es nicht. Möglich, daß gerade das auf Parade und Theatralität hinauslaufende Moment während der Situation, da sie sich dem Publikum auf dem Schafott zu zeigen pflegen, der Entwicklung eines gewissen Hochmutes in ihnen förderlich ist. Ich erinnere mich, daß ich einmal während längerer Zeit öfters mit einem Henker zusammentreffen mußte, den ich näher beobachtete. Das war ein Mensch von Mittelgröße, muskulös, hager, etwa vierzig Jahre alt; er hatte ein recht angenehmes, kluges Gesicht und gekraustes Haar. Immer war er ungewöhnlich würdig und ruhig, betrug sich wie ein Gentleman, antwortete sehr klug und verständig, ja sogar freundlich, doch mit einem Anstrich von herablassender Freundlichkeit, als wollte er vor mir mit etwas wichtig tun. Die Wachtoffiziere sprachen oft in meinem Beisein mit ihm, und mir schien es wirklich, als geschehe es mit einer gewissen Achtung ihm gegenüber. Er fühlte dies und verdoppelte geflissentlich seine Höflichkeit, seinen trockenen Ton und das Gefühl seiner eigenen Würde dem Vorgesetzten gegenüber. Je freundlicher der Vorgesetzte mit ihm sprach, desto zurückhaltender schien er selbst, obgleich er dabei keineswegs aus der feinsten Höflichkeit heraustrat; doch war er — ich bin überzeugt davon — in seinen Augen in diesen Augenblicken über den mit ihm sprechenden Vorgesetzten himmelhoch erhaben. Das konnte man auf seinem Gesicht lesen. Es kam vor, daß er bisweilen an einem sehr heißen Sommertage unter Bedeckung mit einer langen, dünnen Stange ausgeschickt wurde, um Hunde in der Stadt zu töten. In dieser Stadt gab es außerordentlich viele Hunde, die ganz herrenlos waren und sich ungewöhnlich schnell vermehrten. In der Hundstagszeit wurden sie gefährlich, und zu ihrer Vertilgung wurde nun auf Verfügung der Be-

hörden der Henker ausgeschickt. Doch selbst diese erniedrigende Amtspflicht wirkte offenbar nicht niederdrückend auf ihn. Man hätte sehen müssen, mit welcher Würde er, begleitet von einem müden Soldaten, durch die Straßen der Stadt schritt, schon allein durch seinen Anblick die ihm begegnenden Weiber und Kinder erschreckte, und wie ruhig und sogar von oben herab er alle Passanten ansah. Im übrigen führen die Henker ein behagliches Leben, essen sehr gut und trinken ihren Branntwein. Geld erhalten sie in Gestalt unerlaubter Sporteln. Der bürgerliche Angeklagte, der zur Verbüßung einer Körperstrafe verurteilt ist, wird vor derselben den Henker stets mit etwas, sei es auch dem Letzten, was er besitzt, beschenken. Von anderen aber, von reichen Verbrechern, nehmen sie selbst indem sie ihnen eine ihren vermutlichen Mitteln entsprechende Geldsumme auferlegen — an die dreißig Rubel und zuweilen noch mehr. Mit sehr reichen Angeklagten feilschen sie sogar um den Preis. Sehr milde kann der Henker natürlich nicht bestrafen; er haftet dafür mit dem eigenen Rücken. Doch für ein bestimmtes Geschenk macht er dem Opfer die Zusage, daß er nicht zu stark schlagen werde. Fast stets geht man auf seinen Vorschlag ein; tut man es jedoch nicht, so straft er in der Tat ganz barbarisch, und dies liegt völlig in seiner Macht. Es kommt vor, daß er auch von einem armen Angeklagten eine bedeutende Summe abverlangt; dann kommen die Verwandten zu ihm, feilschen mit ihm, bitten ihn, und wehe, wenn sie ihn nicht zufriedenstellen! In diesen Fällen hilft ihm viel die abergläubische Furcht, die er einflößt. Was für Räubergeschichten werden von den Henkern nicht alles erzählt! Übrigens ist mir von den Sträflingen selbst versichert worden, daß der Henker mit einem einzigen Schlage töten könne. Doch wann ist dies festgestellt worden? Gleichwohl könnte es aber auch sein. Es ist zu gewiß behauptet worden. Auch der Henker versicherte mir auf das bestimmteste, daß er es tun könne. Man erzählte desgleichen, er könne aus voller Kraft über den Rücken des Verbrechers schlagen, doch so, daß auch nicht die geringste Narbe nach dem Hiebe nachbliebe, und der Verbrecher nicht den geringsten Schmerz verspüre. Übrigens sind von all diesen Kniffen und Schlauheiten bereits überviel Geschichten bekannt. Doch wenn der Henker auch eine Bestechung

genommen hat, damit er nur leicht schlage, so wird der erste Schlag doch mit vollem Schwung und aus voller Kraft gegeben. Dies ist bei ihnen sogar Sitte geworden. Die weiteren Schläge schwächt er ab, besonders wenn er Bezahlung erhalten hat. Doch der erste Schlag, ob man bezahlt haben mochte oder nicht, stand ihm frei. Ich muß sagen, ich weiß es nicht, weshalb sie auf diese Weise verfahren. Vielleicht, um damit das Opfer an die folgenden Schläge zu gewöhnen, in der Erwägung, daß nach einem heftigen Streich die leichteren dann nicht mehr so schmerzlich gefühlt werden, oder auch einfach, um dem Opfer ihre Stärke zu zeigen, ihm Schrecken einzuflößen, es gleich von Anfang an zu verblüffen, damit es wisse, mit wem es zu tun hat, mit einem Wort: um sich aufzuspielen. Jedenfalls befindet sich der Henker vor dem Beginn der Exekution in erregtem Zustande; er fühlt seine Stärke, er weiß, daß er der Gewalthaber ist. In diesem Augenblick ist er Schauspieler; das Publikum staunt ihn an und entsetzt sich vor ihm, und nicht ohne Vergnügen natürlich ruft er vor dem ersten Streich dem Opfer zu: „Halte dich, ich schlage zu!“ Es sind dies die üblichen und verhängnisvollen Worte bei dieser Gelegenheit. Man kann sich nur schwer vorstellen, bis zu welchem Grade die menschliche Natur sich verderben läßt.

In der ersten Zeit meines Aufenthalts im Hospital konnte ich mich an all diesen Sträflingsgeschichten nicht satthören. Das Liegen war uns allen furchtbar langweilig. Ein Tag gleicht so sehr dem andern. Am Morgen gewährte uns noch der Besuch der Ärzte Zerstreuung und bald darauf das Mittagessen. Natürlich war bei dieser Eintönigkeit das Essen für uns eine bedeutsame Zerstreuung. Die Eßportionen waren verschieden, je nach der Krankheit des einzelnen. Manche erhielten nur Suppe mit etwas Grütze, andere nur Brei, die dritten wieder nur Grießbrei, für den es viele Liebhaber gab. Vom langen Liegen wurden die Sträflinge verwöhnt und liebten leckere Speisen. Die Rekonvaleszenten und fast ganz Genesenen erhielten ein Stück gekochtes Rindfleisch, einen „Ochsen“, wie es bei uns hieß. Am besten zu essen bekamen die Skorbutkranken — Rindfleisch mit Zwiebeln, mit Meerrettich usw., zuweilen sogar mit einem Glas Branntwein. Das Brot war ebenfalls

je nach der Krankheit, grobes oder halbgrobes, und gut durchgebacken. Der offizielle Charakter und die Unterscheidung bei der Bestimmung des Essens belustigte nur die Kranken. Natürlich aß mancher bei bestimmten Krankheiten schon selbst nichts. Dafür aber aßen die Kranken, die Appetit hatten, was sie wollten. Einige tauschten ihre Portionen, so daß eine Portion, die einer bestimmten Krankheit angepaßt war, von einem ganz anderen Kranken gegessen wurde. Andere, die auf leichte Diät gesetzt waren, aßen Rindfleisch und das Essen der Skorbutkranken, tranken Kwaß und Hospitalbier, das sie denen abkauften, denen es verordnet war. Manche vertilgten sogar zwei Portionen. Diese Portionen wurden für Geld gekauft und wieder verkauft. Eine Rindfleischportion stand ziemlich hoch im Preise; sie kostete fünf Kopeken in Papier. Konnte man in unsrem Saal keine kaufen, so schickte man den Wärter in den andern Sträflingssaal, und gab es auch dort nichts, so nach den Soldatensälen, zu den „Freien", wie es bei uns hieß. Immer gab es Liebhaber, die ihr Essen zu verkaufen bereit waren. Sie aßen dann nur ihr Brot und steckten dafür Geld ein. Die Armut war natürlich allgemein, doch die, welche ein wenig Geld besaßen, schickten sogar in den Basar nach Kringeln, ja selbst nach Leckereien und dergleichen. Unsre Wärter erfüllten alle diese Aufträge völlig uneigennützig. Nach dem Essen kam die langweiligste Zeit: der eine schlief aus lauter Langeweile, der andere schwatzte, noch ein anderer zankte sich, während ein vierter laut etwas erzählte. Wenn keine neuen Kranken gebracht wurden, war es noch langweiliger. Das Eintreffen eines neuen Patienten machte fast stets einen gewissen Eindruck, namentlich, wenn er noch niemand bekannt war. Man sah ihn sich an, bemühte sich zu erfahren, was und wer er sei und was ihn zu uns gebracht habe. Besonders interessierte man sich in diesem Falle für die Durchpassierenden. Sie erzählten stets etwas Neues, wenn auch nicht über ihre intimen Angelegenheiten. Darüber fragte man nie jemand aus, wenn er nicht ganz von selbst davon zu sprechen begann. Man fragte, von wo sie herkämen, mit wem sie zusammen marschiert seien, wie der Weg sei, wohin sie gingen usw. Einige erinnerten sich dabei dann wohl auch eigener Erlebnisse aus früherer Zeit.

Die mit Spießruten Bestraften erschienen ebenfalls um die Abendzeit. Sie brachten immer einen starken Eindruck hervor, wie übrigens schon erwähnt wurde. Doch wurden sie nicht alle Tage gebracht, und an den Tagen, da keine kamen, ging es bei uns sehr schläfrig zu; es war, als ob alle diese Gesichter einander furchtbar zuwider geworden seien, ja es begann selbst Streit. Man freute sich sogar über die Geisteskranken, die zur Untersuchung zu uns gebracht wurden. Der Kunstgriff, sich geisteskrank zu stellen, um einer Bestrafung zu entgehen, wurde von manchen Angeklagten angewandt. Einige von ihnen wurden schnell entlarvt oder, richtiger gesagt, sie entschlossen sich selbst, ihre Politik zu ändern, und der Sträfling, der einige Tage hindurch Possen getrieben hatte, wurde plötzlich mir nichts, dir nichts ganz verständig, ganz still und begann trübsinnig um seine Entlassung aus dem Hospital zu bitten. Weder die Sträflinge noch die Ärzte tadelten einen solchen oder beschämten ihn durch das Vorhalten seiner Faxen. Stillschweigend strich man ihn aus den Krankenlisten, stillschweigend führt man ihn aus dem Hospital, und nach einigen weiteren Tagen kam er dann wieder zu uns als Bestrafter zurück. Solche Fälle waren übrigens im allgemeinen selten. Doch die richtigen Geisteskranken, die zur Untersuchung gebracht wurden, bildeten eine wahre Gottesstrafe für den ganzen Krankensaal. Manchen der Geisteskranken, die lustig und beweglich waren und schrieen, tanzten und sangen, kamen die Sträflinge fast mit Begeisterung entgegen. „Das ist mal ein Zeitvertreib!" sagten sie dann, einen solchen eben angekommenen Grimassenschneider ansehend. Doch mir war es furchtbar traurig und schwer, diese Unglücklichen zu sehen. Ich konnte nie kalten Blutes auf die Geisteskranken sehen.

Übrigens wurden uns allen diese unaufhörlichen Grimassenschneidereien und unruhigen Possen eines zuerst mit Gelächter begrüßten Geisteskranken bald entschieden zuwider und brachten uns in zwei Tagen um all unsre Geduld. Einer von ihnen wurde drei Wochen bei uns gehalten und machte uns alle geradezu aus dem Saal fliehen. Wie ausgerechnet wurde zur selben Zeit noch ein zweiter Geisteskranker gebracht. Dieser machte auf mich einen besonderen Eindruck. Es war jetzt im dritten

Jahr meines Aufenthalts im Zwangssträflingshause. Im ersten Jahr oder vielmehr während der ersten Monate meines Gefängnislebens, im Frühling, war ich mit einer Gruppe von Sträflingen, mit Töpfern, als Handlanger zur Arbeit auf eine etwa zwei Werst entfernt liegende Ziegelei gegangen. Es sollten daselbst die Öfen für die künftigen Ziegeleiarbeiten instandgesetzt werden. An jenem Morgen hatten mich M. und B. mit dem dortselbst als Aufseher lebenden Unteroffizier Ostroshski bekannt gemacht. Das war ein Pole, ein alter Mann von sechzig Jahren, hochgewachsen, hager und von außerordentlich angenehmem, ja fast majestätischem Äußern. In Sibirien lebte er schon seit langen Jahren im Dienst, und obgleich er einfachen Herkommens war und als Armeesoldat der dreißiger Jahre ins Land gekommen war, so liebten und achteten M. und B. ihn doch sehr. Er las beständig die katholische Bibel. Ich begann ein Gespräch mit ihm, und er unterhielt sich so freundlich, so verständig mit mir, erzählte so interessant und blickte so gutmütig und ehrlich drein. Seit der Zeit hatte ich ihn zwei Jahre lang nicht gesehen, doch davon gehört, daß er sich wegen irgendeiner Sache in Untersuchungshaft befinde; und nun plötzlich wurde er als Geisteskranker in unseren Krankensaal geführt. Er kam herein mit Geheul und Gelächter und begann unter den unanständigsten, tollsten Gebärden und Bewegungen im Krankensaal herumzutanzen. Die Sträflinge waren entzückt, doch mir wurde dabei so wehmütig ums Herz . . . Nach drei Tagen wußten wir alle schon nicht mehr, wo man sich vor ihm lassen sollte. Er stritt sich, prügelte sich, heulte, sang Lieder, selbst nachts, und verübte alle Minute lang solche widerwärtigen Dinge, daß wir uns vor Ekel nicht zu lassen wußten. Er hatte vor niemand Angst. Man legte ihm eine Zwangsjacke an, doch dadurch wurde es nur noch schlimmer, obwohl er ohne Zwangsjacke Streit angefangen hatte und sich mit allen prügeln wollte. Während dieser drei Wochen erhob sich der ganze Krankensaal wiederholt wie ein Mann und bat den Oberarzt, unsern Ruhestörer in einen andern Krankensaal überführen zu lassen. Dort jedoch bat man schon nach zwei Tagen, ihn wieder zurück zu uns bringen zu lassen. Da wir nun aber zwei unruhige und händelsüchtige Geistes-

Kranke auf einmal bei uns hatten, so tauschten unsre beiden Krankensäle abwechselnd einen von ihnen gegen den andern aus. Beide Kranke aber erwiesen sich einer schlimmer als der andere. Alle atmeten frei auf, als man sie endlich irgendwohin fortschaffte . . .

Ich erinnere mich noch eines anderen seltsamen Geisteskranken. Einmal im Sommer brachte man einen Angeklagten, einen kräftigen und augenscheinlich sehr linkischen Burschen von fünfundvierzig Jahren, mit einem von Pocken zernarbten Gesicht, verschwommenen, roten, kleinen Augen und einem außerordentlich grämlichen und finsteren Aussehen. Er fand seinen Platz neben mir und erwies sich als sehr still und ruhig, sprach mit niemand und saß wie in Nachdenken versunken da. Es dämmerte bereits. Da wandte er sich plötzlich an mich. Direkt, ohne alle einleitenden Worte, doch mit einem Ausdruck, als wolle er mir ein ganz außerordentliches Geheimnis mitteilen, begann er mir zu erzählen, daß er in den nächsten Tagen zweitausend Streiche erhalten müßte, doch daß aus der Sache nichts werde, weil die Tochter des Obersten G. sich für ihn verwende. Ich sah ihn mißtrauisch an und erwiderte, mir scheine, daß in diesem Falle die Tochter des Obersten nichts für ihn zu tun imstande sein werde. Ich hatte noch keine Ahnung von ihm, man hatte ihn als gewöhnlichen Kranken, nicht als Geisteskranken eingeliefert. Ich fragte ihn, woran er leide? Er antwortete mir, daß wisse er nicht. Man habe ihn wer weiß weshalb hierher geschickt; er sei vollkommen gesund, doch die Oberstentochter sei in ihn verliebt. Einmal, vor zwei Wochen, sei sie an der Hauptwache vorübergefahren, da er gerade aus dem Gitterfensterchen gesehen habe. Wie sie ihn erblickte, habe sie sich sogleich in ihn verliebt. Und seit der Zeit sei sie unter allerlei Vorwänden dreimal auf der Hauptwache gewesen. Das erstemal sei sie mit dem Vater zusammen zum Bruder gekommen, einem Offizier, der zu der Zeit bei ihnen auf Wache gewesen sei; ein andermal sei sie mit der Mutter gekommen, um Almosen zu verteilen, und, an ihm vorübergehend, habe sie ihm zugeflüstert, daß sie ihn liebe und ihn frei machen werde. Es war seltsam, mit welchen feinen Einzelheiten er mir all diesen Unsinn erzählte, der natürlich von Anfang bis zu Ende in

seinem armen, verwirrten Gehirn entstanden war. An seine Befreiung von der Strafe glaubte er heilig. Von der leidenschaftlichen Liebe dieser jungen, feinen Dame sprach er ruhig und überzeugt, und bei der offenbaren Widersinnigkeit der Erzählung war es ganz seltsam, einen derartigen Roman über ein verliebtes Mädchen von einem Menschen von bald fünfzig Jahren mit einer so trostlos traurigen und entstellten Physiognomie erzählen zu hören. Merkwürdig, was der Schrecken vor der Exekution in dieser furchterfüllten Seele angerichtet hatte. Wahrscheinlich hatte er in der Tat jemand durchs Fenster gesehen, und der Wahnsinn, der sich infolge der Furcht in ihm verbreitete und sich stündlich mehr entwickelte, kam plötzlich zum Ausbruch und fand seine Form. Dieser unglückliche Soldat, der sonst in seinem Leben nie an feine, junge Mädchen gedacht haben mochte, hatte sich hier einen ganzen Roman ersonnen und griff nun instinktiv nach ihm wie nach einem Strohhalm. Ich hörte ihn schweigend an und erzählte es dann den übrigen Sträflingen. Aber als andere sich neugierig an ihn wandten, verstummte er in keuscher Scham. Am andern Tage befragte der Arzt ihn lange, und da er ihm sagte, daß er an nichts leide, und bei der Untersuchung auch in der Tat nichts gefunden wurde, so strich man ihn aus den Krankenlisten. Doch daß neben seinem Namen das übliche sanatus eingetragen war, erfuhren wir erst, als die Ärzte das Zimmer wieder verlassen hatten, so daß es uns nicht möglich war, ihnen zu sagen, worum es sich hier handelte. Übrigens waren wir damals selbst noch nicht völlig im klaren darüber, was eigentlich in der Hauptsache vorliege. Hier war vor allen Dingen ein Fehler von der vorgesetzten Behörde gemacht worden, die ihn uns geschickt hatte, ohne mitzuteilen, warum dies geschehe. Es war hier eine Nachlässigkeit begangen worden. Vielleicht aber hatten die, welche ihn schickten, auch bloß Geisteskrankheit bei ihm vermutet, und ohne fest überzeugt davon zu sein, hatten sie ihn also auf Grund dunkler Gerüchte uns zur Untersuchung zugeschickt. Wie dem aber auch sein mochte, der Unglückliche wurde zwei Tage darauf zur Exekution hinausgeführt. Dies scheint ihm im höchsten Grade unerwartet gekommen zu sein. Bis zum letzten Augenblick hat er nicht geglaubt, daß man ihn wirklich bestrafen werde,

und als man ihn durch die Reihe führte, begann er um Hilfe zu schreien. Im Hospital legte man ihn in Ermangelung eines freien Bettes bei uns in den anderen Krankensaal. Doch ich erkundigte mich nach ihm und erfuhr, daß er im Verlauf voller acht Tage mit niemand gesprochen habe und ganz verwirrt und äußerst traurig gewesen sei ... Als sein Rücken geheilt war, wurde er dann nach einem andern Ort übergeführt. Ich habe von ihm später nichts mehr gehört.

Was im allgemeinen die Kur und die Medizin anbelangt, so richteten sich die Leichtkranken, soviel ich bemerken konnte, fast nie nach den Vorschriften der Ärzte und nahmen keine Medizin. Die Schwerkranken und überhaupt die wirklich Kranken aber ließen sich sehr gern behandeln und nahmen gewissenhaft ihre Mixturen und Pülverchen. Doch am meisten wurden bei uns die äußeren Mittel geliebt. Schröpfköpfe, Blutegel, heiße Kompressen und Aderlässe, die unser einfaches Volk so liebt und denen es so fest vertraut, wurden bei uns gern, ja sogar mit Vergnügen genommen. Mich interessierte ein seltsamer Umstand. Dieselben Leute, die so geduldig im Ertragen der qualvollsten Schmerzen, durch Stock- und Rutenstreiche verursacht, waren, klagten nicht selten, ja wanden sich und stöhnten sogar bei simplen Schröpfköpfen. Waren sie schon zu sehr verweichlicht oder taten sie bloß so zimperlich — ich weiß es wenigstens nicht zu erklären. Allerdings waren die Schröpfköpfe bei uns von besonderer Art. Die Vorrichtung, mittels deren die Haut im Nu durchschnitten wird, hatte der Feldscher vor undenklichen Zeiten verloren oder zerbrochen, oder sie war von selbst entzweigegangen, so daß er die notwendigen Hauteinschnitte mit der Lanzette machen mußte. Solcher Einschnitte mußten für jeden Schröpfkopf zwölf Stück gemacht werden. Mit der Vorrichtung gemacht, schmerzt es nicht: zwölf Messerchen schlagen hierbei plötzlich in einem Augenblick hinein, und Schmerz wird dabei nicht empfunden. Anders ist es beim Schneiden mit der Lanzette. Die Lanzette schneidet verhältnismäßig langsam, und der Schmerz wird fühlbar. Da aber beispielsweise bei zehn Schröpfköpfen hundertundzwanzig solcher Einschnitte zu machen waren, so ist es selbstverständlich, daß die ganze Stelle empfindlich war. Ich habe

dies ausprobiert; doch obgleich es schmerzte und obendrein widerlich war, so ließ es sich immerhin ohne Gestöhn ertragen. Es war bisweilen komisch anzusehen, wie solch ein langer, gesunder Kerl sich krümmte und zu wimmern anfing wie ein kleines Kind. Überhaupt konnte man es damit vergleichen, wenn ein in einer ernsten Angelegenheit fester und sogar ruhiger Mensch zu Hause sich launisch und grillenhaft benimmt, sobald er nichts zu tun hat, nicht ißt, was man ihm vorsetzt, streitet und zankt. Nichts ist ihm recht, alle ärgern ihn, alle sind grob zu ihm, alle quälen ihn — mit einem Wort: weil es ihm gut geht, ist er wütend, wie man bisweilen von solchen Herren sagt, die sich übrigens auch unter dem einfachen Volk finden, in unsrem Zwangssträflingshause bei dem allgemeinen Zusammenleben sogar allzu häufig. Es kam vor, daß im Krankensaal schon die eigenen Kameraden einen solchen Weichling zu necken begannen, ja mancher schalt ihn einfach aus; er aber wurde still, als habe er es erwartet, daß man ihn ausschelten werde, damit er still sei. Insbesondere liebte Ustjanzew die Weichlinge nicht und verpaßte keine Gelegenheit, sie auszuschelten. Überhaupt verpaßte er keine Gelegenheit, mit irgend jemand anzubinden. Das war sein allergrößtes Vergnügen, sein Bedürfnis; natürlich kam es aus seiner Krankheit, zum Teil aber auch aus seiner Beschränktheit. Er schaute zuerst ernst und aufmerksam zu, worauf er in einem ruhigen, überzeugten Ton gute Lehren zu geben begann. In alles mußte er sich hineinmischen, als sei er bei uns eigens dazu angestellt, auf die Ordnung, ja auf die allgemeine Moral achtzuhaben.

„An alles geht er heran!“ pflegten lachend die Sträflinge von ihm zu sagen. Übrigens schonte man ihn und vermied es, sich mit ihm zu zanken; man lachte nur zuweilen über ihn.

„Was der zusammengesprochen hat! Auf drei Fuhren fährt man's nicht fort.“

„Was ich zusammengesprochen habe? Vor einem Narren nimmt man die Mütze nicht ab, das ist eine alte Sache. Was hat er denn unter der Lanzette geschrien? Wer Angenehmes geliebt hat, muß auch Unangenehmes tragen. Aushalten gilt's.“

„Geht's denn dich etwas an?“

„Nein, Brüder," schaltete einer von unseren Sträflingen ein. „Schröpfköpfe tun nicht weh; ich hab's ausprobiert. Doch es gibt nichts Schmerzhafteres, als wenn man dich lange am Ohr zieht."

Alle lachten.

„Hat man dich denn am Ohr gezogen?"

„Du glaubst wohl nicht? Natürlich hat man mich am Ohr gezogen."

„Deshalb stehen dir die Ohren auch so ab."

Dieser Sträfling, Schapkin mit Namen, hatte in der Tat außerordentlich lange, an beiden Seiten abstehende Ohren. Er war ein ehemaliger Landstreicher, ein noch junger, gescheiter und stiller Bursche, der stets mit einem ernsten, halb versteckten Humor sprach, was manchen seiner Erzählungen viel Komik verlieh.

„Weshalb soll ich denn glauben, daß man dich am Ohr gezogen hat? Wie sollte ich das glauben, du Dickschädel?" mischte Ustjanzew sich von neuem ein, sich unwillig an Schapkin wendend, obgleich der gar nicht zu ihm gesprochen hatte, sondern zu allen gemeinsam. Doch Schapkin kehrte sich überhaupt nicht an ihn.

„Wer hat dich denn eigentlich am Ohr gezogen?" fragte einer.

„Wer? Läßt sich denken, wer: der Isprawnik*), das war wegen der Landstreicherei, Brüder. Wir kamen damals nach K.; es waren unsrer zwei: ich und noch ein anderer, ebenfalls ein Landstreicher; Jefim hieß er, und einen Beinamen hatte er nicht. Unterwegs hatten wir bei einem Bauern in Tolmina unsre Vermögensumstände so ein wenig gebessert. In Tolmina war es, ein solches Dorf gibt es. Wir kamen also nach K. und hielten Umschau. Es ließ sich auch hier etwas unternehmen, und dann wieder fort! Auf freiem Felde ist man vierfach frei, doch in der Stadt ist es eng und schwierig; eine bekannte Sache das. Wir begaben uns also zu allererst in die Schenke. Sahen uns da um. Da tritt einer an uns heran, solch ein Verkrachter mit zerrissenen Ellbogen, in deut-

*) Der Chef der Landpolizei.

schem Kostüm. Redet uns an. Fragt, ob wir irgenwelche Papiere hätten.

‚Nein!' sagen wir. ‚Wir reisen ohne Ausweise.'

‚So, so. Wir ebenfalls. Ich habe,' sagt er, ‚zwei Freunde, die ebenfalls beim General Kukuschkin*) dienen. Da erlaube ich mir die Anfrage: wir haben ein wenig gezecht und unsre Geldbestände bisher noch nicht ergänzt. Belieben Sie, uns ein halbes Maß Branntwein zu spenden?'

‚Mit dem größten Vergnügen,' sagen wir. Da wurde also nun getrunken. Dabei zeigten sie uns ein Geschäft, so recht unsre Spezialität. Es stand da am Ende der Stadt ein Haus, und darin wohnt ein reicher Kleinbürger, der eine Unmenge Geld besaß. Dem beschlossen wir in der Nacht einen Besuch abzustatten. Leider wurden wir aber in der Nacht alle fünf Mann bei dem reichen Kleinbürger abgefangen. Man brachte uns aufs Revier und darauf zum Isprawnik selbst. ‚Ich werde sie selbst verhören,' sagte der. Er kommt zu uns heraus mit einer Pfeife, und eine Tasse Tee wird ihm nachgebracht. Er großer, kräftiger Kerl war er, und mit einem Backenbart. Er setzte sich. Außer uns wurden da noch drei andere angebracht, ebenfalls Landstreicher. Ein komischer Kauz ist solch ein Landstreicher, Brüder: an nichts erinnert er sich; hau ihm einen Pfahl in den Kopf — er hat alles vergessen, er weiß dir nichts! Der Isprawnik wendet sich gleich an mich: ‚Wer bist du?' Brüllte mich an wie aus einem Fasse. Natürlich sage ich da, wie es gang und gebe ist: ‚Auf nichts kann ich mich besinnen, Ew. Hochwohlgeboren, alles habe ich vergessen.'

‚Warte mal,' sagt er, ‚mit dir werde ich noch reden, deine Visage ist mir bekannt.' Und selber glotzt er mich so an. Ich aber hatte ihn mein Lebtag noch nicht gesehen. Und nun geht's zum andern: ‚Wer bist du?'

‚Machni-dralo**), Ew. Hochwohlgeboren.'

‚Das ist dein Name? Machni-dralo?'

‚Das ist mein Name, Ew. Hochwohlgeboren.'

---

*) Soll bedeuten: im Walde wo der Kuckuck ruft. Er will damit sagen, daß sie ebenfalls Landstreicher sind.

**) Ein Gaunerspitzname, zu deutsch: Gib Fersengeld.

‚Gut, du bist Machni-dralo. Und du?' So fragt er den dritten.

‚A-ja-sa-nim*)', Ew. Hochwohlgeboren.'

‚Du sollst sagen, wie du heißest.'

‚So heiße ich ja: A-ja-sa-nim, Ew. Hochwohlgeboren.'

‚Wer hat dich, du gemeiner Kerl, denn so getauft?'

‚Gute Menschen tauften mich so, Ew. Hochwohlgeboren. Auf der Welt gibt es gute Menschen, Ew. Hochwohlgeboren, wie bekannt.'

‚Welche guten Menschen denn?'

‚Das weiß ich nicht mehr, Ew. Hochwohlgeboren, ich bitte mir gnädigst verzeihen zu wollen.'

‚Alles vergessen?'

'Alles vergessen, Ew. Hochwohlgeboren.'

‚Aber du hast doch auch Vater und Mutter gehabt? Kannst du dich denn ihrer nicht mehr erinnern?'

‚Es ist anzunehmen, daß ich Vater und Mutter gehabt habe, Ew. Hochwohlgeboren. Doch das habe ich auch ein wenig vergessen. Vielleicht hat es die gegeben, Ew. Hochwohlgeboren.'

‚Wo hast du denn bis jetzt gewohnt?'

‚Im Walde, Ew. Hochwohlgeboren.'

‚Immer nur im Walde?'

‚Immer nur im Walde.'

‚Aber des Winters?'

‚Habe keinen Winter gesehen, Ew. Hochwohlgeboren.'

‚Und du? Wie heißt du?'

‚Toporum**), Ew. Hochwohlgeboren.'

‚Und du?'

‚Totschi-ne-sewai***), Ew. Hochwohlgeboren.'

‚Und du?'

‚Potatschiwai-nebos****), Ew. Hochwohlgeboren.'

‚Alle wißt ihr also von nichts mehr?'

‚Nichts wissen wir mehr, Ew. Hochwohlgeboren.'

*) Desgl., etwa: Und ich hinter ihm her.

**) = Mit dem Beil.

***) Los, nicht gegähnt!

****) Drauf ohne Angst!

Er steht da und lacht, und sie sehen ihn an und lachen. Ein andermal kann man aber auch eins in die Zähne kriegen, wenn man so losplatzt. Es ist alles solch ein kräftiges Volk, solche Wohlgemästeten sind es. ‚Man führe sie ab ins Gefängnis!' sagt er. ‚Ich komme später hin. Du aber bleibe!' wendet er sich an mich. ‚Komm hierher! Setz dich!' Ich sehe: da steht ein Tisch mit Papieren, liegt eine Feder. Ich denke: Was hat er jetzt im Sinn? ‚Setz dich', sagt er, ‚auf den Stuhl, nimm die Feder, schreibe!' Und selbst faßt er mich am Ohr und zieht mich dran. Ich sehe ihn an wie der Teufel den Popen. ‚Ich kann nicht schreiben, Ew. Hochwohlgeboren,' sage ich. Doch er: ‚Schreibe!'

‚Haben Sie Erbarmen, Ew. Hochwohlgeboren!' — ‚Schreibe, wie du es verstehst, wie du kannst.' — Und selbst zieht und zieht er mich am Ohr, als wollte er es mir abdrehn. Ich sag' euch, Brüder, es wäre mir lieber gewesen, er hätte mir dreihundert Rutenstreiche geben lassen. Die Funken sprangen mir nur so aus den Augen. Und er: ‚Schreibe doch, schreibe doch endlich'"

„Hatte er denn den Verstand verloren?"

„Das nicht. Doch in T. hatte ein Schreiber kurz vorher etwas losgelassen, nämlich Regierungsgelder unterschlagen, und war damit durchgebrannt. Hatte auch solche abstehende Ohren gehabt. Man hatte die Sache überallhin gemeldet. Da ich ihm in einigem ähnelte, so hatte er es herausbekommen wollen, ob ich schreiben könne und wie ich schreibe."

„Nein, so was! Hat es geschmerzt?"

„Das kann ich dir sagen, daß es geschmerzt hat!"

Ein allgemeines Gelächter ertönte.

„Hast du denn etwas geschrieben?"

„Was konnte ich denn schreiben? Begann mit der Feder über das Papier zu fahren, fuhr hin und her, bis er's endlich genug sein ließ. Noch ein Dutzend Ohrfeigen verabfolgte er mir, ehe er mich sein ließ. Natürlich kam ich dann ebenfalls ins Gefängnis."

„Kannst du denn wirklich schreiben?"

„Früher konnt' ich's, doch seit der Zeit, da man anfing mit Federn zu schreiben, hab' ich's verlernt."

Mit derartigen Erzählungen, oder, besser gesagt, mit derartigem Geschwätz brachten wir bisweilen unsere langweilige Zeit hin. Hergott, was war das für eine Langeweile! Lange, schwüle Tage, einer genau wie der andere! Hätte man auch nur irgendein Buch haben können! Und doch kam ich, besonders in der ersten Zeit, oft ins Hospital, zuweilen als Kranker, zuweilen aber auch, um einfach zu liegen, um aus dem Zwangssträflingshause fortzukommen. Drückend war es dort, noch drückender als hier, moralisch drückender. Bosheit, Feindschaft, Streit, Neid, Schikanen gegen uns Edelleute, böse, drohende Gesichter! Hier im Hospital jedoch waren alle mehr auf gleichem Fuße, lebte man mehr freundschaftlich. Die traurigste Zeit des ganzen Tages kam am Abend, wenn die Lichte brannten, und bei Anbruch der Nacht. Man legte sich früh zur Ruhe. Ein mattes Nachtlicht leuchtet fern bei der Tür als helles Pünktchen, in unserer Umgebung aber herrscht Halbdunkel. Die Luft wird übelriechend und stickig. Manch einer kann nicht einschlafen, steht auf und setzt sich auf anderthalb Stunden auf sein Bett, den Kopf mit der Nachtmütze auf die Brust geneigt, als sei er in Nachdenken versunken. Man sieht eine Stunde lang auf ihn hin und bemüht sich, seine Gedanken zu erraten, um selbst ebenfalls auf irgeneine Weise seine Zeit totzuschlagen. Dann beginnt man zu träumen, sich der Vergangenheit zu erinnern; helle, große Bilder zeichnen sich in der Phantasie ab. Man entsinnt sich solcher Einzelheiten, deren man sich zu anderer Zeit nicht erinnern, die man nicht so lebhaft durchfühlen würde wie jetzt. Und dann wieder sucht man die Zukunft zu erraten. Wie wird man das Zwangssträflingshaus verlassen? Wohin wird man sich wenden? Wann wird das sein? Wird man je wieder in seine Heimat zurückkehren? Man sinnt und sinnt darüber nach, und Hoffnung regt sich in der Seele . . . Ein andermal wieder beginnt man aber einfach zu zählen: eins, zwei, drei usw., um mitten im Zählen einzuschlafen. Da dreht sich einer im Bett um. Ustjanzew hustet seinen schrecklichen Schwindsuchtshusten und stöhnt leise, während er regelmäßig hinzufügt: „Herr, ich habe gesündigt!“ Es ist schrecklich, diese kranke, zerbrochene Stimme in der allgemeinen Stille zu hören. Und dort in einem Winkelchen schläft man

ebenfalls nicht und erzählt sich was von Bett zu Bett. Da erzählt einer seine Geschichte, erzählt von seinem früheren Leben, seiner Vergangenheit, seinen Wanderungen, seiner Frau, seinen Kindern, von der früheren Ordnung. Man kann schon aus dem fernen Geflüster erkennen, daß alles, was er erzählt, ihm niemals wiederkehrt, und daß er selbst, der Erzähler, ein „abgeschnittenes Stück" ist. Ein andrer hört ihm zu. Man vernimmt nur ein leises, gleichmäßiges Geflüster, wie wenn irgendwo, weit, weit, ein Gewässer plätscherte . . . Ich erinnere mich, einst, in einer langen Winternacht, eine Geschichte mit angehört zu haben. Beim ersten Blick kam sie mir wie ein Fiebertraum vor; mir war, als läge ich im Fieber und träumte das alles in meiner Fieberglut . . .

4

Der Mann der Akulka

(Eine Erzählung)

Es war schon späte Nacht, zwölf Uhr. Ich war bereits eingeschlafen, wachte aber plötzlich wieder auf. Der trübe, schwache Schein des fernen Nachtlichts erhellte kaum den Krankensaal . . . Fast alle schliefen schon. Selbst Ustjanzew schlief, und in der Nachtstille konnte man hören, wie schwer er Atem holte, und wie bei jedem Atemzuge der Schleim in seiner Kehle brodelte. Draußen auf dem Flur wurden plötzlich die schweren Schritte der aufziehenden Wache laut. Man stieß mit dem Gewehrkolben auf den Boden. Der Krankensaal wurde geöffnet, und der Gefreite zählte, vorsichtig auftretend, die Kranken ab. Nach einer Minute wurde der Saal wieder geschlossen, ein neuer Wachtposten trat an, die Ablösung entfernte sich, und wieder herrschte die frühere Stille. Jetzt erst bemerkte ich, daß unweit von mir, links, zwei Kranke nicht schliefen und miteinander zu flüstern schienen. Dies kam in den Krankensälen wohl vor: bisweilen liegen zwei tage- und monatelang nebeneinander, ohne miteinander ein Wort zu reden, und

plötzlich, in einer herausfordernden Nachtstunde, beginnen sie miteinander zu sprechen, und der eine fängt an seine ganze Vergangenheit vor dem andern darzulegen.

Sie hatten augenscheinlich bereits lange miteinander gesprochen. Den Anfang konnte ich nicht mehr hören, und so manches andere nicht, doch allmählich hörte ich mich hinein und begann alles zu verstehen. Ich konnte nicht schlafen; was sollte ich denn anders tun als hören? . . . Der eine erzählte voller Eifer, halb liegend im Bett, den Kopf erhoben und den Hals in der Richtung nach seinem Kameraden vorgestreckt. Er war offensichtlich erhitzt, erregt; er hatte das Bedürfnis, zu erzählen. Der Zuhörer saß grämlich und völlig gleichgültig auf seiner Bettstatt, die Füße darauf ausgestreckt, brummte hin und wieder etwas zur Antwort oder als Zeichen seiner Teilnahme dem Erzähler zu, doch gleichsam mehr aus Anstand als aus Interesse, und stopfte alle Minute seine Nase mit Tabak voll, den er einem Schnupftabakshorn entnahm. Das war der Soldat der Strafkompanie Tscherewin, ein Mann von fünfzig Jahren, ein grämlicher Pedant, ein kalter Räsonneur und eitler Narr. Der Erzähler, Schischkow, war ein noch junger Mann von etwa dreißig Jahren, ein Sträfling aus unserer Zivilabteilung, der in der Nähstube arbeitete. Ich hatte ihm bisher wenig Aufmerksamkeit geschenkt; und auch später, während meines ganzen Sträflingslebens, zog es mich nicht, mich mit ihm zu beschäftigen. Er war ein hohlköpfiger und verdrehter Mensch. Zeitweise war er schweigsam, lebte grämlich dahin, benahm sich grob, sprach wochenlang mit niemand. Dann aber mischte er sich auf einmal in irgendeine Geschichte ein, begann zu klatschen, ereiferte sich um nichts, schlenderte aus einer Kaserne in die andere, gab Nachrichten weiter, konnte nicht genug schwatzen, geriet außer sich. Wurde er geschlagen, so war er wieder schweigsam. Er war ein feigherziger und jämmerlicher Bursche, und alle gingen mit ihm mit Mißachtung um. Kleingewachsen und hager, hatte er unruhige, zuweilen gleichsam stumpf brütende Augen. Traf es sich, daß er etwas zu erzählen hatte, so begann er mit Feuereifer, wobei er sogar mit den Händen herumfuchtelte; doch plötzlich brach er mitten darin ab oder ging auf ein anderes Thema über oder begann sich in neuen

Einzelheiten zu erschöpfen und vergaß schließlich, wovon er zuerst zu sprechen begonnen hatte. Oft stritt er sich herum, warf dabei unbedingt dem andern vor, er habe sich dies oder jenes gegen ihn zuschulden kommen lassen, wobei er mit Gefühl sprach und fast weinte. Auf der Balalaika liebte er zu spielen und spielte darauf nicht schlecht; an den Feiertagen tanzte er sogar, wenn man ihn zuweilen dazu aufforderte, und zwar sehr gut. Man konnte ihn sehr leicht bewegen, etwas zu tun. Nicht daß er sehr folgsam gewesen wäre, aber er liebte es, sich als Kamerad aufzudrängen und sich aus Kameradschaft als gefällig zu erweisen.

Ich konnte lange nicht dahinterkommen, wovon er eigentlich erzähle. Mir schien auch anfangs, als ob er beständig vom Thema abgehe und sich zu sehr mit Nebensächlichkeiten abgebe. Vielleicht bemerkte er auch, daß Tscherewin seiner Erzählung fast gar keine Aufmerksamkeit zolle, doch schien es, als wollte er sich absichtlich vergewissern, daß sein Zuhörer ganz Aufmerksamkeit sei, und es wäre für ihn vielleicht sehr schmerzlich gewesen, wenn er sich vom Gegenteil überzeugt hätte.

„. . . Wenn er auf dem Basar kam," fuhr er fort, „grüßten alle ihn, erwiesen ihm Ehre, mit einem Wort: er war ein Reicher."

„Geschäfte hatte er, sagst du?"

„Jawohl, Geschäfte. Es ging da unter uns im Kleinbürgertum ärmlich genug zu. Arme Leute waren es zumeist. Die Weiber mußten vom Fluß unten Wasser auf die Höhe hinaufschleppen, um die Gemüsegärten zu begießen, mußten sich quälen und quälen, und zum Herbst ernteten sie nicht einmal genug für die Kohlsuppe. Es war eitel Armut da. Doch er hatte eine große Landwirtschaft, hatte Arbeiter zum Feldbau, drei Mann hielt er; außerdem hatte er seinen Bienenstand und handelte mit Honig und Vieh. In unsrem Ort stand er in hoher Achtung. Er war schon in hohen Jahren, so an die siebzig, schon schwerfällig, grauhaarig und großgewachsen. Wenn er im Fuchspelz auf den Basar kam, so erwiesen ihm alle gleich große Ehre. ‚Guten Tag, Väterchen Ankudim Trofimytsch,' hieß es. Und er: ‚Guten Tag auch!' Niemand hat er verachtet. ‚Möge es Ihnen gut gehen, Ankudim Trofimytsch!' — ‚Und

wie gehen denn deine Geschäfte?' fragt er. — ‚Ach, bei uns zu Hause sieht es recht traurig aus. Und die Ihrigen?' — ‚So, so, la, la,' sagt er. ‚Man sündigt nur, man ist ganz unnütz auf der Welt da.' — ‚Möge es Ihnen gut gehen, Ankudim Trofimytsch.' — Er verachtete niemand, und sprach er, so hatte ein jedes seiner Worte das Gewicht von einem Rubel. Schreiben und lesen konnte er und las immer nur die Bibel und andere heilige Schriften. Seine Alte hieß er sich vor ihm hinsetzen: „Höre zu, Frau, paß auf!' Und selbst beginnt er ihr vorzulesen. Die Alte war noch nicht gerade sehr bei Jahren; es war seine zweite Frau, die er der Kinder wegen genommen hatte, denn von der ersten hatte er deren keine gehabt. Von der zweiten, der Marja Stepanowna, hatte er zwei Söhne, die noch unerwachsen waren. Den jüngsten, Wassja, hatte er als Sechzigjähriger gezeugt. Akulka, die Tochter, war aber die älteste und zählte achtzehn Jahre."

„Das war deine Frau?"

„Warte doch! Zuerst machte der Filka Morosow da Geschichten. ‚Du' — sagt er zu Ankudim — ‚teile jetzt! Alle vierhundert Rubel zahl' mir aus. Bin ich etwa dein Arbeiter? Ich will nicht mit dir handeln, und deine Akulka will ich nicht. Ich habe jetzt' — sagt er — ‚zu saufen angefangen. Meine Eltern sind gestorben, und das Geld werde ich vertrinken, dann aber mich als Ersatzmann verdingen, d. h. unter die Soldaten gehen, und nach zehn Jahren als Feldmarschall hierher zu euch zurückkehren.' Ankudim zahlte ihm das Geld aus und rechnete mit ihm vollständig ab; er hatte mit seinem Vater zusammen mit einem gemeinschaftlichen Kapital gehandelt. ‚Du bist ein verlorener Mensch!' sagt er zu ihm. Doch der andere gibt zurück: ‚Mag ich es sein oder nicht, aber bei dir altem Graubart lernt man zuletzt noch mit der Ahle Milch löffeln. Du gehst mit deiner Sparsamkeit so weit, daß du jeden Kehricht sammelst und fragst, ob sich nicht Brei daraus kochen läßt. Ich wollte auf dies alles spucken. Du sparst und sparst, um womöglich noch den Teufel zu kaufen. Ich habe' — sagt er — ‚Charakter. Doch deine Akulka will ich trotz alledem nicht nehmen. Ich habe' — sagt er — ‚ohnedies schon bei ihr geschlafen . . .'

‚Wie' — sagt Ankudim — ‚du wagst es, einem ehrlichen

Vater, eine ehrliche Tochter zu schmähen? Wann hast du bei ihr geschlafen, du Drachenfett, du Hechtsblut?' Und selbst bebt er am ganzen Leibe. Der Filka hat es mir selbst erzählt.

‚Doch nicht nur mich wird sie nicht heiraten' — sagt er — ‚nein, ich werde es machen, daß die Akulka niemand heiraten wird, weil niemand sie jetzt nehmen wird. Auch Mikita Grigorjitsch wird sie jetzt nicht nehmen, weil sie eine Ehrlose ist. Wir hatten schon im Herbst angefangen, miteinander zu leben. Doch jetzt würde ich es um hundert Krebse nicht tun. Gib mir zur Probe hundert Krebse, und ich will's doch nicht tun.'

Und der Junge begann in Saus und Braus zu leben, daß es eine Art hatte und er zum Stadtgespräch wurde. Zechkumpane zog er heran, Geld hatte er haufenweise, drei Monate hindurch soff er und alles vertat er. ‚Ist mein Geld zu Ende' — pflegte er zu sagen — ‚verkaufe ich das Haus, verkaufe ich alles und gehe als Ersatzmann unter die Soldaten oder unter die Landstreicher.' Vom Morgen bis zum Abend war er betrunken und fuhr mit Schellengeläut zweispännig spazieren. Und wie die Mädchen geradezu verrückt nach ihm waren!"

„Er hat also mit Akulka früher was gehabt?"

„Warte doch nur, warte doch nur! Ich hatte damals auch den Vater verloren, und der Mutter und mir war es nicht zum Pfefferkuchenbacken. Für Ankudim arbeiteten wir und ernährten uns damit. Wir hatten ein schlechtes Leben. Zwar besaßen wir hinter dem Walde auch ein Stück Land, auf dem wir unser Korn säten, doch nach des Vaters Tode ging alles verloren, weil ich, um es dir zu sagen, Bruder, mich ebenfalls dem Trunke ergeben hatte. Von der Mutter habe ich durch Schläge Geld erpreßt."

„Es ist nicht gut gewesen, daß es durch Schläge geschah. Ein große Sünde ist es gewesen."

„Ich war vom Morgen bis zum Abend betrunken, Bruder. Unser Haus ging noch an. Verfault war es freilich, doch immer unser eigen, und so geräumig, daß man einen Hasen in der Hütte hätte jagen können. Es kam vor, daß wir so manche Woche dasaßen und am Hungertuche nagten. Die Mutter schalt mich beständig, doch was machte ich mir daraus! . . . Ich war damals von Filka Morosow unzertrennlich, war von früh-

morgens bis spät nachts mit ihm zusammen. ‚Spiele‘ — sagt er — ‚mir auf der Gitarre vor und tanze! Ich aber will mit Geld nach dir werfen, weil ich hier der Reichste bin.‘ Und was hat er nicht alles angegeben! Nur Gestohlenes nahm er nicht. ‚Ich bin‘ — sagt er — ‚nicht ein Dieb, sondern ein ehrlicher Mensch. Gehen wir‘ — sagte er — ‚der Akulka die Pforte mit Teer beschmieren*). Ich will nicht, daß Akulka Mikita Grigorjitsch heiratet. Das ist mir jetzt wichtiger als alles andere‘ — sagt er. Der Alte hatte das Mädchen schon lange mit Mikita Grigorjitsch verheiraten wollen. Mikita war ebenfalls schon ein alter Mann und Witwer; er trug eine Brille und handelte. Als er vernahm, daß über Akulka Gerüchte herumgingen, besann er sich anders. ‚Das wird‘ — sagt er — ‚eine große Unehre für mich sein, Ankudim Trofimytsch. Außerdem will ich bei meinem Alter überhaupt nicht mehr heiraten.‘ Wir gingen also hin und beschmierten Akulkas Pforte mit Teer. Hat sie dafür Prügel zu Hause bekommen! . . . Marja Stepanowna schrie: ‚Keine Ruhe werde ich ihr lassen!‘ und der Alte: ‚In früheren Zeiten‘ — sagt er — ‚bei den heiligen Patriarchen hätte ich sie auf dem Scheiterhaufen zerhackt, jetzt aber‘ —sagt er — ‚ist die Welt voll Finsternis und Verwesung!‘ Die Nachbarn weit auf der Straße haben zuweilen gehört, wie Akulka aus vollem Halse geschrien hat, denn sie wurde Tag und Nacht geprügelt. Filka aber schrie es über den ganzen Basar hin: ‚Es gibt ein prächtiges Mädel, Akulka, die Zechgenossin! Rein gewaschen, sauber gekleidet, verliebt ausschauend! Ich bin‘ — sagte er — ‚ihnen da in die Nase gefahren: sie werden daran denken.‘ Zu der Zeit begegnete ich einmal Akulka. Sie ging mit Wassereimern, und ich rief ihr zu: ‚Guten Tag, Akulina Kudinowna! Was macht die Liebe?‘ Kaum hatte ich das gesagt, da sah sie mich so an mit ihren großen Augen, und selbst war sie mager geworden wie ein Holzspan. Wie sie mich so ansah, dachte ihre Mutter, daß sie mir zulache, und rief von der Tür her: ‚Was bleckst du schon wieder die Zähne, du Schamlose, du!‘ Und wieder ging es über sie mit Prügeln her an diesem Tage. Zu-

*) Alte russische Sitte, durch die gezeigt werden soll, daß ein Mädchen, das heiraten will, nicht mehr rein ist.

weilen schlug der Alte sie eine ganze Stunde lang. ‚Zu Tode werde ich sie schlagen' — sagte er — ‚denn sie ist meine Tochter nicht mehr.'"

„Also war sie eine Liederliche."

„Hör nur weiter, Onkelchen. Ich soff mittlerweile immer weiter mit Filka herum. Da kommt meine Mutter, wie ich so daliege, einmal zu mir: ‚Was liegst du' — sagt sie — ‚du Niederträchtiger, so herum? Ein richtiger Räuber bist du!' Und schimpfen tat sie! ‚Nimm ein Weib' — sagt sie — ‚nimm Akulka! Sie würden sie dir jetzt gerne geben, und dreihundert Rubel hinterdrein.' Ich entgegnete ihr: ‚Sie ist aber doch jetzt eine Ehrlose vor aller Welt!' ‚Was du für ein Narr bist' — sagt sie. ‚Mit dem Kranz wird alles zugedeckt. Für dich ist es ja doch besser, wenn sie vor deinen Augen ihr lebelang eine Schuldige ist. Wir würden uns mit ihrem Gelde wieder verbessern. Ich habe schon' — sagt sie — ‚mit Marja Stepanowna gesprochen. Sie ist sehr einverstanden.' Und ich darauf: ‚Legt man mir zwanzig Silberrubel auf den Tisch, so heirate ich.' Und glaub' mir's oder nicht: bis zum Hochzeitstage war ich ohne Unterbrechung betrunken. Und da kommt noch Filka Morosow und droht mir: ‚Ich werde dir' — sagt er — ‚sobald du Akulkas Mann sein wirst, alle Rippen zerbrechen, und bei deinem Weibe werde ich, wenn ich will, jede Nacht schlafen.' Doch ich antwortete ihm: ‚Das wird nicht sein, du Hundekerl!' Da hat er mich vor der ganzen Straße verunglimpft. Ich lief nach Hause. ‚Ich will nicht heiraten' — sage ich — ‚falls man mir nicht noch fünfzig Silberrubel zulegt.'"

„Hat man sie dir denn gegeben?"

„Mir? Aber warum denn nicht? Wir waren doch nicht Ehrlose. Mein Vater war erst gegen Ende seines Lebens infolge eines Brandunglücks heruntergekommen, andernfalls hätten wir noch besser gelebt als die. Ankudim sagt zu mir: ‚Ihr seid ein hoffnungsloses Lumpengesindel.' Ich aber antworte darauf: ‚Nicht wenig ist bei euch die Pforte mit Teer beschmiert worden.' Doch er entgegnet mir: ‚Was erhebst du dich über uns?' — sagt er. — ‚Beweise es, daß sie eine Ehrlose ist. Man muß viel Mehl haben, wenn man jedem das Maul stopfen will. Hier ist Gott, und da die Tür' — sagt er —

,nimm sie nicht! Doch das Geld, das du bereits genommen hast, will ich wieder!' Da machte ich denn mit Filka Schluß. Durch Mitri Bykow ließ ich sagen, daß ich ihn jetzt vor aller Welt entehren werde, und bis zum Hochzeitstage, Bruder, war ich ohne Ende betrunken. Erst als es zur Kirche ging, wurde ich wieder nüchtern. Als wir von der Trauung kamen, setzten wir uns an den Tisch, und Mitrofan Stepanytsch, das war der Onkel, sagt: „Obwohl nicht in Ehren, aber fest ist die Sache' — sagt er — ‚gemacht und nunmehr erledigt.' Der Alte, Ankudim nämlich, war ebenfalls betrunken; er sitzt da, und die Tränen laufen ihm in den Bart. Ich aber, Bruder, machte da folgendes: Ich steckte mir eine Peitsche in die Tasche; schon vor der Trauung hatte ich sie mir zurechtgelegt. Ich hatte beschlossen, meiner Schadenfreude über Akulka freien Lauf zu lassen. Sie sollte wissen, was es bedeutete, durch ehrlosen Betrug sich einen Mann zu kapern: und auch die Leute sollten wissen, daß ich nicht als Narr sie genommen hatte . . ."

„So ist es recht. Sie sollte es für alle Zukunft fühlen . . ."

„Nein, Onkelchen, sei du nur still! An unsrem Ort ist es Brauch, daß man vom Traualtar sogleich in die Brautkammer geführt wird, während die anderen dort trinken. Sie sitzt da, ganz blaß, hat keinen Blutstropfen im Gesicht. Voller Angst war sie natürlich. Ihre Haare waren ebenfalls weiß wie Flachs, und die Augen groß. Sie schwieg immerzu, keinen Ton hörte man von ihr; wie eine Stumme war sie im Hause. Ganz seltsam kam sie mir vor. Kannst du dir, Bruder, nun vorstellen: ich hatte die Peitsche hervorgeholt und daselbst am Bett hingelegt. Aber sie, Bruder — es erwies sich, daß sie als völlig Unberührte vor mir saß."

„Was du erzählst!"

„Ganz und gar als Ehrliche aus einem ehrlichen Hause. Und wofür, Bruder, hatte sie nun diese ganze Qual erduldet! Wofür hatte Filka Morosow sie vor der ganzen Welt entehrt?"

„Ja!"

„Da kniete ich vor ihr beim Bett nieder und faltete die Hände: ‚Akulina Kudimowna' — sage ich — ‚verzeih mir Narren, daß ich dich für eine solche gehalten habe! Verzeih mir gemeinem Kerl!' Sie aber sitzt vor mir auf dem Bett,

sieht mir ins Gesicht, legt mir beide Hände auf die Schultern, lacht, während ihr zugleich die Tränen über die Wangen laufen; sie weint und lacht . . . Da trat ich zu den übrigen hinaus: ‚Den Filka Morosow, den werde ich aber jetzt vornehmen! Keine Ruhe will ich ihm lassen!' Die Alten wußten da gar nicht genug Dankgebete; die Mutter fiel beinahe auf die Knie vor ihr und heulte. Doch der Alte sagte: ‚Hätten wir das ahnen und wissen können, hätten wir dir, vielgeliebte Tochter, nicht einen solchen Mann ausgesucht.' Und als wir beide am ersten Sonntag in die Kirche gingen, da trug ich eine Mütze aus Lammfell, einen Rock aus feinem Tuch und Plüschhosen; sie aber einen Pelz aus Hasenfell und ein seidenes Tuch. Wir waren beide einander ebenbürtig. So gingen wir! Die Leute weideten ihre Blicke an uns: ich war, wie ich war, doch auch Akulinuschka, wenn sie vor den anderen gerade auch nicht hervorstach, so blieb sie doch hinter keiner zurück. Sie konnte sich sehen lassen."

„Nun, das war gut so."

„Hör' nur weiter. Am anderen Tage nach der Hochzeit riß ich mich, betrunken wie ich war, von den Gästen los und lief hinaus. ‚Her mit dem Gauner Filka Morosow, her mit dem Schuft!' schreie ich, durch den Basar streichend. Ich war tüchtig betrunken. Endlich wurde ich angehalten und von drei Leuten mit Gewalt nach Hause gebracht. Das Gerücht davon ging in der Stadt herum, und die Mädchen auf dem Basar riefen es einander zu: ‚Mädel, die ihr klug sein wollt, was wißt ihr denn? Die Akulka ist ja eine Ehrliche gewesen!' Doch kurz darauf sagt der Filka im Beisein anderer zu mir: ‚Verkauf mir dein Weib, dann wirst du dich betrinken können. Bei uns' — sagt er — ‚hatten wir einen Soldaten Jaschka, der hat nur darum geheiratet. Bei seinem Weibe hat er nicht geschlafen, und drei Jahre lang ist er betrunken gewesen!' Ich sage zu ihm: ‚Du niederträchtiger Kerl!' Und er zu mir: ‚Du Dummkopf! Man hat dich ja getraut, wo du gar nicht nüchtern warst. Was konntest du in dieser Sache denn urteilen?' Ich kam nach Hause und schrie: ‚Ihr habt mich getraut, wo ich betrunken gewesen bin!' Meine Mutter mischte sich sogleich ein. ‚Deine Ohren sind mit Gold verhängt.' — ‚Mutter!'

— sage ich — ‚gib mir Akulka her!‘ Und ich begann sie zu prügeln. Ich schlug sie, Bruder, wohl an die zwei Stunden lang, bis ich mich selbst nicht mehr auf den Füßen halten konnte. Drei Wochen hat sie das Bett nicht verlassen.“

„Das ist so natürlich,“ bemerkte Tscherewin phlegmatisch. „Wenn man die Weiber nicht schlägt, so .... Hast du sie denn mit einem Liebhaber erwischt?“

„Nein, das ist nicht vorgekommen,“ erwiderte Schischkow nach einigem Schweigen und gleichsam mit Anstrengung. „Doch kränkte es mich sehr, daß die Leute mich immer aufzuziehen begannen, und daß Filka der Anführer dabei war. ‚Du hast‘ — sagt er — ‚ein Weib bloß zum Modell, damit die Leute sie ansehen.‘ Einmal hatte er mich mit anderen eingeladen, da gab er solch ein Rätsel auf: ‚Zur Frau hat er eine mildherzige, edle, bescheidene, umgängliche, allseitig schöne Seele, wie dieser hier jetzt. Doch hat er vergessen, der Bursche, daß er ihr selbst die Pforte mit Teer beschmiert hat!‘ Ich saß betrunken da, er aber faßte mich an den Haaren und zog mich daran nieder und sagte: ‚Tanze, Akulkas Mann! Ich werde dich so an den Haaren halten, doch du tanze und belustige mich!‘ — ‚Du Niederträchtiger!‘ schrie ich. Doch er dagegen: ‚Ich werde in Gesellschaft zu dir angefahren kommen und werde Akulka, dein Weib, in deinem Beisein mit Ruten traktieren, soviel es mir beliebt.‘ Da habe ich, du magst es glauben oder nicht, mich einen ganzen Monat lang gefürchtet, aus dem Hause fortzugehen: er wird kommen, sie entehren, habe ich gedacht. Das war es eben, wofür ich sie zu schlagen angefangen habe ...“

„Weshalb denn schlagen? Die Hände kann man binden, die Zunge aber nicht. Vieles Schlagen taugt nicht. Bestrafe, belehre, aber liebkose auch. Dazu ist das Weib da.“

Schischkow schwieg eine Weile.

„Es war kränkend,“ begann er wieder, „und ich gewöhnte es mir von neuem an, sie zu schlagen. Manchen Tag schlug ich sie von früh bis spät. Stand sie auf, gefiel’s mir nicht, ging sie, paßte es mir nicht. Schlug ich sie nicht, war’s langweilig. Sie sitzt da, schweigt, sieht zum Fenster hinaus, weint ... Beständig weinte sie, daß es mir leid tat, und doch schlug ich sie. Meine Mutter schalt und schmähte mich deshalb: ‚Du

niederträchtiger Mensch' — sagte sie — ‚du Verbrecher!' — ‚Ich töte sie!' schrie ich. ‚Wage keiner, mir was zu sagen; mit Betrug bin ich verheiratet worden!' Anfangs trat der alte Ankudim dazwischen, kam öfters selbst. ‚Du bist' —sagt er — ‚auch nicht Gott weiß was für ein wichtiger Kerl; ich werde schon Recht gegen dich finden.' Später aber zeigte er sich nicht mehr. Doch Marja Stepanowna war ganz still und klein geworden. Einmal kam sie, mit Tränen in den Augen flehte sie: ‚Mit einer Belästigung komme ich zu dir, Iwan Ssemjonitsch. Der Posten ist klein, doch die Bitte groß. Laß sie doch leben, Väterchen!' Und selbst neigt sie sich vor mir. ‚Laß dich besänftigen! Vergib ihr! Unsre Tochter ist von schlechten Leuten verleumdet worden. Du selbst weißt es ja, daß du sie als Ehrliche genommen hast!' Bis zur Erde verneigt sie sich und weint. Ich aber tat wichtig: ‚Ich will von euch jetzt nichts mehr hören! Was ich jetzt will, das mache ich mit euch allen, weil ich jetzt keine Macht über mich habe. Doch Filka Morosow' — sage ich — ‚ist mein Freund und bester Genosse.'"

„Ihr habt also wieder zusammen gesoffen?"

„Wo denn! Bei ihm war gar nicht mehr anzukommen. Ganz zuschanden hatte er sich gesoffen. All sein Hab' und Gut hatte er durchgebracht und sich bei einem Kleinbürger als Ersatzmann verdungen; für dessen ältesten Sohn war er unter die Soldaten gegangen. Wenn einer in unsrem Ort als Ersatzmann ging, so mußte bis zu dem Tage, da er abgeführt wurde, alles in dem Hause vor ihm am Boden liegen, er aber war der unbeschränkte Herrscher über alle. Das Geld bekommt er beim Abtransport voll ausgezahlt, doch so lange lebt er wohl ein halbes Jahr in dem Hause seines Auftraggebers, und was solch einer sich zuweilen mit seinen Wirtsleuten erlaubt, das spottet jeder Beschreibung. ‚Ich' — heißt es da — ‚gehe für deinen Sohn unter die Soldaten, also bin ich euer Wohltäter, und also müßt ihr alles nach meinem Wunsch tun, sonst trete ich vom Handel zurück.' — So lebte auch Filka bei dem Kleinbürger in Saus und Braus, schlief bei der Tochter und zupfte den Alten jeden Tag beim Mittagessen am Bart, kurz, er tat alles zu seinem Vergnügen. Jeden Tag ließ er sich die beste Badestube heizen und dazu den Dampf mit Branntwein geben, und ins Bad

ließ er sich von den Weibern auf den Händen tragen. Kehrt er vom Spaziergang zurück, bleibt er mitten auf der Straße stehen: ‚Ich will nicht durch die Pforte, reiß den Bretterzaun ein!' Und man muß an einer Seite neben der Pforte den Zaun einreißen, und nun geht er von hier ins Haus. Endlich hatte es ein Ende damit, er wurde nüchtern gemacht und alsdann davongeführt. Eine Unmenge Volks strömte auf der Straße zusammen: ‚Filka Morosow wird fortgebracht!' Er grüßte nach allen Seiten hin. Da traf es sich, daß in diesem Augenblick Akulka aus dem Gemüsegarten kam. Als Filka sie erblickte, rief er bei unserer Pforte: ‚Halt!' sprang aus dem Wagen und verneigte sich tief bis zur Erde vor ihr: ‚Du meine Seele' — sagt er — ‚Beere du, ich habe dich zwei Jahre geliebt, doch jetzt bringt man mich mit Musik zu den Soldaten. Vergib mir, ehrliche Tochter eines ehrlichen Vaters, denn ich bin ein niedriger, gemeiner Mensch vor dir und an allem schuldig!' Und wieder verneigte er sich vor ihr bis zur Erde. Akulka war stehengeblieben, schien zuerst ganz erschrocken zu sein, doch dann verneigte sie sich vor ihm bis zum Gürtel und sagte: ‚Vergib auch du mir, guter Mensch! Ich weiß nichts Übles von dir.' Ich ging ihr in die Hütte nach: ‚Was hast du zu ihm gesagt, Hündin?' Sie aber — willst du es mir glauben oder nicht — sah mich an: ‚Ich liebe ihn ja jetzt' — sagte sie — ‚mehr als die Welt!'

„Sieh du mal an!"

„An diesem Tage habe ich kein einziges Wort zu ihr gesprochen . . . Erst gegen Abend sagte ich: ‚Akulka, ich werde dich jetzt töten.' In der Nacht konnte ich keinen Schlaf finden, ging in den Flur hinaus, Kwaß trinken; da kam schon die Morgenröte herauf. Ich kehrte in die Hütte zurück. ‚Akulka' — sage ich — ‚mach' dich bereit, auf den Acker zu fahren.' Schon früher hatte ich mir dies vorgenommen, und meine Mutter wußte es, daß wir fahren würden. ‚Das ist vernünftig,' hatte sie gesagt, ‚es ist mitten in der Arbeitszeit, und der Arbeiter soll schon den dritten Tag am Magen darniederliegen.' Fährt man aus unserer Stadt hinaus, so beginnt gleich ein Nadelwald, der läuft fünfzehn Werst, und hinter dem Walde lag unser Landstück. Als wir gegen drei Werst längs

dem Walde gefahren waren, hielt ich das Pferd an. ‚Steh auf, Akulina' — sage ich — ‚dein Ende ist gekommen.' Sie sieht mich an, ist ganz erschrocken, steht vor mir auf, schweigt. ‚Du bist mir zuwider geworden' — sage ich — ‚bete zu Gott!' Und nun packe ich sie bei den Haaren (sie hatte so dicke, lange Flechten), wickelte sie um meine Hand, preßte sie von hintenher von beiden Seiten zwischen meine Knie, nahm das Messer heraus, bog ihr den Kopf zurück und bohrte ihr das Messer in die Kehle . . . Sie schrie auf, das Blut schoß nur so hervor. Da warf ich das Messer fort, umfing sie mit beiden Armen von vorn, legte sie auf die Erde, umarmte sie und schrie über ihr aus voller Kehle. Auch sie schrie und bebte am ganzen Leibe und wollte sich aus meinen Armen reißen, während das Blut nur so über mich hinströmte, auf mein Gesicht, auf meine Hände sprudelte. Da ließ ich sie; eine Angst überkam mich. Ich ließ das Pferd stehen und stürmte davon, nach Hause zurück. Durch den Hinterhof kam ich in die Badestube; die war schon alt und wurde bei uns gar nicht mehr benutzt. Ich verkroch mich unter die Schwitzbank und saß dort, bis die Nacht hereinbrach."

„Und Akulka?"

„Sie war ebenfalls aufgestanden, um nach Hause zu gehen. Hundert Schritt weiter hat man sie dann gefunden."

„Also hattest du sie nicht ganz getötet?"

„Ja . . ." Schischkow hielt eine Minute lang inne .

„Es ist da eine Ader," bemerkte Tscherewin, „wenn man sie, diese Ader, nicht gleich beim erstenmal durchschneidet, so wird der Mensch sich quälen, und wieviel Blut er auch verliert, er wird nicht sterben."

„Sie ist aber doch gestorben. Tot hat man sie am Abend aufgefunden. Man zeigte es an, man begann mich zu suchen, und fand mich erst bei Anbruch der Nacht in der Badestube . .! Das ist nun schon das vierte Jahr, daß ich hier lebe," fügte er nach einigem Schweigen hinzu.

„Hm. Es ist nun schon so — wenn man sie nicht schlägt, kommt nichts Gutes dabei heraus," bemerkte kaltblütig und gleichsam methodisch Tscherewin, indem er wieder sein Tabakshorn hervorholte. Er begann lange und mit Zwischenpausen

zu schnupfen. „Dennoch aber", begann er wieder, „kommt es darauf heraus, daß du, Kerl, sehr dumm gewesen bist. Ich habe ebenfalls mein Weib einmal mit einem Liebhaber erwischt. Da habe ich sie in den Schuppen genommen und den Doppelriegel vorgeschoben. ‚Wem' — sage ich —· ‚schwörst du Treue? Wem?' Und geschlagen habe ich sie, geschlagen, anderthalb Stunden lang mit dem Pferderiemen, bis sie schrie: ‚Die Füße will ich dir waschen und das Wasser trinken!' Awdotja hieß sie."

5

Die Sommerzeit

Schon ist es Anfang April geworden, schon kommt die Karwoche heran. Allmählich beginnen auch die Sommerarbeiten. Die Sonne wird mit jedem Tage wärmer und heller, die Luft riecht nach Frühling und wirkt erregend auf den Organismus. Die nahenden schönen Tage bewegen auch den gefesselten Menschen, rufen in ihm allerlei Wünsche, Bestrebungen, Sehnsüchte wach. Es scheint, als ob man bei dem hellen Sonnenstrahl noch tiefer um die Freiheit trauere als an den unfreundlichen Winter- und Herbsttagen, und dies bemerkt man bei allen Arrestanten. Sie scheinen sich über die lichten Tage zu freuen, doch gleichzeitig wächst in ihnen eine gewisse Ungeduld und Impulsivität. Ich habe in der Tat beobachtet, daß es im Frühling bei uns im Zwangssträflingshause viel häufiger Streit gab. Häufiger hörte man Lärm, Geschrei, Toben, und häufiger wurden Geschichten angezettelt; und doch konnte man bei der Arbeit plötzlich hier oder da einen Blick bemerken, der sich sinnend und beharrlich in die blauende Ferne richtete, hinüber nach dem jenseitigen Ufer des Irtysch, wo die freie Kirgisensteppe wie ein endloses Tafeltuch begann und sich anderthalbtausend Werst weit ausdehnte, konnte man so manchen aus tiefer Brust kommenden Seufzer hören, als ziehe es den Menschen, jene weite, freie Luft zu atmen und dadurch seine gedrückte, gefesselte Seele zu erleichtern. „O je!" sagt endlich der

Sträfling und greift plötzlich, als habe er alles Träumen und Sinnen wieder abgeschüttelt, hastig und verdrießlich nach dem Spaten oder nach den Ziegelsteinen, die er von einer Stelle nach einer anderen tragen muß. Nach einer Minute hat er aber schon wieder seine plötzliche Aufwallung vergessen und beginnt, je nach dem Charakter, zu lachen oder zu schimpfen. Oder er macht sich mit ungewöhnlichem, durch die Umstände gar nicht gebotenem Eifer an die Terminarbeit, wenn ihm eine solche aufgetragen ist, und beginnt zu arbeiten, aus allen Kräften zu arbeiten, als wolle er durch die Schwere der Arbeit etwas in sich niederringen, was ihn beengt und von innen drückt. Es ist dies alles ein kraftvolles Volk, zum größten Teil in der Blüte der Jahre und Stärke . . . Schwer sind Fesseln in diesem Lebensalter! Ich poetisiere nicht in dieser Minute und bin überzeugt von der Wahrheit meiner Beobachtung. Außerdem wird in all der Wärme und all dem hellen Sonnenschein, da man mit ganzer Seele, mit seinem gesamten Wesen die ringsumher in ihrer unermeßlichen Kraft erwachende Natur sieht und fühlt, das verschlossene Gefängnis, die Bewachung, sowie der fremde Zwang noch schwerer. Und dann beginnt auch noch in dieser Frühlingszeit in Sibirien und im gesamten Rußland mit dem ersten Lerchenschlag das Vagabundieren: die Sträflinge brechen aus den Gefängnissen aus und fliehen in die Wälder. Nach der stickigen Grube, nach den Gerichten, den Fesseln und Prügelstöcken schweifen sie nach ihrem eigenen Willen und Wollen herum, wo es ihnen besser gefällt, wo es ihnen freier erscheint. Sie essen und trinken, was sie finden, was Gott ihnen sendet, und des Nachts entschlummern sie friedlich im Walde oder im Felde, ohne große Sorgen, ohne Gefängniskummer, wie die Vögel des Waldes, mit einem Gutenacht allein an die Sterne des Himmels unter Gottes Auge. Zuweilen ist der Dienst beim General Kukuschkin*) auch beschwerlich, mit Hunger und Entbehrungen verbunden: tagelang bekommt man mitunter kein Brot zu sehen; vor jedermann muß man sich verstecken, sich im Walde vergraben; man muß stehlen, plündern, ja sogar morden. „Der Ansiedler ist wie ein Kind: was er sieht, das nimmt er," sagt man in Sibirien von den Ansiedlern. Dies

*) D. h. das Vagabundieren.

Sprichwort hat seine volle Geltung und kann, sogar mit einer gewissen Erweiterung, auch auf den Landstreicher angewendet werden. Der Landstreicher ist selten kein Räuber und fast immer ein Dieb, versteht sich mehr aus Zwang als aus Beruf. Es gibt eingefleischte Landstreicher. Mancher läuft sogar nach Verbüßung seiner Zwangsarbeit noch von der Ansiedlung fort. Man sollte meinen, daß einer zufrieden und gesichert auf der Ansiedlung leben könnte, aber nein — es zieht und lockt ihn etwas fort in die unbekannte Weite. Das Leben in den Wäldern, ein armseliges und furchtbares, doch ungebundenes und abenteuerreiches Leben, hat etwas Verführerisches, einen gewissen, geheimnisvollen Reiz für die, die es bereits kennengelernt haben; und in der Tat, da laufen Menschen davon, von denen mancher bescheiden und ordnungsliebend war und schon versprach, ein guter, ansässiger Mensch und tüchtiger Landwirt zu werden. Mancher heiratet sogar, zeugt Kinder, lebt fünf Jahre an einem Ort, um plötzlich eines schönen Morgens spurlos zu verschwinden, Weib und Kind und die Gemeinde, bei der er eingetragen ist, unerklärlicher Weise im Stiche lassend. Bei uns im Zwangssträflingshause zeigte man mir einen solchen Waldläufer. Er hatte keinerlei besondere Verbrechen begangen, wenigstens hörte ich nicht, daß man etwas in dieser Art von ihm erzählte, doch hatte er immer nur, sein ganzes Leben lang, vagabundiert. Er war an der südrussischen Grenze hinter der Donau und in der Kirgisensteppe, in Ostsibirien und im Kaukasus — überall gewesen. Wer weiß, ob unter anderen Umständen aus ihm mit seiner Wanderleidenschaft nicht ein neuer Robinson Crusoe geworden wäre. Im übrigen wurde mir dies alles über ihn von den anderen erzählt; er selbst sprach nur wenig im Zwangssträflingshause, und wenn es sein mußte, nur das allernotwendigste. Er war ein sehr kleines Bäuerlein von bereits fünfzig Jahren, außerordentlich friedfertigen Charakters, mit einem außerordentlich ruhigen, fast stumpfen Gesichtsausdruck, so ruhig, daß es fast an Idiotie grenzte. Des Sommers liebte er es, an der Sonne zu sitzen und irgendein Liedchen vor sich hinzusummen, doch so leise, daß fünf Schritt weiter nichts mehr davon zu hören war. Die Züge seines Gesichts waren geichsam zu Holz geworden. Er aß wenig, meist Brot; nie

kaufte er einen Kringel, nie ein kleines Maß Branntwein. Schwerlich hat er auch je Geld gehabt, schwerlich hätte er es überhaupt zu zählen verstanden. Allem gegenüber blieb er unverändert ruhig. Die Gefängnishunde fütterte er zuweilen aus der Hand; diese Hunde fütterte sonst niemand bei uns. Der russische Mensch liebt ja überhaupt nicht, Hunde zu füttern. Man sprach davon, daß er verheiratet gewesen sein soll, sogar zweimal; auch daß er Kinder besitze. Wofür er ins Zwangssträflingshaus gekommen war, weiß ich nicht. Man wartete bei uns beständig darauf, daß er auch von uns entwischen werde, aber entweder war seine Zeit noch nicht gekommen, oder waren seine Jahre schon vorüber. Er lebte ruhig dahin, gleichsam in beobachtender Anschauung dieser ganzen merkwürdigen Sphäre, die ihn umgab. Übrigens hätte man auf nichts schwören dürfen; wenn es auch scheinen mochte, daß er keine Ursache zum Entfliehen habe, daß ihm kein Vorteil daraus winke, so bedeutete doch, im ganzen gesehen, das Waldläuferleben ein Paradies im Vergleich mit dem Zwangssträflingsleben. Das ist so begreiflich, denn es gibt ja hier gar nichts auch nur entfernt Gemeinsames. Ist es auch ein schweres Leben, das Waldläuferleben, so ist es doch dafür ein Leben in Freiheit. Daher kommt es, daß jeder Arrestant in Rußland, wo es auch sein möge, im Frühling bei den ersten Strahlen der Frühlingssonne von einer Art Unruhe ergriffen wird. Bei weitem nicht jeder trägt sich natürlich mit Fluchtgedanken: positiv wird man sagen dürfen, daß in Anbetracht der Schwierigkeit und der Verantwortung der Sache von hundert nur einer das Wagnis unternimmt, obgleich immerhin die übrigen neunundneunzig von einem Wie und Wohin der Flucht schwärmen und im bloßen Wunsch, in der bloßen Vorstellung einer Fluchtmöglichkeit schwelgen mögen. Der eine oder der andere mag sich daran erinnern, wie er früher einmal geflohen ist. Ich spreche jetzt nur von den bereits Abgeurteilten. Selbstverständlich entschließen sich bei weitem häufiger noch im Anklagezustand Befindliche zur Flucht. Die auf eine fest begrenzte Dauer Verurteilten entfliehen nur während der Anfangszeit ihrer Sträflingsschaft. Haben sie erst zwei oder drei Jahre in Zwangsarbeit hingebracht, so beginnen sie schon diese Jahre zu schätzen,

und allmählich verstehen sie sich dazu, lieber ihre Strafzeit in gesetzmäßiger Weise zu beenden und in die Ansiedlung zu gehen, als sich zu einem solchen Wagnis, und im Fall des Mißlingens zum Untergang, zu entschließen. Ein Mißlingen der Flucht ist ja so möglich. Kaum dem zehnten Mann gelingt es, „sein Schicksal zu wenden". Von den Abgeurteilten riskieren am häufigsten die auf zu lange Jahre Verurteilten eine Flucht. Fünfzehn bis zwanzig Jahre scheinen endlos zu sein, und der zu einer solchen Dauer verurteilte Sträfling ist beständig bereit, von einer Wendung seines Schicksals zu träumen, sollte er auch schon zehn Jahre Strafzeit hinter sich gebracht haben. Zuletzt bilden auch die Brandmale ein Hindernis bei der Flucht. „Sein Schicksal wenden" ist der technische Ausdruck dafür. So antwortet denn auch der flüchtige Sträfling, wenn man ihn des Planes zur Flucht überführt, daß er sein Schicksal habe wenden wollen. Dieser etwas literarisch klingende Ausdruck paßt genau für den Gegenstand. Jeder Flüchtling erwartet es gar nicht, vollständig frei zu werden — er weiß, daß dies fast unmöglich ist. Doch hofft er, in ein anderes Gefängnis oder in die Ansiedlung zu kommen oder wegen eines neuen Verbrechens — nämlich wegen Landstreicherei — wieder vor Gericht gestellt zu werden; kurz, er will irgendwohin anders, nur nicht zurück an den alten, ihm zuwider gewordenen Ort, nur nicht zurück ins alte Zwangssträflingshaus! Alle diese Flüchtlinge erscheinen, falls sie nicht zufällig im Laufe des Sommers einen ganz besonderen Platz zum Überwintern entdecken, falls sie nicht beispielsweise einen Flüchtlingshehler finden, der von ihnen Vorteil hat, oder falls sie nicht, bisweilen mittels Totschlags, sich einen Paß verschaffen, mit dem sie überall leben können — alle erscheinen sie, falls sie nicht schon vorher wieder eingefangen worden sind, im Herbst in hellen Scharen meist von selbst in den Städten und Gefängnissen als Landstreicher und werden zur Überwinterung eingesperrt, wobei sie natürlich hoffen, im Sommer von neuem entwischen zu können.

Der Frühling übte auch auf mich seine Wirkung aus. Ich entsinne mich, daß ich bisweilen mit heißer Sehnsucht durch die Spalten des Gefängniszaunes schaute und, den Kopf an den Zaun gelegt, lange dastand und unentwegt und unersättlich

meine Augen an dem auf unsrem Festungswall grünenden Grase und dem weiten, immer tiefer blauenden Himmel weidete. Meine Unruhe und meine Sehnsucht wuchsen von Tag zu Tag, und das Zwangssträflingshaus wurde mir immer verhaßter. Der Haß, dem ich in meiner Eigenschaft als Edelmann während der ersten Jahre meines Zwangssträflingslebens seitens der Arrestanten beständig ausgesetzt war, wurde für mich unerträglich und vergiftete mein ganzes Leben. Während dieser ersten Jahre begab ich mich häufig, ohne jedes Leiden, zum Liegen ins Hospital — einzig und allein, um nicht im Zwangssträflingshause zu sein, um diesem beharrlichen, unstillbaren, allgemeinen Haß zu entgehen. „Ihr seid Eisenschnäbel, ihr habt uns zerhackt!" sagten die Arrestanten zu uns, und wie habe ich stets das einfache Volk beneidet, das zu uns ins Zwangssträflingshaus kam! Das wurde mit allen sogleich Freund und Kamerad. Und darum wirkte der Frühling, das Sinnbild der Freiheit, wirkte die allgemeine Luft in der Natur so trauervoll und erregend auf mich. Am Ende der Fastenzeit, ich glaube, in der sechsten Woche, hatte ich zu fasten. Das gesamte Zwangssträflingshaus war seit der ersten Woche schon vom älteren Unteroffizier in sieben Fastengruppen geteilt worden, der Zahl der Fastenwochen entsprechend. In jeder Gruppe waren auf diese Weise etwa dreißig Mann. Die Woche des Fastens gefiel mir sehr. Die Fastenden wurden von der Arbeit befreit. Wir gingen zwei- bis dreimal am Tage in die Kirche, die nicht weit vom Zwangssträflingshause lag. Ich war lange nicht in der Kirche gewesen. Der Gottesdienst während der großen Fasten, der mir von der fernen Kindheit im Elternhause noch so bekannt war, die feierlichen Gebete, die Beugungen bis zur Erde — alles rief wieder in meiner Seele lange, lange Vergangenes wach, erinnerte mich an die Eindrücke der Kinderjahre. Und ich weiß noch, wie sehr angenehm es mir war, wenn wir am Morgen über die während der Nacht hartgefrorene Erde von den Begleitsoldaten mit geladenen Flinten ins Gotteshaus geführt wurden. Die Soldaten gingen übrigens nicht mit in die Kirche hinein. In der Kirche blieben wir in dichtgedrängtem Haufen unmittelbar bei der Tür stehen, auf dem allerletzten Platz, so daß nur die klangvolle Stimme des Diakons bis zu uns drang

und wir hinter der Menge nur hin und wieder das schwarze Gewand des Geistlichen und seine Glatze hervorschimmern sahen. Ich erinnerte mich dessen, wie ich schon in der Kindheit, in der Kirche stehend, manchmal auf das einfache Volk gesehen hatte, das sich in dichter Masse am Kircheneingang drängte und ehrfurchtsvoll vor einem Paar dicker Epauletten, vor einem feisten Herrn oder einer herausgeputzten, aber außerordentlich gottesfürchtigen Dame Platz machte, die unbedingt nach den vordersten Plätzen gingen und bereit schienen, alle Augenblicke sich um einen ersten Platz herumzustreiten. Mir schien damals, als ob man dort an der Tür nicht so wie bei uns betete; man betete demütig und eifrig, unter tiefen Verbeugungen und gleichsam mit dem vollen Bewußtsein seiner Niedrigkeit.

Jetzt mußte ich auch auf diesen Plätzen stehen, ja nicht einmal auf diesen: wir waren in Ketten und Banden und trugen das Schandmal; alle gingen uns aus dem Wege, alle fürchteten uns gewissermaßen, und man gab uns jedesmal Almosen. Ich erinnere mich noch, mir war es sogar angenehm, eine Art besonderen, intensiven Gefühls war in diesem Vergnügen. „Mag es doch sein, wenn es nun einmal so ist!" dachte ich. Die Sträflinge beteten sehr eifrig, und jeder brachte jedesmal seine Armenkopeke in die Kirche für ein Licht, und legte das Geld in die Sammelbüchse: „Ich bin ja doch ein Mensch; vor Gott sind alle gleich," mag er dabei gedacht oder gefühlt haben. Das Abendmahl erhielten wir bei der Frühmesse. Als der Geistliche mit dem Kelch in der Hand die Worte: „So nimm mich auf wie den sündigen Räuber" sprach, warfen sich fast alle auf den Boden, mit den Ketten klirrend, als hätten wir diese Worte buchstäblich auf uns bezogen.

Nun kam der Ostersonntag. Von der Gefängnisverwaltung erhielten wir jeder ein Ei und eine Scheibe Weizenbrot. Aus der Stadt wurde das Zwangssträflingshaus wieder mit milden Gaben überschüttet. Wieder erschien der Geistliche mit dem Kreuz, wieder besuchten die vorgesetzten Behörden das Zwangssträflingshaus, wieder gab es fette Sauerkohlsuppe, wieder Trunkenheit und Hin- und Herschwanken — alles genau wie beim Weihnachtsfest, mit dem Unterschied bloß, daß wir jetzt auch auf dem Hof des Zwangssträflingshaus umhergehen und

uns im Sonnenschein wärmen durften. Es war alles gleichsam heller, weiter als im Winter, doch auch schwermuterregender. Der endlos lange Sommertag wurde an den Feiertagen fast unerträglich. An den Wochentagen wurde er wenigstens durch Arbeit gekürzt.

Die Sommerarbeiten erwiesen sich in der Tat als weit schwerer als die Winterarbeiten. Sie wurden meistenteils bei Ingenieurbauten ausgeführt. Die Sträflinge bauten, gruben und legten Ziegel; andere beschäftigten sich mit Schlosser-, Tischler- und Malerarbeiten bei der Instandsetzung von Regierungsgebäuden. Die dritten gingen in die Ziegelei, um Ziegel zu brennen. Diese letztere Arbeit galt bei uns als die schwerste von allen. Die Ziegelei lag drei oder vier Werst von der Festung entfernt. Jeden Tag, im Lauf des ganzen Sommers, frühmorgens um sechs Uhr, begab sich eine ganze Partie von Sträflingen, an der Zahl etwa fünfzig Mann, auf die Ziegelei. Man wählte zum Ziegelmachen Schwarzarbeiter, d. h. Ungelernte, die kein bestimmtes Handwerk konnten. Sie nahmen Brot mit, da es wegen der Entfernung der Arbeitsstelle unpraktisch war, zur Mittagszeit nach Hause zu kommen und auf diese Weise acht Werst umsonst zu marschieren, und aßen erst am Abend nach der Rückkehr ins Zwangssträflingshaus. Das Arbeitspensum wurde hier für den ganzen Tag festgesetzt und war so beschaffen, daß der Sträfling eben gerade im Laufe eines Tages damit fertig werden konnte. Zuerst mußte der Lehm gegraben und angetragen werden, das Wasser war von jedem selbst zu schleppen, der Lehm selbst in der Lehmgrube zu treten, und endlich mußten daraus eine große Menge Ziegel geformt werden: an die zweihundert oder sogar an die zweihundertundfünfzig Stück. Ich bin im ganzen nur zweimal mit auf die Ziegelei gegangen. Die Ziegeleiarbeiter kehrten des Abends müde und marode zurück und hielten es den ganzen Sommer über den anderen beständig vor, daß sie die schwerste Arbeit hätten; dies schien für sie ein Trost zu sein. Ungeachtet dessen gingen manche aber mit einer gewissen Lust zu dieser Arbeit: einmal lag die Arbeitsstätte außerhalb der Stadt, die Gegend war eine offene und freie am Ufer des Irtysch. So konnte man hier einen erfreulicheren Rundblick genießen — es war nicht das

öde Festungseinerlei! Man konnte auch ungestört rauchen und mit großem Vergnügen sich auf eine halbe Stunde sogar hinlegen. Ich ging nach wie vor in die Werkstätte oder zum Alabasterbrennen oder wurde endlich als Ziegelträger bei den Neubauten verwendet. In letzterem Falle hatte ich einmal Ziegel vom Ufer des Irtyschs bis zu einem Kasernenbau siebzig Faden über den Festungswall zu tragen, und diese Arbeit dauerte zwei Monate lang ununterbrochen. Mir gefiel sie sogar, obgleich der Strick, an dem ich die Ziegel zu tragen hatte, mir beständig die Schultern wund rieb. Sie gefiel mir deshalb, weil infolge der Arbeit meine Körperkraft sich sichtlich steigerte. Anfänglich vermochte ich nur acht Ziegel zu schleppen, und jeder Ziegel wog zwölf Pfund. Doch später brachte ich es bis zu zwölf und fünfzehn Ziegeln, und dies erfreute mich sehr. Physische Kraft war in der Zwangsarbeit notwendig, und zwar nicht weniger als moralische, um alle materiellen Unbequemlichkeiten dieses verfluchten Lebens zu ertragen.

Und ich wollte doch auch später noch leben, nach dem Sträflingsleben . . .!

Im übrigen liebte ich das Ziegelschleppen nicht nur, weil durch diese Arbeit mein Körper erstarkte, sondern auch, weil sie am Ufer des Irtyschs getan wurde. Ich spreche von diesem Ufer so oft, weil allein von ihm aus die Welt Gottes zu sehen war, die reine, klare Ferne, die unbewohnten, freien Steppen, die durch ihre Einsamkeit einen so seltsamen Eindruck auf mich machten. An diesem Ufer allein war es möglich, der Festung den Rücken zuzukehren, sie nicht zu sehen. Alle übrigen Arbeitsstellen waren in der Festung oder neben ihr. Von den ersten Tagen an hatte ich diese Festung gehaßt, und insbesondere manche ihrer Gebäude. Das Haus unseres Platzmajors erschien mir als ein verfluchter, verabscheuungswürdiger Ort, und jedesmal, wenn ich da vorüberging, blickte ich voller Haß darauf. Doch an dem Ufer konnte man sich in Vergessenheit versenken: man sah in diese unermeßliche Steppenferne hinaus wie ein Eingekerkerter aus dem Fenster seiner Zelle in die Freiheit. Alles war mir dort lieb und wert: die helle, warme Sonne am unergründlichen, blauen Himmel, der ferne Gesang eines Kirgisen, der vom kirgisischen Ufer herübertönte. Man späht

lange hinaus und erblickt endlich ein armseliges, verräuchertes Kirgisenzelt, aus dem Rauch emporwirbelt, erblickt ein Kirgisenweib, das mit ihren zwei Hammeln zu tun hat. Alles dies ist ärmlich und primitiv, doch dabei frei und ungebunden. Man erblickt einen Vogel in der blauen, durchsichtigen Luft und verfolgt lange und aufmerksam seinen Flug: nun taucht er flüchtig ins Wasser, nun ist er im Blau verschwunden, nun zeigt er sich wieder als kaum sichtbarer Punkt . . . Selbst eine arme, verkümmerte Blume, die ich früh im Frühling in einem Spalt des steinigen Ufers fand, fesselte in fast krankhafter Weise meine Aufmerksamkeit. Meine trübe Seelenstimmung während des ganzen ersten Jahres meiner Zwangssträflingszeit war unerträglich und wirkte erregend und verbitternd auf mich. Während des ersten Jahres bemerkte ich in dieser schweren Stimmung vieles in meiner Umgebung gar nicht. Ich schloß die Augen und wollte nichts sehen. Unter meinen bösen, gehässigen Sträflingsgenossen bemerkte ich nicht die guten Menschen, Menschen, die fähig waren, zu denken und zu fühlen, ungeachtet der abstoßenden Rinde, die sie von außen bedeckte. Über den giftigen Worten bemerkte ich zuweilen nicht ein höfliches und freundliches Wort, das um so wertvoller war, als es ohne jede Berechnung, nicht selten gerade aus der Seele heraus gesprochen wurde, einer Seele vielleicht, die mehr noch als ich gelitten und ertragen hatte. Doch wozu sich weiter darüber verbreiten? Ich war außerordentlich froh, wenn ich, von der Arbeit nach Hause zurückgekehrt, sehr müde war; vielleicht konnte ich da einschlafen. Das Schlafen war ja im Sommer bei uns eine Qual, noch mehr fast als im Winter. Die Abende waren allerdings zuweilen sehr angenehm. Die Sonne, die den ganzen Tag über auf dem Hofe gebrütet hatte, ging endlich unter. Abendkühle trat ein, und ihr folgte eine fast (vergleichsweise gesprochen) kalte Steppennacht. Die Sträflinge ergingen sich, bis die Tore geschlossen wurden, in einzelnen Gruppen auf dem Hofe. Die Hauptmasse drängte sich vornehmlich in der Küche. Dort wurde in der Regel irgendeine wichtige Gefängnisangelegenheit aufs Tapet gebracht, wurde alles und jedes besprochen, ja bisweilen sogar irgendein Gerücht, das, ob es auch unsinnig erscheinen mochte, doch in ganz ungewöhnlicher Weise die Aufmerksamkeit

dieser weltabgeschiedenen Menschen erregte. So war einmal beispielsweise die Nachricht aufgetaucht, daß unser Platzmajor fortgejagt werden sollte. Die Sträflinge sind leichtgläubig wie die Kinder; sie wußten selbst recht gut, daß die Nachricht ein Unsinn sei, daß sie von einem bekannten Schwätzer und „abgeschmackten" Menschen, dem Sträfling Kwassow, verbreitet worden war, dem man schon lange keinen Glauben mehr zu schenken beschlossen hatte, weil jedes seiner Worte eine Lüge bedeutete — und doch beschäftigten alle sich mit dieser Nachricht, sprachen sie nach allen Seiten hin durch und freuten sich selbst an ihr. Und das Ende der Sache war schließlich, daß sie sich über sich selbst ärgerten und sich schämten, Kwassow geglaubt zu haben.

„Wer sollte ihn denn fortjagen!" schreit einer. „Er hat einen dicken Nacken; er wird alles überstehen."

„Es gibt aber doch auch über ihm Höhere!" gibt ein anderer zurück, ein lebhafter, nicht dummer Bursche, der schon allerlei gesehen hatte, ein Streitkopf, wie es wenige gab.

„Ein Krähe hackt der andern die Augen nicht aus," bemerkt, gleichsam für sich, grämlich ein dritter, ein schon ergrauter Mensch, der einsam in einem Winkel den Rest seiner Kohlsuppe auslöffelt.

„Glaubst du, die Höheren werden kommen, dich fragen, ob sie ihn absetzen sollen oder nicht?" fügt gleichmütig ein vierter hinzu, auf seiner Balalaika leicht klimpernd.

„Und warum nicht?" erwidert grimmig der zweite. „Man müßte darum nachsuchen, und alle müßten dann ihre Meinung sagen, falls nachgefragt werden sollte. Doch das ist es ja: sonst wird hier wer weiß wie geschrien, doch kommt es zur Tat, dann ist niemand da."

„Was denkst du dir denn eigentlich?" sagt der Balalaikaspieler. „Dafür haben wir hier doch ein Sträflingshaus!"

„Neulich," fuhr, ohne ihn zu hören, der Streitkopf in seinem Eifer fort, „war Mehl übriggeblieben. Man sammelte die Reste, es war nicht der Rede wert, und schickte es zum Verkauf fort. Es wurde nichts daraus: er erfuhr es. Man hatte es ihm hinterbracht. Alles wurde fortgenommen; es soll gespart werden. Ist das gerecht oder nicht?"

„Bei wem willst du dich denn beschweren?"

„Bei wem? Beim Revisor, der kommen wird."

„Bei welchem Revisor denn?"

„Es ist wahr, Brüder, daß ein Revisor unterwegs ist," sagt ein junger, behender, des Lesens und Schreibens kundiger Bursche, ein gewesener Schreiber, der „die Herzogin von Lavallière" oder sonst was in der Art gelesen hatte. Er war ein stets lustiger Spaßmacher, doch wegen seiner praktischen Kenntnisse in Verwaltungssachen genoß er Achtung. Ohne auf die allgemein rege gewordene Neugier bezüglich des kommenden Revisors zu achten, geht er geradeswegs zur „Köchin", d. h. dem Koch, und fragt ihn, ob er Leber habe. Unsere „Köchinnen" handelten häufig mit irgendetwas in dieser Art. Sie kauften beispielsweise für ihr Geld ein großes Stück Leber, brieten sie und verkauften sie in kleinen Stücken den Sträflingen.

„Für einen Groschen oder für zwei?" fragt die „Köchin".

„Schneid' mir für zwei ab: mögen mich die Leute beneiden!" antwortet der Sträfling. „Ein General, Brüder, solch einer aus Petersburg ist unterwegs; ganz Sibirien wird er inspizieren. Das ist wahr. In der Kommandantur hat man's gesagt."

Die Nachricht bringt eine ungewöhnliche Aufregung hervor. Eine Viertelstunde lang ist es ein Fragen: wer, welcher General es sei, welchen Rang er habe und ob er an Rang den örtlichen Generalen übergeordnet sei? Über die Rangstufen, die Vorgesetzten, wer der höhere sei, wer den andern ducken und wer selbst geduckt werden könnte, lieben die Sträflinge furchtbar gern zu sprechen, sie streiten sich und schmähen sich um die Generale fast bis zu Tätlichkeiten sogar. Man könnte fragen, was für einen praktischen Nutzen das habe. Doch an der eingehenden Kenntnis von Generalen und überhaupt der vorgesetzten Behörden wird der Grad des Wissens, der Gescheitheit und der früheren Bedeutung, die einer vor seiner Sträflingszeit in der Gesellschaft gehabt hat, bemessen. Überhaupt gilt die Unterhaltung über die höhere Obrigkeit als die vornehmste und wichtigste im Zwangssträflingshause.

„Es läuft also darauf hinaus, Brüder, daß der Major wirklich abgesetzt wird," bemerkt Kwassow, ein kleiner, hitziger und

äußerst beschränkter Mensch mit rotem Gesicht. Er war es gewesen, der zuerst die Nachricht über den Major erzählt hat.

„Er wird sich durch Geschenke sichern," erwidert kurz der grämliche, grauhaarige Sträfling, der bereits mit seiner Kohlsuppe fertig geworden ist.

„Das wird er gewiß tun," fällt ein anderer ein. „Hat genug Geld hier zusamengerafft! Vor meiner Zeit ist er schon Bataillonschef gewesen. Kürzlich wollte er die Tochter des Obergeistlichen heiraten."

„Er hat sie aber nicht geheiratet, die Tür hat man ihm gewiesen; also ist er arm. Was ist er denn für ein Freier? Hat ja nichts mehr, als was er bei sich trägt. Ostern hat er alles beim Kartenspiel durchgebracht. Fedka hat es erzählt."

„Jawohl. Verschwender ist zwar nicht der Knab', doch fließt ihm fort sein Gut und Hab'!"

„Ach, Bruder, sieh mal, ich bin auch verheiratet gewesen. Für den Armen ist es nicht gut, zu heiraten. Ein kurzer Rausch, und die Not beginnt!" bemerkt Skuratow, sich in das Gespräch mischend.

„Natürlich! Von dir ist hier eben die Rede," bemerkt der gewandte Schreiber. „Du aber, Kwassow, bist ein großer Dummkopf, sage ich dir. Glaubst du denn, daß der Major einem solchen General Geschenke machen wird, und daß ein solcher General eigens aus Petersburg herkommen wird, um dem Major hinterher auf die Finger zu gucken? Dumm bist du, mein Junge, das muß ich dir sagen."

„Was denn? Wenn er ein General ist, nimmt er da nichts?" fragte zweifelnd einer aus der Gruppe.

„Es ist bekannt, daß er nichts nimmt. Nimmt er aber, so nimmt er gleich ordentlich."

„Natürlich! Nach dem Rang."

„Ein General nimmt immer," erklärt Kwassow mit Entschiedenheit.

„Hast du ihm denn schon mal was gegeben?" fragt verachtungsvoll der soeben eingetretene Bakluschin. „Hast du denn überhaupt je einen General gesehen?"

„Doch habe ich einen gesehen!"

„Du flunkerst!"

„Selber flunkerst du!"

„Kinder, wenn er einen General gesehen hat, so laßt ihn mal vor aller Augen sagen, welchen General er kennt. Nun, so sag's doch, denn ich kenne alle Generale."

„Ich habe den General Siebert gesehen," antwortet Kwassew ein wenig unsicher.

„Siebert? Solch einen General gibt es gar nicht. Der wird dir wohl nach dem Buckel geguckt haben, der Siebert, als er vielleicht noch Oberstleutnant war, dir aber ist es vor Schrecken vorgekommen, als sei er General gewesen."

„Nein, hört mich doch nur an," schreit Skuratow. „Ich bin ein verheirateter Mann. Einen solchen General hat es wirklich in Moskau gegeben: Siebert, von deutscher Herkunft, aber Russe. Beim russischen Popen hat er alljährlich vor Mariä Himmelfahrt gebeichtet und immerfort Wasser getrunken wie eine Ente. Jeden Tag hat er vierzig Glas Moskwawasser ausgetrunken. Man erzählte, daß er sich mit Wasser von irgendeiner Krankheit kurierte; mir hat es sein Kammerdiener selbst erzählt."

„Sind vielleicht in seinem Bauche vom Wasser Karauschen entstanden?" fragt der Arrestant mit der Balalaika.

„Genug davon! Hier handelt es sich um eine wichtige Sache, und sie . . . Was ist denn das mit dem Revisor, Brüder?" fragt jetzt unruhig-besorgt der Arrestant Martynow, ein ehemaliger Soldat, der bei den Husaren gedient hat.

„Ach, das Volk lügt doch bloß!" wirft ein Skeptiker dazwischen. „Woher sollte man das wissen? Es ist ja alles Unsinn."

„Nein, es ist kein Unsinn!" bemerkt lehrhaft Kulikow, der bisher majestätisch geschwiegen hatte. Er war eine Person von Ansehen, zählte gegen fünfzig Jahre und hatte ein außerordentlich gut aussehendes Gesicht, sowie eine verachtungsvoll majestätische Art, sich zu geben. Er war sich dessen bewußt und fühlte sich infolgedessen. Ein Stück Zigeuner und Tierarzt, verdiente er sich in der Stadt durch Kurieren von Pferden Geld; bei uns im Zwangssträflingshause handelte er mit Branntwein. Er war ein kluger Mensch und hatte im Leben viel gesehen.

Wenn er ein Wort sagte, so war es, wie wenn er einem einen Rubel schenkte.

„Es ist wirklich wahr, Brüder," fährt er ruhig fort. „Ich habe es schon in der verflossenen Woche gehört. Ein General ist unterwegs, einer von den sehr hohen, und wird ganz Sibirien inspizieren. Es ist die alte Sache, daß man auch ihm Geschenke machen wird, doch wird unser Achtäugiger nicht darunter sein: er wird es nicht wagen, sich an ihn heranzudrängen. Doch das eine kann ich euch sagen, daß unser Major auf seinem Posten bleiben wird. Das ist sicher. Wir sind ein Volk ohne Stimme und ohne Zunge, und von den Vorgesetzten wird niemand seinesgleichen denunzieren. Der Revisor wird in unser Zwangssträflingshaus hineingucken, wird abreisen und berichten, daß er alles in guter Ordnung befunden habe . . ."

„Das ist es ja eben, Brüder! Der Major scheint aber doch Angst zu haben: er ist vom frühen Morgen an betrunken."

„Und am Abend kommt eine neue Ladung. Fedka hat es erzählt."

„Einen schwarzen Hund wäscht man nicht weiß. Ist es denn das erstemal, daß er betrunken ist?"

„Nein, wo soll's denn hinaus, wenn selbst der General nichts machen wird! Doch nun laßt es genug sein von seinen Narrenstreichen!" So reden die Sträflinge aufgeregt unter sich.

Die Nachricht über den Revisor verbreitete sich im Nu im ganzen Zwangssträflingshause. Man ging im Hofe hin und her und teilte sie sich gegenseitig mit. Andere bewahrten absichtlich Stillschweigen; sie bewahrten ihren Gleichmut und bemühten sich offensichtlich, sich damit eine höhere Würde zu geben. Die dritten blieben der Sache gegenüber völlig gleichgültig. Auf den Außentreppen der Kasernen saßen die Sträflinge mit ihren Balalaiken; andere sangen Lieder. Im allgemeinen aber befanden sich alle an diesem Abend in äußerst erregter Stimmung.

Um zehn Uhr wurden wir alle gezählt; darauf trieb man uns in die Kaserne und schloß uns für die Nacht ein. Die Nächte waren kurz. Geweckt wurden wir um fünf Uhr morgens, doch schlief niemand vor elf Uhr abends ein. Bis dahin dauerten die Unruhe und die Gespräche an, und bisweilen

auch, wie im Winter, die Kartenpartien. In der Nacht trat eine unerträgliche Hitze und Schwüle ein. Wenn auch durch das geöffnete Fensterchen ein kühler Nachthauch hereindrang, so wälzten die Sträflinge sich auf ihren Pritschen in der ganzen Nacht doch wie im Fieber hin und her. Die Flöhe wimmelten in ganzen Myriaden. Es gab zwar auch im Winter Flöhe bei uns, auch in erheblicher Menge; doch mit Frühlingsanfang vermehrten sie sich dermaßen stark, daß ich es, bevor ich es selbst nicht gesehen hatte, nie hätte glauben können. Und je näher es zum Sommer ging, um so schlimmer wurden sie. Gewiß, man konnte sich an die Flöhe gewöhnen; ich habe es selbst erfahren. Doch bringt man es nur schwer so weit. Sie peinigten einen so entsetzlich, daß man schließlich wie in Fieberhitze dalag und selbst empfand, man schlafe nicht, sondern deliriere nur noch. Und hatten sich dann kurz vor Anbruch der Morgendämmerung die Flöhe endlich beruhigt und waren stille geworden, und war man in der Morgenkühle wirklich süß eingeschlummert, so ertönte plötzlich die unbarmherzige Wecktrommel an der Gefängnispforte. Mit einem Fluche hörte man, sich in den Halbpelz wickelnd, die lauten, scharfen Wirbel. Man zählte sie förmlich, während einem in den Schlaf hinein der unerträgliche Gedanke schlich, so werde es morgen sein und übermorgen und noch eine Reihe von Jahren, bis endlich die Freiheitsstunde schlägt. Doch wann wird sie kommen, die Freiheit, und wo ist sie? Jetzt aber heißt es aufwachen; das tägliche Rennen und Drängen beginnt . . . Die Leute kleiden sich an, eilen an die Arbeit. Allerdings konnte man später um die Mittagszeit ein Stündchen schlafen.

Die Nachricht über den Revisor stimmte. Die Gerüchte nahmen von Tag zu Tag eine immer bestimmtere Gestalt an, und endlich erfuhren alle ganz sicher, daß ein hoher General aus Petersburg unterwegs sei, um ganz Sibirien zu inspizieren, daß er bereits im Lande sei und inzwischen Tobolsk erreicht habe. Jeden Tag trafen neue Gerüchte im Zwangssträflingshause ein. Auch aus der Stadt kamen Nachrichten: man hörte, daß alle in Angst seien, alle sich vorbereiteten, um sich von der besten Seite zu zeigen. Man sprach davon, daß die hohen Behörden Empfänge, Bälle, Feiern planten. Die Arrestanten wurden in

ganzen Trupps ausgeschickt, die zu den Festungen führenden Straßen zu ebnen, Erdhügel abzutragen, Zäune und Pfosten anzustreichen, Mauern und Wände mit Stuck neu zu bekleiden und neu zu tünchen; mit einem Wort, man wollte im Handumdrehen alles verbessern und verschönern, was gezeigt werden mußte. Unsere Leute begriffen dies sehr wohl und redeten immer hitziger und gereizter untereinander. Ihre Phantasie nahm riesige Dimensionen an. Man wollte sogar Ansprüche erheben, falls der General fragen sollte, wie man zufrieden sei. Zugleich stritt man und zankte man sich untereinander. Der Platzmajor befand sich in großer Aufregung. Er kam häufig ins Zwangssträflingshaus, schrie häufig, stürzte sich häufig auf die Leute, ließ sie sich häufig im Wachthause versammeln und sah in verstärktem Maße auf Sauberkeit und Ordnung. Während dieser Zeit passierte, wie absichtlich in Szene gesetzt, im Zwangssträflingshause eine kleine Geschichte, die übrigens gar nicht den Major aufregte, wie man hätte erwarten können, sondern ihm im Gegenteil Vergnügen verursachte. Bei einer Schlägerei stieß ein Arrestant einem andern einen Pfriem in die Brust, beinahe unmittelbar unter das Herz.

Der Täter hieß Lomow, und der Mann, der die Wunde erhalten hatte, wurde bei uns Gawrilka genannt. Er war ein eingefleischter Landstreicher. Ob er einen anderen Namen gehabt hat, weiß ich nicht; bei uns wurde er immer nur Gawrilka genannt.

Lomow war ein wohlhabender Bauer des Kreises K. Alle Lomows lebten in einer Familie zusammen: der alte Lomow, drei Söhne und ihr Onkel Lomow. Es waren reiche Bauern. Im ganzen Gouvernement hieß es, daß sie ein Kapital von dreimalhunderttausend Rubel in Papier besessen hätten. Sie trieben Ackerbau, gerbten Felle, trieben Handel, doch hauptsächlich beschäftigten sie sich mit Wucher, dem Verbergen von Landstreichern und Diebsgut, sowie mit anderen, ähnlichen Künsten. Die Bauern des halben Kreises waren ihre Schuldner und befanden sich in finanzieller Abhängigkeit von ihnen. Sie galten als kluge und schlaue Bauern, begannen aber endlich übermütig zu werden, besonders als eine sehr hochgestellte Persönlichkeit des dortigen Gebiets angefangen hatte auf ihren Fahrten bei ihnen

20*

abzusteigen, mit dem Alten persönlich Bekanntschaft geschlossen und an ihm wegen seines hellen Kopfes und seiner Einsicht Gefallen gefunden hatte. Sie hatten sich auf einmal eingebildet, daß es für sie kein Gesetz mehr gebe, und begannen mehr und mehr gesetzwidrige Spekulationen zu riskieren. Alle murrten über sie; alle wünschten ihnen das Schlimmste, sie aber trugen ihre Nase immer höher. Kreisrichter und Gerichtsbeisitzer galten ihnen schon gar nichts mehr. Endlich gerieten sie ins Unglück und gingen unter, doch nicht infolge irgendeiner Übeltat, nicht infolge ihrer geheimen Verbrechen, sondern infolge einer falschen Anklage. Sie besaßen in einer Entfernung von zehn Werst vom Dorfe einen großen Meierhof. Dort lebten einmal zur Herbstzeit sechs kirgisische Arbeiter, die ihnen schon seit längerer Zeit als Knechte dienten. In einer Nacht waren alle diese kirgisischen Arbeiter ermordet worden. Es wurde eine Untersuchung eingeleitet, die sich lange Zeit hinzog. Dabei kamen sehr viele unsaubere Dinge ans Tageslicht. Die Lomows wurden der Ermordung ihrer Arbeiter angeklagt. Sie selbst hatten dies erzählt, und das ganze Zwangssträflingshaus wußte es. Man hatte sie im Verdacht gehabt, daß sie ihren Arbeitern allzuviel schuldig waren, und weil sie, ungeachtet ihres großen Vermögens, geizig und geldgierig waren, hatte man angenommen, daß sie die Arbeiter ermordet hätten, um ihnen ihren Arbeitslohn nicht zahlen zu müssen. Während der Voruntersuchung und des Prozesses ging ihr ganzes Vermögen verloren. Der alte Lomow starb, die Söhne wurden verschickt. Einer der Söhne kam nebst seinem Onkel auf zwölf Jahre in unser Zwangssträflingshaus. Und dabei waren sie völlig unschuldig an dem Tode der Kirgisen. Gawrilka hatte schon als Landstreicher mit den Lomows zu tun gehabt. Er war als entlaufener Soldat und Landstreicher auf kurze Zeitdauer zu uns ins Zwangssträflingshaus gekommen. Die Kirgisen hatte er gemeinsam mit drei anderen Landstreichern ermordet; sie hatten gehofft, auf dem Meierhof tüchtig Beute machen zu können.

Die Lomows waren bei uns nicht beliebt; warum, weiß ich nicht. Der eine von ihnen, der Neffe, war ein kluger Kopf und von verträglicher Gemütsart. Doch der Onkel, der

Gawrilka mit dem Pfriem gestochen hatte, war ein dummer und zanksüchtiger Bauer. Er hatte sich bereits früher mit vielen gestritten und war oft tüchtig geprügelt worden. Den Gawrilka liebten alle wegen seines heitern und umgänglichen Charakters. Obwohl die Lomows auch wußten, daß er der Verbrecher gewesen und sie wegen seiner Tat hierhergekommen seien, stritten sie sich mit ihm doch nicht, verkehrten übrigens aber auch nicht mit ihm. Und auch er beachtete sie gar nicht. Plötzlich aber kam es zu einem Zusammenstoß zwischen ihm und dem alten Lomow, und zwar wegen eines ganz ekelhaften Buhlmädchens. Gawrilka hatte sich gerühmt, ihre Gunst zu besitzen; der Bauer war eifersüchtig geworden und hatte ihn eines schönen Tages mit dem Pfriem verwundet.

Obwohl die Lomows während des Prozesses verarmt waren, lebten sie doch im Zwangssträflingshause wie Reiche. Sie schienen Geld zu haben, hielten einen Samowar und tranken stets Tee. Unser Major wußte dies und haßte die beiden Lomows aufs äußerste. Er hatte denn auch ewig an ihnen herumzumäkeln und hatte sie überhaupt stets auf dem Korn. Die Lomows erklärten dies mit dem Wunsche des Majors, von ihnen Geschenke zu erhalten; doch sie bedachten ihn nicht mit solchen.

Hätte Lomow nur ein wenig tiefer gestoßen, so hätte er Gawrilka natürlich getötet; doch so ging es nur mit einer Schramme ab. Man meldete die Geschichte dem Major. Ich erinnere mich noch, wie er angeritten kam, ganz außer Atem und sichtlich zufrieden. Wunderbar freundlich, wie mit einem eigenen Sohne, ging er mit Gawrilka um.

„Was glaubst du, Freundchen, wirst du wohl zu Fuß ins Hospital gehen können oder nicht? Nein, es wäre besser, das Pferd für ihn anzuspannen. Sogleich soll das Pferd angespannt werden!“ schrie er in Eile dem Unteroffizier zu.

„Ach, Ew. Hochwohlgeboren, ich fühle nichts. Er hat mich nur ganz oberflächlich gestochen, Ew. Hochwohlgeboren.“

„Das weißt du nicht, das weißt du nicht, mein Lieber. Du wirst noch sehen . . . Es ist eine gefährliche Stelle; alles hängt von der Stelle ab. Gerade nach dem Herzen hat er gezielt, der

Räuber! Aber dich," brüllte er, sich an Lomow wendend, „dich will ich mir jetzt vornehmen! Ins Wachthaus mit ihm!"

Und in der Tat, er nahm ihn sich vor. Lomow wurde verurteilt. Und ob die Wunde die denkbar leichteste war, der Vorsatz war zu offenbar gewesen. Dem Verbrecher wurde die Strafdauer verlängert, und er erhielt tausend Spießruten. Der Major war vollkommen zufriedengestellt . . .

Endlich traf auch der Revisor ein.

Am zweiten Tage nach seiner Ankunft in der Stadt erschien er auch bei uns im Zwangssträflingshause. Es war an einem Feiertage. Schon mehrere Tage vorher war bei uns alles gescheuert, geputzt und geschnigelt worden. Die Sträflinge waren frisch rasiert und neu und sauber eingekleidet worden. Im Sommer gingen alle, nach der Vorschrift, in weißen Leinwandjacken und Hosen. Auf dem Rücken eines jeden war ein schwarzer, kreisrunder Flicken im Durchmesser von zwei Werschok*) eingenäht. Eine ganze Stunde lang instruierte man die Sträflinge, wie sie zu antworten hätten, falls der hohe Besuch ihnen guten Tag wünschen sollte. Man machte diesbezügliche Proben. Der Major lief hin und her wie ein Besessener. Eine Stunde vor dem Erscheinen des Generals standen alle wie die Götzenbilder mit den Händen an der Hosennaht auf ihren Plätzen. Endlich, um ein Uhr mittags, kam der General angefahren. Es war ein hoher General, ein so hoher, daß alle Vorgesetztenherzen in ganz Westsibirien bei seiner Ankunft augenscheinlich erzittern mußten. Er trat streng und majestätisch ein; hinter ihm her bewegte sich ein großes Gefolge, bestehend aus den Spitzen der örtlichen Behörden, mehreren Generalen und Obersten. Auch eine Zivilperson war dabei, ein hochgewachsener, hübscher Herr in Frack und Halbschuhen, der ebenfalls aus Petersburg gekommen war und sich außerordentlich ungezwungen und unabhängig hielt. Der General wandte sich häufig an ihn, und zwar in sehr höflicher Weise. Dies interessierte die Sträflinge ganz außerordentlich: eine Zivilperson und so viel Ehre, und noch dazu von solch einem General! Später erfuhr man seinen Namen und wer er sei; doch da gab es allerlei Meinungen über ihn. Unser Major in

*) 1 Werschock = 4,5 cm.

steifer Uniform mit orangegelbem Kragen, mit blutunterlaufenen Augen und purpurfarbenen, von Pickeln bedecktem Gesicht, schien keinen sonderlich angenehmen Eindruck auf den General zu machen. Aus besonderer Hochachtung vor dem hohen Besuch war er ohne Brille. Er stand abseits, kerzengerade emporgerichtet, und erwartete mit ganzer Seele fieberhaft einen Augenblick, da etwas nötig sein würde, damit er fliegen dürfte, den Wunsch Sr. Exzellenz zu erfüllen. Doch er wurde ganz und gar nicht gebraucht. Schweigend durchschritt der General die Kaserne, blickte auch in die Küche hinein und kostete, wie es schien, die Kohlsuppe. Man zeigte auch auf meine Person: der und der und ein Edelmann sei ich.

„Ah," machte der General. „Und wie führt er sich jetzt?"

„Bis jetzt befriedigend, Ew. Exzellenz," lautete die Antwort.

Der General nickte mit dem Kopfe und verließ nach zwei Minuten das Zwangssträflingshaus. Die Sträflinge waren zwar geblendet und verblüfft, blieben aber einigermaßen kopfschüttelnd zurück. Von einem Geltendmachen irgendwelcher „Ansprüche" dem Major gegenüber konnte natürlich keine Rede sein. Und der Major war ja auch von Anfang an vollkommen überzeugt davon gewesen.

6

Die Gefängnistiere

Der Ankauf eines Braunen, der bald darauf im Zwangssträflingshause sich vollzog, beschäftigte und interessierte die Sträflinge weit angenehmer als der hohe Besuch. Im Zwangssträflingshause wurde bei uns ein Pferd zu Wasseranfuhr, sowie zur Abfuhr von allerlei Abfällen und dergleichen gehalten. Zur Wartung des Tieres wurde ein Sträfling bestimmt. Er fuhr mit ihm, selbstverständlich unter Bedeckung. Unser Pferd hatte sehr reichlich Arbeit, sowohl morgens als auch abends. Der Braune hatte schon lange bei uns gedient. Es war ein gutes, doch bereits abgearbeitetes Tier. An einem

schönen Morgen, vor dem Peter- und Paulstage, stürzte der Braune, als er eben das Morgenfaß heranbrachte, hin und verendete innerhalb weniger Minuten. Allen tat es leid; man sammelte sich im Kreise herum, sprach durcheinander und stritt. Unsre ehemaligen Kavalleristen, Zigeuner, Tierarzneikundigen usw. zeigten hierbei viele besonderen Kenntnisse im Kurieren von Pferden, schmähten sich sogar gegenseitig, ohne indessen den Braunen wieder lebendig zu machen. Er lag leblos, mit aufgetriebenem Leibe da, auf den jeder mit dem Finger drücken zu müssen glaubte. Man meldete dem Major, was nach Gottes Ratschluß geschehen sei, und der bestimmte, daß sogleich ein neues Pferd zu kaufen sei. Am Peter- und Paulstage, am Morgen nach der Messe, als alle bei uns versammelt waren, begann man mit dem Vorführen der zum Verkauf bestimmten Pferde. Es verstand sich von selbst, daß der Pferdekauf den Sträflingen selbst überlassen werden mußte. Es gab bei uns gewiegte Pferdekenner, und es wäre auch schwer gewesen, zweihundertfünfzig Menschen, die sich mit dem Fach früher befaßt hatten, übers Ohr zu schlagen. Es erschienen Kirgisen, Pferdehändler, Zigeuner, Kleinbürger. Die Sträflinge erwarteten voller Ungeduld das Erscheinen eines jeden neuen Rosses. Sie waren fröhlich wie die Kinder. Am meisten schmeichelte es ihnen, daß sie jetzt wie freie Männer, wirklich aus ihrer eigenen Tasche, sich ein Pferd kauften und das volle Recht hatten, es zu kaufen. Drei Pferde wurden angeführt und wieder fortgeschickt, bis man sich für das vierte entschied. Die eintretenden Pferdehändler schauten mit einiger Verwunderung, ja sogar mit einiger Ängstlichkeit um sich und drehten sich selbst ab und zu nach den Begleitsoldaten um, die sie hineingeführt hatten. Eine zweihundertköpfige Schar solcher Menschen mit rasierten Schädeln, gebrandmarkten Gesichtern und kettenklirrenden Füßen in ihrem Hause, ihrem Gefängnisneste, dessen Schwelle sonst niemand überschreitet, flößte einen Respekt ganz eigener Art ein. Unsre Leute überboten sich in den verschiedensten Kniffen bei der Prüfung jedes vorgeführten Pferdes. Wohin schauten sie ihm nicht alles, was befühlten sie bei ihm nicht alles, und vollends mit welch einem geschäftsmäßigen, welch einem ernsten und sorglichen Ausdruck, als hinge davon alles Wohl

und Wehe des Zwangssträflingshauses ab. Die Tscherkessen schwangen sich sogar auf die Pferde, ihre Augen erglühten, und sprudelnd sprachen sie in ihrer unverständlichen Mundart, dabei mit ihren weißen Zähnen blitzend und mit ihren braunen, adlernasigen Gesichtern nickend. Manche Russen hingen wie festgebannt an ihrem lebhaften Mienenspiel, als wollten sie sich in ihre Augen hineinbohren. Ihre Worte konnten sie nicht verstehen, also versuchten sie in ihren Augen zu lesen, wie sie urteilten, ob das Pferd etwas tauge oder nicht. Ganz seltsam konnte diese fieberhafte Spannung dem unbeteiligten Zuschauer vorkommen. Zu welchem Zweck brauchte sich mancher Sträfling so besonders aufzuregen, noch dazu mancher, der sonst still und eingeschüchtert war und meist vor den anderen Sträflingen kein Wort fallen zu lassen wagte! Es war, als ob er für sich persönlich das Pferd kaufte, als ob ihm ganz und gar nicht gleichgültig sei, welches Pferd gekauft würde. Außer den Tscherkessen zeichneten sich am meisten die ehemaligen Zigeuner und Pferdehändler aus: man ließ ihnen den ersten Platz und das erste Wort. Hier entspann sich förmlich eine Art vornehmer Zweikampf, insbesondere zwischen zweien — den Arrestanten Kulikow, einem ehemaligen Zigeuner, Pferdedieb und Pferdehändler, und einem tierarzneikundigen Autodidakten, einem schlauen, sibirischen Bauer, der kürzlich ins Zwangssträflingshaus gekommen war und es bereits verstanden hatte, die gesamte städtische Praxis Kulikows an sich zu reißen. Man schätzte nämlich unsre tierarzneikundigen Autodidakten in der ganzen Stadt sehr, und zwar nicht nur bei den Kleinbürgern und Kaufleuten; selbst sehr hochgestellte Beamte wandten sich ans Zwangssträflingshaus, wenn bei ihnen Pferde erkrankt waren, trotzdem es in der Stadt mehrere studierte Tierärzte gab. Kulikow hatte, bevor Jelkin, der sibirische Bauer, gekommen war, keinen Konkurrenten gehabt; er besaß eine große Praxis und empfing auch klingenden Dank dafür. Er gab sich stark als Zigeuner und Scharlatan und wußte bedeutend weniger, als er sich den Anschein gab. Seinen Einkünften nach war er ein Aristokrat unter unseren Leuten. Wegen seiner Erfahrung, seines Verstandes, seines Wagemutes und seiner Entschiedenheit hatte er schon längst allen Sträflingen unwillkürlich Respekt eingeflößt.

Man hörte bei uns auf ihn und gehorchte ihm. Doch er sprach wenig; er sprach, wie wenn jedes Wort einen Rubel kostete, und auch nur in den dringendsten Fällen. Er war ein entschiedener Geck, doch besaß er dabei wirklich viel ungekünstelte Energie. Obwohl schon in vorgerückten Jahren, war er sehr hübsch und sehr klug. Mit uns Edelleuten verkehrte er in einem gewissen, fein-höflichen Tone und zugleich ungewöhnlich würdig. Ich glaube, hätte man ihn in feine Kleider gesteckt und als Grafen in einen Klub der Residenz eingeführt, er würde sich auch in diese Rolle hineingefunden, Whist gespielt und sich ausgezeichnet, wenn auch etwas geziert, unterhalten haben. Und den ganzen Abend hindurch hätte man vielleicht nicht erraten, daß er kein Graf, sondern ein Landstreicher sei. Ich sage das ganz ernsthaft: in dem Maße war er klug und mit scharfem Kombinationsvermögen begabt. Überdies hatte er ausgezeichnete, glänzende Manieren. Offenbar hatte er in seinem Leben schon vieles gesehen. Im übrigen war seine Vergangenheit mit dem Dunkel des Unbekannten verhüllt. Er lebte bei uns in der „besonderen Abteilung". Doch seit der Ankunft Jelkins, der ein Bauer, aber ein äußerst pfiffiger Bauer von etwa fünfzig Jahren und Sektierer war, verblich der tierärztliche Ruhm Kulikows. In kaum zwei Monaten hatte dieser ihm fast seine ganze städtische Praxis abspenstig gemacht. Er kurierte, und sehr leicht dazu, solche Pferde, die Kukilow bereits früher zu kurieren sich geweigert hatte. Er kurierte sogar solche, deren Kur selbst die in der Stadt lebenden Tierärzte nicht übernehmen wollten. Dieser Bauer war mit anderen wegen Falschmünzerei zu uns gekommen. Hatte er es nötig gehabt, sich in alten Jahren als Kompagnon in ein solches Unternehmen zu verwickeln? Über sich selbst lachend, erzählte er bei uns, daß von drei echten Goldstücken bei ihnen immer nur ein falsches herausgekommen sei. Kulikow war ein wenig beleidigt durch die Erfolge seines Konkurrenten; sogar sein Ruhm bei den Arrestanten begann etwas zu verblassen. Er hielt sich eine Geliebte in der Vorstadt, trug einen ärmellosen Mantel aus Plüsch, einen silbernen Ring, Ohrringe und eigene Stiefel mit Besatz, und auf einmal mußte er nun wegen mangelnder Einkünfte sich auf den Branntweinhandel legen. Jetzt erwarteten alle beim Kauf des neuen

Braunen, daß die beiden Widersacher sich womöglich noch prügeln würden. Man erwartete dies mit Ungeduld. Jeder von ihnen hatte seine Partei. Die Anführer der Parteien begannen schon in Aufregung zu geraten und einander Schimpfworte an den Kopf zu werfen. Jelkin selbst hatte bereits sein schlaues Gesicht zu einem äußerst sarkastischen Lächeln verzogen. Doch es kam anders: Kukilow fiel es gar nicht ein zu schimpfen; im Gegenteil, auch ohne Schimpfen handelte er meisterhaft. Er begann mit einer Konzession, hörte sogar mit Achtung die kritischen Meinungsäußerungen seines Rivalen an und erklärte, ihn bei einem unvorsichtigen Wort fassend, bescheiden und bestimmt, daß er sich irre. Und ehe Jelkin sich besinnen und sich verbessern konnte, bewies er ihm, daß er sich irre, und weshalb. Mit einem Wort, Jelkin war in ganz unerwarteter und geschickter Weise geschlagen. Und obgleich er zuletzt die Oberhand bekam, so war die Kulikowsche Partei doch auch sehr zufrieden.

„Nein, Kinder, so leicht schlägt man ihn nicht; der steht seinen Mann. Und wie!" meinten die einen.

„Jelkin weiß mehr!" bemerkten die anderen, doch gewissermaßen nachgiebig. Beide Parteien redeten miteinander plötzlich in außerordentlich friedfertigem Tone.

„Nicht, daß er mehr weiß! Er hat bloß eine leichtere Hand. Aber, was das Vieh anbelangt, so hat Kulikow keine Bange."

„Der hat keine Bange!"

„Keine Bange hat der . . ."

Der neue Braune war endlich ausgewählt und wurde gekauft. Es war ein feines Pferdchen; jung, hübsch, kräftig und von nettem, lustigem Aussehen. Es zeigte sich natürlich auch in jeder anderen Beziehung als tadellos. Man begann um den Preis zu feilschen; gefordert wurden dreißig Rubel, doch die unsrigen boten fünfundzwanzig. Man feilschte lange und eifrig, legte zu und ließ ab. Endlich wurde der Handel schon lächerlich.

„Nimmst du denn das Geld aus deinem Beutel?" fragten die einen. „Was ist da viel zu handeln?"

„Wozu für die Staatskasse sparen?" schrien die andern.

„Aber Brüder, es ist doch gemeinsames Geld . . ."

„Gemeinsames! Nein, man sieht, Narren wie wir werden nicht gesät, sondern von selbst geboren."

Endlich wurde der Handel mit achtundzwanzig Rubeln abgeschlossen. Man erstattete dem Major Bericht, und der Kauf wurde genehmigt. Selbstverständlich wurde gleich Salz und Brot gebracht, und der neue Braune mit Ehren im Zwangssträflingshause eingeführt. Es gab wohl keinen Sträfling, der bei dieser Gelegenheit dem Tiere nicht auf den Hals geklopft oder ihm nicht das Maul gestreichelt hätte. Gleich am selben Tage wurde der Braune zum Wasserholen angespannt, und alle schauten mit Interesse zu, wie er seine Tonne zog. Unser Wasserfuhrmann Roman blickte mit ungewöhnlicher Selbstzufriedenheit auf das neue Rößlein. Er war ein Bauer von etwa fünfzig Jahren, und zeichnete sich durch einen schweigsamen und soliden Charakter aus. Überhaupt pflegen alle russischen Kutscher von außerordentlich solidem und sogar schweigsamen Charakter zu sein, als ob es eine faktische Tatsache wäre, daß der beständige Umgang mit Pferden dem Menschen eine besondere Solidität und sogar eine besondere Würde gebe. Roman war still, mit allen freundlich und wortkarg. Er schnupfte aus einem Tabakshorn und hatte bereits seit unvordenklicher Zeit die Gefängnisbraunen unter sich gehabt. Der Neugekaufte war schon der dritte. Bei uns war man überzeugt davon, daß zum Zwangssträflingshause nur Braune paßten. Dies behauptete auch Roman. Eine Schecke beispielsweise hätte man nie gekauft. Der Posten eines Wasserfuhrmanns blieb beständig, gewissermaßen auf Grund eines Privilegs, für immer Roman vorbehalten, und keinem wäre es jemals eingefallen, ihm dieses Vorrecht zu bestreiten. Als der alte Braune krepiert war, war es niemand eingefallen, auch dem Major nicht, Roman irgendeine Schuld zu geben: es war eben Gottes Wille gewesen, Roman aber war ein guter Kutscher. Bald wurde der Braune der Liebling des Zwangssträflingshauses. Die Arrestanten sind wohl ein rauhes Volk, doch häufig traten sie an ihn heran, um ihn zu liebkosen. Während Roman, vom Flusse zurückgekehrt, das ihm vom Unteroffizier geöffnete Tor schloß, wartete der Braune gewöhnlich, beim Tor stehend, mit der Tonne auf ihn und wandte den Kopf nach ihm zurück. „Geh allein weiter!"

rief Roman ihm dann wohl zu, und der Braune zog sogleich allein weiter bis zu der Küche, wo er stehenblieb und wartete, bis die „Köchinnen“ und Kasernenreiniger kamen, um Wasser zu nehmen. „Kluger Kerl, Brauner!“ rief man ihm dann zu. „Allein hat er das Wasser gebracht! Gut folgt er!“

„In der Tat! Ein Vieh ist er, aber Verstand hat er!“

„Braver Kerl, Brauner!“

Der Braune wackelte mit dem Kopfe und schnaubte, als verstehe er alles und sei zufrieden mit dem Lobe. Irgend jemand aber brachte dann unbedingt Brot und Salz für ihn heraus, und der Braune fraß und wackelte wieder mit dem Kopfe, als ob er sagen wollte: „Ich kenne dich, ich kenne dich. Ich bin ein nettes Pferdchen, und du bist ein guter Mensch!“

Ich liebte es ebenfalls, dem Braunen Brot zu geben. Es war angenehm, auf sein hübsches Maul zu sehen und auf der Handfläche seine weichen, warmen Lefzen zu fühlen, die die Gabe gewandt aufnahmen.

Überhaupt liebten unsere Sträflinge die Tiere, und wäre es gestattet gewesen, so hätten sie sich im Zwangssträflingshause gar gern eine Menge Haustiere und Vögel gehalten. Und was hätte auch den rauhen, wilden Charakter der Sträflinge mehr mildern und veredeln können als beispielsweise eine solche Beschäftigung? Doch man gestattete es nicht. Weder unsere Gefängnisordnung, noch auch der Ort ließen es zu.

Im Zwangssträflingshause befanden sich aber dennoch während meiner Zeit zufällig mehrere Tiere. Außer dem Braunen hatten wir Hunde, Gänse, den Ziegenbock Waska und eine Zeitlang auch noch einen Adler.

In der Eigenschaft eines ständigen Gefängnishundes lebte bei uns, wie ich schon früher berichtet habe, Scharik, ein kluger und guter Hund, mit dem ich stets Freundschaft hielt. Doch da im allgemeinen im ganzen einfachen Volk der Hund für ein unreines Tier angesehen wird, das gar keiner Beachtung wert ist, so wurde auch Scharik bei uns von niemandem sonderlich beachtet. Der Hund lebte für sich hin, schlief auf dem Hofe, fraß Küchenabfälle und flößte niemandem besonderes Interesse ein, kannte aber alle und sah alle im Zwangssträflingshause als seine Herren an. Wenn die Sträflinge von der Arbeit zu-

rückkehrten, lief der Hund schon beim Ruf: „Gefreiter!“ aus der Wachtstube zu dem Tor, begrüßte freundlich jede einzelne Gruppe, wedelte mit dem Schwanz und sah jedem Eintretenden freundlich in die Augen, eine kleine Liebkosung von ihm erwartend. Doch im Verlauf vieler Jahre erfuhr er nie eine Liebkosung von irgendeiner Seite, mich allein ausgenommen. Dafür liebte er mich aber auch mehr, als alle. Ich erinnere mich nicht mehr, auf welche Weise bei uns im Zwangssträflingshause noch ein anderer Hund, Belka, auftauchte. Einen dritten Hund, Kultjapka, hatte ich selbst angeschafft, indem ich ihn einmal von der Arbeit als Welf mitbrachte. Belka war ein seltsames Geschöpf. Er war von einem Wagen überfahren worden, und sein Rücken war noch immer gebogen, so daß es, wenn er lief, aus der Entfernung schien, als liefen da zwei zusammengewachsene weiße Tiere. Außerdem hatte er die Räude und eiternde Augen; sein Schwanz war abgehaart, fast ganz ohne Wolle und beständig eingekniffen. Vom Schicksal stiefmütterlich behandelt, hatte er offenbar beschlossen, Demut zu üben. Nie hat er einen Menschen angebellt oder angeknurrt; es war, als ob er es nicht gewagt hätte. Er lebte hauptsächlich von Brot und hinter den Kasernen; gewahrte er jemand von uns, so wälzte er sich schon in der Entfernung von einigen Schritten, zum Zeichen seiner unterwürfigen Gesinnung, gleich auf den Rücken, als wollte er damit sagen: „Mach' mit mir, was du willst; du siehst, daß ich nicht daran denke, Widerstand zu leisten.“ Und jeder Arrestant, vor dem er sich auf den Rücken legte, stieß ihn mit dem Stiefel, als hielte er dies für seine unumgängliche Pflicht, und sagte: „Sieh mal dieses Biest an!“ Doch Belka wagte nicht einmal zu winseln; er heulte nur dumpf und kläglich auf, wenn es ihm zu weh tat. Genau ebenso legte er sich auch vor Scharik und jeden anderen Hund hin, wenn er in eigener Angelegenheit einmal aus dem Zwangssträflingshause hinauslief. Er warf sich auch auf den Rücken und lag still da, wenn sich etwa ein großer, langhaariger, fremder Hund mit wütendem Geheul und Gebell auf ihn stürzte. Doch die Hunde lieben Unterwürfigkeit und Ergebung bei ihresgleichen. Der wütende Hund wurde sogleich besänftigt; er blieb mit einiger Nachdenklichkeit vor dem mit

den Füßen nach oben vor ihm liegenden, ergebungsvollen Hunde stehen und begann ihn sogleich mit großem Interesse an allen Körperteilen zu beriechen. Was mochte in jenen Augenblicken der an allen Gliedern zitternde Belka bei sich denken? „Wenn aber nun plötzlich der Räuber zubeißt?" mochte es ihm in den Kopf kommen. Doch der fremde Köter ließ endlich, nachdem er ihn aufmerksam beschnuppert hatte, von ihm ab, weil er nichts besonders Interessantes an ihm gefunden hatte. Belka richtete sich dann sogleich wieder auf und lief hinkend hinter einer langen Kette von Hunden her, die im Gefolge einer schwarzen Hündin einhertrottete. Und obwohl er auch sicher wissen mochte, daß er niemals mit der schwarzen Hündin nähere Bekanntschaft schließen könne, war es für ihn schon ein Trost in seinem elenden Leben, von weitem hinter ihr herhinken zu dürfen. Von Ehrgefühl schien keine Spur mehr in ihm nachgeblieben zu sein. Nachdem er jede Zukunftsaussichten verloren hatte, lebte er nur noch des Brotes halber und war sich dessen vollkommen bewußt. Ich versuchte es einmal, ihn zu liebkosen; dies war für ihn so neu und unerwartet, daß er sich plötzlich mit allen vier Pfoten auf die Erde hinsetzte, am ganzen Leibe zu zittern begann und vor Rührung laut zu winseln anfing. Aus Mitleid liebkoste ich ihn häufig. Dafür konnte er mich nicht mehr ohne Winseln begrüßen. Sobald er mich von weitem sah, winselte er, winselte kläglich und jammervoll. Es endete damit, daß auf dem Wall hinter dem Zwangssträflingshause fremde Hunde ihn zerrissen.

Von ganz anderem Charakter war Kultjapka. Ich weiß nicht, weshalb ich ihn als ganz jungen, noch blinden Hund aus der Werkstätte mit mir ins Zwangssträflingshaus gebracht hatte. Es war mir angenehm, ihn zu füttern und großzuziehen. Scharik nahm Kultjapka sofort unter seinen Schutz und schlief mit ihm zusammen. Als Kultjapka größer wurde, erlaubte er ihm, in seine Ohren zu beißen, sein Fell zu rupfen und mit ihm zu spielen, wie erwachsene Hunde mit noch jungen spielen. Es war merkwürdig, daß Kultjapka gar nicht in die Höhe, sondern nur in die Länge und Breite wuchs. Er hatte zottiges, hell-mausgraues Fell; eins seiner Ohren wuchs nach unten, das andere nach oben. Sein Charakter war temperamentvoll

und überspannt, wie bei jedem jungen Hunde, der vor Freude, daß er seinen Herrn sieht, winselt und heult und ihm das Gesicht lecken will und sich auch aller anderen Gefühlsäußerungen nicht enthalten kann. „Wenn nur die Freude sichtbar wird — der Anstand hat nichts zu bedeuten." Wo ich mich auch befinden mochte — auf den Ruf: „Kultjapka!" tauchte er plötzlich aus irgendeinem Winkel auf, wie aus der Erde hervor, und flog mit entzücktem Gewinsel auf mich zu, sich auf dem Wege zu mir wie ein Ball rollend. Ich hatte diese kleine Mißgeburt ungeheuer lieb. Es hatte den Anschein, als habe das Schicksal ihm im Leben Genüge und ausschließlich Freuden beschert. Doch eines Tages wandte ihm der Arrestant Neustrojew*), der sich mit der Anfertigung von Damenhalbschuhen und dem Gerben von Fellen beschäftigte, seine besondere Aufmerksamkeit zu. Es war, als ob ihn plötzlich etwas überrascht habe. Er rief Kultjapka zu sich heran, befühlte sein Fell und rollte ihn liebkosend mit dem Rücken auf der Erde. Der nichts ahnende Kultjapka winselte vor Vergnügen. Doch am nächsten Morgen war er verschwunden. Ich suchte ihn lange, aber er war gleichsam in die Erde gesunken. Erst vierzehn Tage später klärte sich alles auf: Kultjapkas Fell hatte Neustrojew außerordentlich gut gefallen. Er hatte es ihm abgezogen, es gegerbt und damit ein Paar Samtschuhe für den Winter gefüttert, die die Frau des Auditeurs bei ihm bestellt hatte. Er zeigte mir die Halbstiefelchen, als sie fertig waren. Das Fell war wunderschön. Armer Kultjapka!

Bei uns im Zwangssträflingshause beschäftigten sich viele mit dem Gerben von Fellen und brachten oft Hunde mit hübschem Fell mit, die sofort verschwanden. Manche stahlen sie, manche aber kauften sie auch. Ich erinnere mich, daß ich einmal hinter den Küchen zwei Sträflinge sah, die sich sehr eifrig über irgendeine Angelegenheit berieten. Der eine von ihnen hielt einen prächtigen, großen Hund, offenbar von edler Rasse, an einem Strick. Ein nichtsnutziger Lakai hatte ihn seinem Herrn entführt und unseren Schustern für dreißig Kopeken Silber verkauft. Die Sträflinge schickten sich an, ihn zu hängen. Dies war sehr bequem zu machen; das Fell wurde abgezogen und der

*) sprich Ne = ustrojew

Kadaver in eine große und tiefe Mistgrube in der entlegensten Ecke unsres Zwangssträflingshauses geworfen, die während der heißen Sommertage entsetzlich stank. Sie wurde nur selten gereinigt. Der bedauernswerte Hund schien übrigens das ihm drohende Schicksal zu ahnen. Er schaute forschend und unruhig der Reihe nach auf uns drei und wagte nur bisweilen mit seinem buschigen, eingekniffenen Schweif zu wedeln, als wollte er uns mit diesem Zeichen seines Vertrauens milder für ihn stimmen. Ich ging schnell fort, während sie natürlich ihr Vorhaben zu Ende führten.

Gänse wurden bei uns ebenfalls nur gelegentlich gehalten. Wer sie hielt und wem sie eigentlich gehörten, weiß ich nicht, aber eine Zeitlang gewährten sie den Sträflingen sehr viel Spaß und wurden sogar in der Stadt bekannt. Sie wurden auch im Zwangssträflingshause ausgebrütet und in der Küche gehalten. War die Brut herangewachsen, so gewöhnten sie sich daran, zusammen mit den Sträflingen allesamt zur Arbeit zu gehen. Sobald die Trommel erdröhnte und die Sträflinge sich dem Ausgange zu in Bewegung setzten, liefen unsre Gänse unter lautem Geschrei mit ausgebreiteten Flügeln hinter ihnen her, hüpften eine nach der andern über die hohe Schwelle des Nebenpförtchens und nahmen ihren Weg unbedingt nach der rechten Flanke, wo sie sich zusammenscharten und die Gruppierung der Sträflinge abwarteten. Sie pflegten sich immer der größeren Gruppe anzuschließen und weideten in der Nähe der Arbeitenden. Sobald die Arbeitsgruppe sich zur Heimkehr fertigmachte, brachen auch sie auf. In der Festung verbreitete sich das Gerücht, daß die Gänse mit den Sträflingen zur Arbeit gingen. „Seht doch, die Arrestanten gehen mit ihren Gänsen!“ riefen die Passanten. „Wie habt ihr euch die nur so abgerichtet?“ — „Da habt ihr was für eure Gänse!“ fügte ein dritter hinzu und gab ein Almosen. Doch ungeachtet dieser ihrer Ergebenheit wurden die Gänse am Schluß der Fastenzeit alle geschlachtet.

Dagegen hätte man unsern Ziegenbock Waska um keinen Preis geschlachtet, falls nicht ein besonderer Umstand eingetreten wäre. Ich weiß ebenfalls nicht, wie er zu uns gekommen war und wer ihn gebracht hatte; doch auf einmal befand sich ein

kleines, weißes Ziegenböcklein im Zwangssträflingshause. In einigen Tagen hatten wir alle es liebgewonnen, und es diente zur allgemeinen Zerstreuung, ja sogar zur Erlabung des Gemüts. Man machte auch einen Grund, ihn zu halten, ausfindig: es mußte doch im Zwangssträflingshause beim Pferdestall ein Bock sein. Doch er lebte nicht im Pferdestall, sondern zuerst in der Küche, und später überall im Zwangssträflingshause. Er war ein überaus graziöses und putziges Geschöpf, kam auf Anruf herbei, sprang auf Bänke und Tische, stieß sich mit den Sträflingen herum und war stets munter und drollig. Einmal, als ihm schon ganz tüchtige, kleine Hörnchen gewachsen waren, wollte eines Abends der Lesghier Babei, der auf der Treppe der Kaserne mit anderen Sträflingen beisammensaß, sich mit ihm stoßen; dies war ein Lieblingsvergnügen des Arrestanten mit dem Ziegenbock. Sie hatten sich schon lange Zeit mit den Stirnen gestoßen, als plötzlich Waska auf die oberste Stufe der Treppe sprang und, als Babei sich abwandte, im Nu auf die Hinterfüße stieg, die Vorderhufe an sich zog und mit aller Macht Babei in den Nacken stieß, so daß er kopfüber von der Treppe hinunterflog, zum Entzücken aller Anwesenden und vor allem Babeis selbst. Mit einem Worte, Waska wurde von allen außerordentlich geliebt. Als er immer mehr heranwuchs, wurde an ihm nach einer allgemeinen und ernsten Beratung die bekannte Operation vollzogen, die unsre Tierärzte vorzüglich auszuführen verstanden. „Es riecht sonst nach Bock," sagten die Sträflinge. Nun wurde Waska furchtbar fett; man mästete ihn aber auch förmlich wie zum Schlachten. Endlich war aus ihm ein prächtiger Ziegenbock mit sehr langen Hörnern und einem ungewöhnlichen Gewicht geworden. Wenn er ging, watschelte er ordentlich. Er gewöhnte sich ebenfalls daran, mit uns zur Arbeit zu gehen, zur Belustigung der Sträflinge und des uns begegnenden Publikums. Alle kannten den Gefängnisbock Waska. Zuweilen, wenn wir beispielsweise am Ufer arbeiteten, brachen die Sträflinge biegsame Weidenzweige ab, nahmen noch etliches Laub hinzu, pflückten auf dem Wall Blumen und schmückten damit Waska, indem sie seine Hörner mit Zweigen und Blumen durchflochten und seinen Rumpf mit Girlanden umwanden. Stets kehrte Waska, an der Spitze der Ar-

restanten, geschmückt und aufgeputzt, ins Zwangssträflingshaus zurück; sie aber marschierten hinter ihm her und brüsteten sich gleichsam mit ihm vor den Passanten. So weit ging das Gefallen an diesem Ziegenbock, daß manche der Sträflinge wie die Kinder auf den Gedanken kamen, ob man Waska nicht etwa die Hörner vergolden sollte? Doch man sprach nur davon, ohne den Gedanken auszuführen. Im übrigen fragte ich, wie mir noch erinnerlich, Akim Akimytsch, der nach Issai Fomitsch unser bester Vergolder war, ob man wirklich dem Ziegenbock seine Hörner vergolden könne? Er betrachtete sich zuerst den Ziegenbock aufmerksam, erwog die Frage ernsthaft und meinte schließlich, es wäre schon möglich, nur würde es nicht von Dauer und außerdem völlig unnütz sein. Damit war die Frage endgültig abgetan. Und lange noch hätte Waska im Zwangssträflingshause gelebt und wäre vielleicht einst an Asthma krepiert; doch als er eines Tages an der Spitze der Arrestanten von der Arbeit zurückkehrte, geschmückt und geputzt, geriet er dem Major unter die Augen, der in seiner Droschke angefahren kam. „Halt!" brüllte er. „Wessen Ziegenbock ist das?" Man erklärte es ihm. „Wie? Im Zwangssträflingshause ein Ziegenbock, und ohne meine Erlaubnis! Den Unteroffizier her!" Der Unteroffizier erschien, und sogleich wurde der Befehl gegeben, den Ziegenbock unverzüglich zu schlachten. Das Fell sollte abgezogen und auf dem Basar verkauft und der Erlös der staatlichen Arrestantenkasse übergeben werden, während das Fleisch zur Kohlsuppe der Sträflinge Verwendung finden sollte. Im Zwangssträflingshause sprach man darüber hin und her und äußerte sein Bedauern, wagte es aber nicht, sich dem Befehl zu widersetzen. Waska wurde über unsrer Mistgrube geschlachtet. Das Fleisch kaufte ein Arrestant im Ganzen und zahlte dafür dem Zwangssträflingshause anderthalb Rubel in Silber. Für dieses Geld wurden Kringel gekauft; der Arrestant jedoch, der Waska gekauft hatte, verkaufte das Fleisch stückweise wiederum als Braten seinen Kameraden. Es erwies sich in der Tat als ungewöhnlich schmackhaft.

Auch ein Adler (ein tatarischer) aus der Familie der kleinen Steppenadler lebte einige Zeit bei uns. Jemand brachte ihn verwundet und abgemattet ins Zwangssträflingshaus. Die ge-

samte Arrestantenschaft umringte ihn. Er konnte nicht fliegen: sein rechter Flügel hing zur Erde nieder, und der eine Fuß war verrenkt. Ich erinnere mich noch, wie er grimmig um sich blickte, den neugierigen Haufen musterte und, den krummen Schnabel aufsperrend, bereit war, sein Leben teuer zu verkaufen. Als man sich satt an ihm gesehen hatte und auseinanderzugehen begann, humpelte er, auf einem Fuß hüpfend und mit dem gesunden Flügel schlagend, fort, in den entferntesten Teil des Zwangssträflingshauses, wo er sich, eng an die Zaunpfähle gedrückt, in einem Winkel verbarg. Hier lebte er drei Monate bei uns, ohne auch nur ein einziges Mal seinen Winkel zu verlassen. In der ersten Zeit kam man häufig, um ihn sich anzusehen, und hetzte den Hund auf ihn. Scharik stürzte sich wütend auf ihn, fürchtete sich aber offensichtlich, ganz nahe an ihn heranzugehen, was den Arrestanten sehr großen Spaß machte. „Es ist ein wildes Tier!" sagten sie. „Es ergibt sich nicht!" Doch später begann Scharik ihm arg zuzusetzen; seine Furcht war vergangen, und es gelang ihm, wenn man ihn hetzte, den Adler bei seinem kranken Flügel zu packen. Der Adler verteidigte sich aus aller Kraft mit den Klauen und dem Schnabel; stolz und wild, wie ein verwundeter König, blickte er, in seinen Winkel geschmiegt, auf die Neugierigen, die gekommen waren, sich ihn anzusehen. Endlich wurde er allen langweilig; alle ließen ihn in Ruhe und vergaßen ihn. Und doch konnte man täglich neben ihm frische Fleischstücke und ein zerbrochenes Gefäß mit Wasser entdecken. Jemand sorgte also für ihn. Zuerst wollte er gar nicht fressen und genoß mehrere Tage nichts; zuletzt aber begann er doch, Nahrung zu sich zu nehmen, niemals aber aus der Hand und im Beisein von Menschen. Ich hatte wiederholt Gelegenheit, ihn aus der Ferne zu beobachten. Wenn er niemand erblickte und sich allein wähnte, entschloß er sich bisweilen, aus seinem Winkel hervorzukommen, und humpelte längs dem Zaun etwa zwölf Schritt von seinem Platz fort, kehrte um und legte die Strecke nochmals zurück; es war, als ob er sich so Bewegung verschaffen wollte. Als er mich bemerkte, eilte er sogleich, aus Leibeskräften hinkend und springend, nach seinem Platze zurück, öffnete, den Kopf zurückwerfend, den Schnabel und bereitete sich

mit gesträubten Federn sogleich zum Kampfe vor. Durch keinerlei Freundlichkeit konnte ich ihn milder stimmen; er biß und schlug um sich, nahm kein Rindfleisch von mir an und schaute mir, solange ich vor ihm stand, mit seinem bösen, durchdringenden Blick scharf und unverwandt in die Augen. Einsam und verbissen erwartete er den Tod, niemandem vertrauend und mit niemandem versöhnt. Endlich entsannen sich die Arrestanten wieder seiner, und obgleich kein Mensch zwei Monate lang für ihn gesorgt und an ihn gedacht hatte, griff auf einmal bei allen ein Mitgefühl für ihn Platz. Man begann davon zu sprechen, daß es nötig sei, den Adler fortzubringen. „Mag er krepieren, aber nicht im Zwangssträflingshause!" sagten einige.

„Gewiß, er ist ein freier, ein wilder Vogel. Den gewöhnt man nicht ans Zwangssträflingshaus," bestätigten andere.

Jawohl, er ist nicht so wie wir," fügte jemand hinzu.

„Sieh mal an, was der aufschneidet: er ist doch ein Vogel, wir sind Menschen."

„Der Adler, Brüder, ist der König der Wälder . . ." begann Skuratow. Doch diesmal hörte man ihn nicht an. Eines Tages nach dem Essen, als die Trommel zur Arbeit rief, nahm man den Adler und brachte ihn aus dem Zwangssträflingshause hinaus. Man hielt ihm den Schnabel zu, weil er heftig um sich zu schlagen begann. Bis zum Festungswall ging man. Einige zwölf Mann, die von der Partie waren, wollten voll Neugier sehen, wohin sich der Adler begeben werde. Merkwürdig: alle waren in zufriedener Stimmung, als hätten sie selbst zum Teil ihre Freiheit erhalten.

„Da hat man's! Gutes will man ihm tun, doch er beißt immerzu!" sagte der Sträfling, der ihn hielt, indem er fast mit Liebe auf den bösen Vogel sah.

„Laß ihn los, Mikitka!"

„Er braucht nichts, als daß man ihm seine Freiheit gibt, die echte, wirkliche Freiheit."

Der Adler wurde vom Wall in die Steppe hinabgeworfen. Es war im Spätherbst an einem kalten, trüben Tage. Der Wind pfiff in der kahlen Steppe und raschelte mit den gelben, verdorrten Steppengrasbüscheln. Der Adler bewegte sich geradeaus vorwärts, den kranken Flügel schwingend; es war, als

ob er sich beeilte, möglichst rasch von uns fortzukommen. Die Arrestanten folgten ihm neugierig mit den Blicken, wie sein Kopf im Grase immer wieder von neuem auftauchte.

„Seht nur!" sagte einer gedankenvoll.

„Der guckt sich nicht einmal mehr um!" fügte ein andrer hinzu. „Nicht ein einziges Mal, Brüder, hat er sich umgeguckt, und läuft nur so hin!"

„Du dachtest wohl, er werde zurückkehren, um zu danken?" meinte ein dritter.

„Es ist eine natürliche Sache — die Freiheit. Die Freiheit hat er gewittert."

„Das freie Leben, ja ja."

„Schon ist er gar nicht mehr zu sehen."

„Was steht ihr da! Marsch!" riefen die Begleitsoldaten, und alle gingen schweigend davon — an die Arbeit.

7

Die „Ansprüche"

Mit dem Beginn dieses Kapitels hält der Herausgeber der Aufzeichnungen des verstorbenen Alexander Petrowitsch Gorjantschikow es für seine Pflicht, den Lesern folgende Mitteilung zu machen:

Im ersten Kapitel der Aufzeichnungen „Aus einem Totenhaus" waren einige Worte über einen Vatermörder, einen Edelmann, gesagt. Unter anderem war er als Beispiel dafür angeführt, mit welch einer Gefühllosigkeit die Sträflinge bisweilen über die von ihnen begangenen Verbrechen reden. Es war ebenfalls gesagt, daß der Mörder vor Gericht sein Verbrechen nicht eingestanden hatte, und daß ungeachtet dessen auf Grund der Erzählungen von Leuten, die alle Einzelheiten kannten, die Tatsachen so klar am Tage lagen, daß es ganz unmöglich war, nicht an das Verbrechen zu glauben. Dieselben Leute hatten dem Verfasser der Aufzeichnungen erzählt, daß der Verbrecher ein völlig ungezügeltes Leben geführt, sich in Schulden

verwickelt und den Vater ermordet hatte, um sich vorzeitig in den Besitz des Erbes zu setzen. Im übrigen hatte die ganze Stadt, in der dieser Vatermörder früher gedient hatte, diese Geschichte vollkommen übereinstimmend erzählt. Über diese letztere Tatsache besitzt der Herausgeber der Aufzeichnungen ziemlich sichere Daten. Endlich ist in den Aufzeichnungen auch gesagt worden, daß der Mörder sich im Zwangssträflingshause beständig in der ausgezeichnetsten, heitersten Gemütsverfassung befunden habe; daß er ein verdrehter Kopf, ein leichtsinniger, im höchsten Grade unüberlegter, doch keineswegs ein dummer Mensch gewesen sei, und daß der Verfasser der Aufzeichnungen nie irgendeine besondere Härte des Gemüts bei ihm wahrgenommen habe. Daselbst sind auch gleich die Worte hinzugefügt: „Selbstverständlich glaubte ich nicht an dieses Verbrechen."

In diesen Tagen erhielt der Herausgeber der Aufzeichnungen „Aus einem Totenhaus" die Mitteilung aus Sibirien, daß der Verbrecher tatsächlich nicht schuldig gewesen sei und zehn Jahre umsonst in der Zwangsarbeit gelitten habe; daß seine Schuldlosigkeit vom Gericht offiziell ermittelt worden sei, daß die eigentlichen Verbrecher entdeckt seien, gestanden hätten, und daß der Unglückliche bereits auf freien Fuß gesetzt worden sei. Der Herausgeber kann die Richtigkeit dieser Meldung nicht in Zweifel ziehen . . .

Hier ist nichts weiter hinzuzufügen. Es hat weiter keinen Zweck, sich über die ganze Tiefe der Tragik dieses Falles, über das schon in der Jugend unter der Wucht einer solchen entsetzlichen Anklage zerstörte Leben zu verbreiten. Die Tatsache an sich ist zu verständlich, zu erschütternd.

Wir sind auch der Meinung, daß, wenn eine solche Tatsache möglich sein konnte, diese Möglichkeit ganz von selbst ein neues und außerordentlich helles Streiflicht auf den Charakter und die Vollständigkeit des Totenhausgemäldes wirft.

Jetzt aber wollen wir fortfahren.

— — — — — — — — — —

Ich habe schon gesagt, daß ich mich endlich an meine Lage im Zwangssträflingshaus gewöhnte. Doch dieses „endlich" vollzog sich sehr schwer und unter vieler Qual, nur ganz allmählich. In Wirklichkeit bedurfte es dazu fast der Zeit eines Jahres,

und dieses war das schwerste Jahr meines Lebens. Daher kommt es auch, daß es so vollständig in meinem Gedächtnis haftengeblieben ist. Mir scheint, als könne ich mich jeder Stunde dieses Jahres im Zusammenhang mit allen folgenden erinnern. Ich habe desgleichen gesagt, daß auch die anderen Sträflinge sich an dieses Leben nicht „gewöhnen“ konnten. Ich entsinne mich noch dessen, wie ich in diesem ersten Jahre sehr oft bei mir gedacht habe: „Wie fühlen sie sich? Sind sie wirklich ruhig?“ Und diese Fragen beschäftigten mich sehr. Ich erwähnte schon, daß alle Sträflinge hier nicht wie zu Hause lebten, sondern gleichsam wie in einem Gasthof, wie im Felde, in einer Etappe. Sogar die auf Lebenszeit Verschickten sorgten und sehnten sich, und jeder von ihnen träumte insgeheim von irgendetwas fast Unmöglichem. Diese beständige Unruhe, die sich, wenn auch im Schweigen, doch sichtbarlich äußerte, diese seltsame Hitzigkeit und Ungeduld bei den manchmal unwillkürlich ausgesprochenen, zuweilen dermaßen unbegründeten Hoffnungen, daß sie Fieberphantasien ähnelten, was noch mehr in Erstaunen setzte, als sie sich bei Menschen fanden, die sonst nicht selten den praktischsten Ansichten huldigten — dies alles verlieh diesem Ort einen ungewöhnlichen Anstrich und Charakter, und zwar bis zu dem Grade, daß eben diese Züge vielleicht sein eigenstes Wesen bildeten. Man fühlte gewissermaßen, fast auf den ersten Blick, daß dies anderswo nicht so sei. Hier aber waren, was in die Augen fiel, alle Schwärmer. Dies wurde schmerzlich empfunden, und zwar deshalb, weil der Hang zur Schwärmerei der Mehrzahl der Insassen des Zwangssträflingshause ein grämliches, finsteres, in gewissem Sinne krankhaftes Aussehen verlieh. Die ungeheure Mehrzahl der Sträflinge war schweigsam und bis zum Haß verbittert; man liebte es nicht, seine Hoffnungen offen zu zeigen. Treuherzigkeit und Aufrichtigkeit galten für verächtlich. Je unerfüllbarer die Hoffnungen waren, und je klarer der Schwärmer selbst diese Unerfüllbarkeit fühlte, desto hartnäckiger und keuscher bewahrte er sie in seinem Innern, doch aufgeben konnte er sie nicht. Wer weiß, vielleicht hat mancher sich ihrer vor sich selbst geschämt. Im russischen Carakter liegt ja ein so positiver und nüchterner Blick, liegt so viel verborgener Spott, in erster Linie über sich

selbst . . . Mag sein, daß infolge dieser beständigen, versteckten Unzufriedenheit mit sich selbst in diesen Menschen so viel Ungeduld miteinander in ihrem täglichen Verkehr, so viel Unversöhnlichkeit, so viel Hang zu gegenseitiger Verspottung steckte. Und wenn beispielsweise aus ihrer Mitte auf einmal einer, der naiver und ungeduldiger war, heraustrat und offen äußerte, was alle insgeheim dachten, wenn er sich in Träumereien und Hoffnungen erging, so wurde er sogleich rauh zum Schweigen gebracht, zurechtgewiesen und verspottet. Mir will es jedoch scheinen, als ob die eifrigsten Tadler gerade die waren, die in ihren Träumereien und Hoffnungen selbst womöglich noch weiter gingen. Man blickte, wie ich schon sagte, bei uns auf die Naiven und Treuherzigen im allgemeinen wie auf die gemeinsten Dummköpfe und behandelte sie mit Verachtung. Jeder war bis zu dem Grade grämlich und selbstsüchtig, daß er jeden guten und uneigennützigen Menschen zu verachten begann. Außer diesen naiven und treuherzigen Redseligen schieden sich die übrigen alle, d. h. die Schweigsamen, scharf in Gute und Böse, in Grämliche und Heitere. Der Grämlichen und Bösen gab es bei weitem mehr; und befanden sich darunter solche, die von Natur redselig werden, so waren das unter allen Umständen unruhige Klatschbrüder und störende Neidhämmel. In alles Fremde hatten sie sich zu mischen, obgleich sie ihr eigenes Innere, ihre eigenen Angelegenheiten niemandem offenbarten. Das war nicht Mode, nicht Brauch. Die Guten — ein sehr kleines Häuflein — waren still, behielten ihre Hoffnungen für sich und waren natürlich mehr als die Grämlichen geneigt, zu hoffen und an ihre Hoffnungen zu glauben. Im übrigen will es mir vorkommen, als habe es im Zwangssträflingshause noch eine Gruppe der völlig Verzweifelten gegeben. Ein solcher war beispielsweise der Alte von Starodub; jedenfalls waren ihrer äußerst wenige. Der Alte war nach Außen hin ruhig (ich habe bereits von ihm gesprochen), doch nach einigen Anzeichen war, wie ich annehme, sein Seelenzustand ein ganz furchtbarer. Im übrigen fand er sein Heil, seine Zuflucht im Gebet und in der Idee seines Märtyrertums. Der übergeschnappte, unaufhörlich in der Bibel lesende Sträfling, dessen ich bereits Erwähnung getan habe, und der den

Major mit einem Ziegelstein angegriffen hatte, gehörte wahrscheinlich ebenfalls zu den Verzweifelten, zu den von der letzten Hoffnung Verlassenen. Da es aber ganz unmöglich ist, ohne Hoffnung zu leben, so hatte er sich einen Ausweg in Gestalt eines freiwilligen, fast künstlichen Märtyrertums ausgedacht. Er erklärte, sich ohne jedes Haßgefühl auf den Major gestürzt zu haben, einzig und allein vom Wunsch beseelt, Leiden auf sich zu nehmen. Wer weiß denn, welch ein psychologischer Prozeß damals in seiner Seele vor sich gegangen ist! Ohne jegliches Ziel und Streben lebt kein Mensch. Sobald der Mensch sein Ziel, seine Hoffnung verloren hat, verwandelt er sich nicht selten in ein Ungeheuer. Unser aller Ziel aber war die Freiheit und das Ende der Zwangsarbeit.

Ich bemühe mich jetzt hier, unser gesamtes Zwangssträflingshaus in Kategorien einzuteilen. Doch ist dies möglich? Die Wirklichkeit ist unendlich verschiedenartig im Vergleich mit allen, selbst den scharfsinnigsten Folgerungen des abstrakten Gedankens und duldet keine scharfen und groben Unterschiede. Die Wirklichkeit strebt Zersplitterung an. Auch bei uns gab es ein besonderes, ein eigenes Leben; mochte es beschaffen sein, wie es wollte — es war doch da, und nicht allein als bloß offizielles, sondern als inneres, eigenstes Leben.

Doch wie ich bereits teilweise erwähnt habe, vermochte ich nicht, ja verstand ich nicht, in der ersten Zeit meines Aufenthalts im Zwangssträflingshause in die innerste Tiefe dieses Lebens einzudringen, und deshalb bereiteten alle seine äußeren Erscheinungen mir damals unbeschreibliche Pein. Ich begann zuweilen diese Menschen, die doch genau so litten wie ich selbst, einfach zu hassen. Ich beneidete sie sogar und klagte das Schicksal an. Ich beneidete sie darum, weil sie doch immerhin unter ihresgleichen waren, sich gegenseitig verstanden, wenngleich ihnen allen, wie mir, diese Kameradschaft unter Peitsche und Stock, dieses erzwungene Zusammenleben in tiefster Seele zuwider war und jeder für sich, von den übrigen fort, zur Seite sah. Ich wiederhole von neuem, daß dieses Neidgefühl, das in Minuten des Ingrimms über mich kam, seine legale Berechtigung hatte. Unbedingt unrecht haben die, die da sagen, daß es dem Edelmann, dem Gebildeten usw. in unseren Zwangs-

sträflingshäusern ganz ebenso schwer zu leben sei wie jedem beliebigen Bauer. Ich kenne diese Annahme, ich habe von ihr in der letzten Zeit gehört, ich habe darüber gelesen. Die Grundlage dieser Idee ist eine humane. Wir sind alle Menschen; doch die Idee ist eine zu abstrakte. Man hat dabei sehr viele praktische Voraussetzungen aus dem Auge gelassen, die nicht anders zu verstehen sind als vom Standpunkt der Wirklichkeit selbst. Ich behaupte dies nicht, weil der Edelmann, der Gebildete, angeblich feiner, zarter empfindet, weil er entwickelter ist. Die Seele und ihre Entwicklung sind schwer unter ein gegebenes Niveau zu bringen. Selbst die Bildung kann in diesem Falle auch keinen Maßstab abgeben. Ich bin als erster bereit zu bezeugen, daß ich selbst in der ungebildetsten, in der geistig am niedrigsten stehenden Umgebung, unter diesen Duldern Zügen der feinsten, seelischen Entwicklung begegnet bin. Im Zwangssträflingshause kam es bisweilen vor, daß man einen Menschen mehrere Jahre gekannt und von ihm gedacht hatte, das sei ein Tier und kein Mensch, daß man ihn verachtet hatte, Und auf einmal kam dann eine Minute, ganz zufällig, in der sich seine Seele in unwillkürlichem Drange offenbarte, und man sah darin solch einen Reichtum, solch ein tiefes Gefühl und Herz, solch ein klares Verständnis für eigenes und fremdes Leiden, daß einem gleichsam die Augen aufgingen und man im ersten Augenblick gar nicht einmal glauben wollte, was man selbst gesehen und gehört hatte. Auch das Gegenteil kommt vor: Bildung verträgt sich bisweilen mit solcher Roheit, solchem Zynismus, daß einen schaudert und man, wie gut, wie unvoreingenommen man auch sei, in seinem Herzen weder Entschuldigungen noch Rechtfertigungen findet.

Ich sage auch nichts über die Veränderung der Gewohnheiten, der Lebensweise, der Nahrung usw., was für einen Angehörigen der höheren Gesellschaftsschichten alles natürlich schwerer zu ertragen ist als für den Bauer, der in der Freiheit nicht selten gehungert hat, im Zwangssträflingshause aber sich zum mindesten satt essen kann. Ich werde darüber auch nicht streiten. Nehmen wir an, daß dies alles für einen auch nur halbwegs willensstarken Menschen im Vergleich mit anderen Unbequemlichkeiten nicht viel bedeutet, obgleich im Grunde ge-

nommen die Veränderung der Gewohnheiten durchaus nichts Belangloses und nicht das Letzte ist. Aber es gibt Unbequemlichkeiten, vor denen dies alles verblaßt, und zwar so sehr, daß man dem Schmutz der Umgebung, der Enge und der mageren, unappetitlichen Kost gar keine Aufmerksamkeit mehr schenkt. Der geschniegeltste Stutzer, der verzärteltste Weichling wird, nachdem er den Tag im Schweiße seines Angesichts gearbeitet hat, wie nie zuvor in der Freiheit sein Schwarzbrot und seine Kohlsuppe mit den Schaben essen. Daran kann man sich noch gewöhnen, wie es auch in dem humoristischen Sträflingsliede von dem ehemaligen Müßiggänger heißt, der in die Zwangsarbeit gekommen ist:

„Man gibt mir Kohl mit Wasser nur,
doch ess' ich, daß der Kiefer knackt."

Nein, wichtiger als alles andere ist der Umstand, daß jeder Neuangekommene zwei Stunden nach seiner Ankunft im Zwangssträflingshause genau zu einem solchen wird wie alle anderen, daß er sich „wie zu Hause" fühlt, daß er ein ebenso gleichberechtigter Genosse in der Sträflingsgesellschaft wird wie jeder beliebige andere. Er wird von allen verstanden und versteht selbst alle, er ist allen bekannt und wird von allen als ihresgleichen angesehen. Nicht so verhält es sich mit dem vornehm Geborenen, dem Edelmann. Wie gerecht, gut und klug er auch sein mag — alle werden ihn ganze Jahre lang hassen und verachten, alle wie ein Mann; man wird ihn nicht verstehen und, was die Hauptsache ist — wird ihm nicht trauen. Er ist nicht Freund und nicht Kamerad, und wenn er es mit den Jahren auch erreicht, daß man ihn nicht mehr beleidigt, so wird er doch nicht ihresgleichen und wird ewig das quälende Bewußtsein seiner Entfremdung und seines Alleinseins behalten. Diese Entfremdung entsteht bisweilen ganz ohne jede Bosheit von seiten der Sträflinge, ganz unbewußt. Er ist eben nicht einer ihresgleichen, und das genügt. Es gibt nichts Furchtbareres, als nicht in der eigenen Sphäre leben. Der aus Taganrog nach dem Hafen von Petropawlowsk*) übergeführte

*) Hafenstadt auf Kamtschatka.

Bauer findet dort ganz den nämlichen russischen Bauer, er nähert sich ihm im Gespräch, stimmt ihm bei, und nach zwei Stunden schon leben beide auf die friedlichste Weise in derselben Hütte oder im selben Zelt zusammen. Anders ist es mit den edel Geborenen. Sie sind vom einfachen Volk durch eine denkbar tiefe Kluft getrennt, und dies wird ganz und voll erst dann erkannt, wenn der vornehm Geborene plötzlich durch die Gewalt äußerer Verhältnisse wirklich und vollständig seiner früheren Rechte verlustig geht und nun selbst zum einfachen Mann wird. Sollte man auch sein ganzes Leben lang mit dem Volke verkehrt haben, vierzig Jahre hindurch, Tag um Tag mit ihm umgegangen sein, sei es im Dienste, in amtlichen Formen, oder auch nur so, einfach freundschaftlich, als Wohltäter oder „Vater" in gewissem Sinne — nie wird man den Kern der Sache erkennen. Alles wird nur eine optische Täuschung sein, und nichts weiter. Ich weiß, daß alle, positiv alle, die dies lesen, sagen werden, ich übertreibe. Doch ich bin überzeugt davon, daß ich recht habe. Ich habe mich dessen vergewissert, nicht aus Büchern, nicht spekulativ, sondern aus eigener Anschauung der Wirklichkeit; und ich habe Zeit genug gehabt, meine Überzeugungen durchzuprüfen. Vielleicht werden später alle erkennen, bis zu welchem Grade alles dies richtig ist . . .

Die Geschehnisse bestätigten gleich vom ersten Schritt an meine Beobachtungen und übten eine nervenerregende, schmerzliche Wirkung auf mich aus. Während dieses ersten Sommers irrte ich fast gänzlich einsam im Zwangssträflingshause herum. Ich sagte bereits, daß ich mich in einem Gemütszustande befand, der mich selbst diejenigen Sträflinge, die mich späterhin liebgewinnen konnten, obwohl sie nie mit mir auf gleichen Fuß traten, nicht richtig einschätzen und von den anderen unterscheiden ließ. Es gab ja wohl Kameraden auch für mich unter den Edelleuten, doch diese Kameradschaft konnte nicht alle Last von meiner Seele nehmen. Ich hätte am liebsten gar nichts sehen mögen, doch hatte ich keinen Ort, an den ich mich hätte flüchten können. Hier sei eines Falles Erwähnung getan, eines von vielen, der mich auf einmal meine Einsamkeit und die Besonderheit meiner Lage im Zwangssträflingshause verstehen ließ. Einmal, im selben Sommer, schon im August, an einem heißen

Wochentage um ein Uhr nachmittags, da wir wie gewöhnlich vor der Nachmittagsarbeit uns alle ausruhten, erhob sich plötzlich das ganze Haus wie ein Mann und begann, auf dem Gefängnishofe Aufstellung zu nehmen. Ich hatte bis zu diesem Augenblick von nichts gewußt. Ich war damals mitunter so sehr vertieft in mich selbst, daß ich fast gar nicht bemerkte, was um mich herum geschah. Und doch hatte es schon drei Tage unter den Sträflingen dumpf gegärt. Möglicherweise hatte diese Bewegung auch schon bedeutend früher begonnen, wie ich mir später sagte, als mir unwillkürlich einiges aus den Sträflingsgesprächen einfiel und gleichzeitig auch die verstärkte Hadersucht, Grämlichkeit und gereizte Stimmung, die sich bei den Gefangenen in der letzten Zeit gezeigt hatten. Ich hatte dies der schweren Arbeit zugeschrieben, den langen, langweiligen Sommertagen, den unwillkürlichen Träumen von den Wäldern und der süßen Freiheit, sowie den kurzen Nächten, in denen man sich nicht ausschlafen konnte. Möglicherweise hatte sich alles dies zusammen zu einem Ausbruch vereinigt; der eigentliche Vorwand dazu war jedoch — die Kost. Schon mehrere Tage hatte man sich in der letzten Zeit beklagt, hatte seinen Unwillen in den Kasernen und insbesondere in der Küche geäußert, wo man zum Mittag- und Abendessen zusammenkam. Man war unzufrieden mit den „Köchinnen“ gewesen, hatte sogar versucht, einen zu entfernen, jedoch sogleich den neuen wieder fortgejagt und den alten wieder eingestellt. Mit einem Wort, alles befand sich in einer unruhigen, erregten Stimmung.

„Die Arbeit ist eine schwere, doch dabei füttert man uns mit Bauchschwarten,“ brummt der eine in der Küche.

„Gefällt's dir nicht, so bestell' dir doch Blancmanger,“ rät ein andrer.

„Kohlsuppe mit Bauchschwarte liebe ich sehr, Brüder, weil's gut schmeckt,“ bemerkt ein dritter.

„Wenn man dich immerfort mit Bauchschwarte füttert, wird's da immer gut schmecken?“

„Wir haben jetzt ja doch Fleischzeit,“ sagt ein vierter. „Man plagt sich bei der Arbeit gehörig ab, da will man denn auch fressen. Doch was für ein Essen ist denn Bauchschwarte!“

„Gibt's nicht Bauchschwarte, so gibt's Geschlinge.“

„Ja, wenn's nur Geschlinge gäbe! Aber immer gibt's nur das andere. Was ist denn das überhaupt für ein Essen! Ist es wahr oder nicht?"

„Jawohl, das Essen ist schlecht."

„Die Taschen stopft der sich voll, was glaubt ihr!"

„Was kümmerst du dich darum?"

„Und warum nicht? Ist's doch mein Bauch. Man müßte vor aller Welt seine Ansprüche geltend machen. Das wäre etwas."

„Ansprüche?"

„Jawohl."

„Für diese deine ‚Ansprüche' könntest du leicht Prügel ernten. Was du für ein Kluger bist!"

„Das stimmt," fügt jetzt ein andrer hinzu, der bis dahin geschwiegen hatte. „Gut Ding will Weile haben. Willst du mit ‚Ansprüchen' herauskommen, so sieh zu, daß dein Fell heil bleibt."

„Das will ich auch. Wenn alle mit mir gingen, so würde ich mit allen reden. Es ist ein Elend. Der eine nährt sich von dem Seinen, während der andere nur auf Gefängniskost angewiesen ist."

„Schaut doch mal, was das für ein Neidhammel ist! Wie ihm die Augen nach fremdem Gut glühen!"

„Greif nicht nach fremdem Gut, sondern sei hübsch aufs Deine bedacht!"

„Leicht gesagt! Glaubst du, ich werde mich deshalb mit dir bis in die grauen Haare streiten? Du bist also ein Reicher, wenn du, die Hände im Schoß, dasitzen willst."

„Was heißt hier reich?"

„Aber wirklich, Brüder, was soll man zufrieden dasitzen? Genug auf törichtes Geschwätz gehört! Das Fell zieht man uns über die Ohren. Soll man sich da nicht wehren?"

„Was! Soll man dir's fertig gekaut ins Maul legen? Bist du gewöhnt, Vorgekautes zu essen? Weil wir hier in der Zwangsarbeit sind, daher kommt ja alles."

„Darauf kommt es heraus: ist das Volk uneins, freuen sich seine Bedrücker."

„Das ist es! Ganz dick ist der Achtäugige geworden. Hat sich ein Paar Graue gekauft."

„Und trinkt er nicht auch gern?"

„Neulich hat er sich mit dem Tierarzt am Kartentisch gehauen."

„Die ganze Nacht haben sie gespielt. Unsrer hat zwei Stunden lang nichts gewonnen. Fedka hat's erzählt."

„Daher die miserable Kohlsuppe!"

„Ach, ihr Tölpel, man muß doch etwas unternehmen."

„Wir müßten alle Mann zur Beschwerde hinausgehen; da werden wir ja sehen, welche Rechtfertigung er vorbringt. Darauf müssen wir bestehen."

„Rechtfertigung! In die Zähne wird er dir eins geben und abgemacht!"

„Und vors Gericht kommst du am Ende auch noch . . ."

Mit einem Wort, alle waren in großer Aufregung. Während dieser Zeit war das Essen bei uns wirklich schlecht. Und alles wurde nun darauf geschoben. Der Hauptgrund aber war die allgemeine, trübe Seelenstimmung, die beständige Gemütsqual. Die Zwangssträflinge sind schon ihrer Natur nach hadersüchtig und leicht aufgebracht; doch wird selten von ihnen ein allgemeiner oder Teilaufruhr unternommen. Das kommt daher, weil sie beständig uneinig untereinander sind. Jeder von ihnen fühlte dies selbst, und darum gab es bei ihnen in der Regel mehr theoretisches Geschimpfe als praktisches Handeln. Diesmal aber ging die Erregung nicht ziellos vorüber. Man begann sich zusammenzurotten, besprach sich in den Kasernen, schimpfte und kritisierte mit Erbitterung die Betriebsleitung des Majors; in alle Einzelheiten versenkte man sich. Insbesondere regten sich einige sehr auf. Bei allen ähnlichen Gelegenheiten treten stets Rädelsführer und Anstifter auf. Die Anstifter in solchen Fällen, d. h. bei der Erhebung von „Ansprüchen", sind im allgemeinen ein bemerkenswertes Volk, und dies nicht nur im Zwangssträflingshause, sondern in allen Genossenschaften, Militärkommandos usw. Es ist ein besonderer Typus, der überall derselbe ist. Ein hitziges Volk ist das, das von brennendem Durst nach Gerechtigkeit erfüllt und

in der naivsten und ehrlichsten Weise von dem unfehlbaren, unabweisbaren und, was die Hauptsache ist, dem sofortigen Eintreten irgendwelcher Abhilfe fest überzeugt ist. Dieses Volk ist nicht dümmer als andere Leute; es gibt darunter sogar sehr kluge Köpfe; doch sind sie zu hitzig, um schlau und überlegt handeln zu können. Wenn es auch in all diesen Fällen Persönlichkeiten gibt, die es verstehen, die Menge gewandt zu leiten und ein Unternehmen zum glücklichen Ende zu führen, so stellen diese doch schon einen andern Typus der Volksführer und geborenen Volksmänner dar, einen bei uns überaus seltenen Typus. Doch die Anführer und Anstoßgeber bei „Ansprüchen", von denen ich hier spreche, machen fast stets Fiasko und bevölkern dafür später die Gefängnisse und Zwangssträflingshäuser. Durch ihre Hitzigkeit machen sie Fiasko, doch durch eben dieselbe gewinnen sie auch Einfluß auf die Masse. Man leistet ihnen zuletzt gern Gefolgschaft. Ihr Feuer und ihr ehrlicher Unwille üben auf alle eine Wirkung aus, und schließlich wenden sich ihnen auch die am meisten Schwankenden zu. Ihr blinder Glaube an den Erfolg verführt selbst die eingefleischtesten Zweifler, obwohl dieser Glaube mitunter so unsichere, kindische Grundlagen hat, daß man sich geradezu wundern muß, wie sie überhaupt gläubige Anhänger finden konnten. Die Hauptsache ist jedoch, daß sie als die ersten vorgehen, und daß sie furchtlos vorgehen. Wie die Stiere mit den Hörnern stürzen sie sich blindlings vorwärts, oft ohne jede Sachkenntnis, ohne Vorsicht, ohne jenen praktischen Jesuitismus, mit dem nicht selten sogar der niedrigste und verkommenste Mensch mit seiner Sache Glück hat, sein Ziel erreicht und trocken aus dem Wasser steigt. Sie aber zerbrechen sich unfehlbar die Hörner. Im gewöhnlichen Leben ist das ein galliges, anspruchsvolles, reizbares und unduldsames Volk, am häufigsten aber furchtbar beschränkt, was im übrigen zum Teil auch wieder ihre Stärke ausmacht. Am allerverdrießlichsten bei diesen Leuten ist jedoch, daß sie, anstatt gerade auf ihr Ziel loszugehen, oft danebengehen, anstatt ihr Augenmerk auf die Hauptsache zu lenken, sich mit Nebensächlichem abgeben. Das ist es auch, was ihnen zum Verderben wird. Doch der Masse sind sie verständlich; darin liegt ihre Stärke . . . Im übrigen müssen noch ein paar

Worte darüber gesagt werden, was unter „Ansprüchen“ zu verstehen ist.

In unserem Zwangssträflingshause gab es einige Leute, die wegen solcher „Ansprüche“ hiehergekommen waren. Sie waren es gerade, die sich jetzt am meisten aufregten; besonders einer, namens Martynow, ein früherer Husar, ein hitziger, unruhiger, mißtrauischer, dabei aber ehrlicher und biederer Mensch. Ein anderer von diesen war Wassili Antonow, ein Mensch, der sich sozusagen kaltblütig aufregte, mit einem frechen Blick, einem hochmütigen, sarkastischen Lächeln, ein außerordentlich entwickelter, übrigens aber auch ehrlicher und biederer Mensch. Doch alle lassen sich nicht aufzählen; es waren ihrer viele. Unter anderem lief Petrow geschäftig hin und her, horchte bei allen Gruppen herum, sprach wenig, war aber in offenbarer Aufregung und sprang als erster aus der Kaserne, als man Aufstellung zu nehmen begann.

Unser Zwangssträflings-Unteroffizier, der die Obliegenheiten eines Feldwebels bei uns versah, kam sogleich erschreckt auf den Hof heraus. Als die Leute sich aufgestellt hatten, baten sie ihn höflich, dem Major mitzuteilen, daß die Arrestantenschaft ihn zu sprechen wünsche und ihn persönlich wegen einiger Punkte befragen wolle. Nach dem Unteroffizier kamen auch sämtliche Invaliden heraus und stellten sich auf der andern Seite auf. Der dem Unteroffizier erteilte Auftrag war ein ganz außerordentlicher und versetzte ihn in größten Schrecken. Doch wagte er es nicht, dem Major die Sache ungemeldet zu lassen. Denn hatte sich einmal die ganze Arrestantenschaft erhoben, so konnte leicht noch Schlimmeres folgen. Unsere gesamte Gefängnisverwaltung war in dieser Beziehung etwas sehr ängstlich. Zweitens aber würde der Unteroffizier, auch wenn weiter nichts vorfiel, und alle sogleich wieder vernünftig wurden und auseinandergingen, doch über den ganzen Vorfall dem Vorgesetzten sogleich Bericht erstatten müssen. Bleich und zitternd vor Angst begab er sich eilig zum Major, ohne erst den Versuch gemacht zu haben, selbst die Sträflinge zu befragen und zu ermahnen. Er sah, daß man jetzt mit ihm überhaupt nicht reden werde.

Ganz ahnungslos ging ich mit zur Aufstellung hinaus. Alle Einzelheiten der Sache erfuhr ich erst später. Ich dachte, es

handle sich jetzt um eine Kontrolle; da ich aber keine Wachtsoldaten erblickte, die die Kontrolle vornehmen sollten, wunderte ich mich und begann mich umzuschauen. Alle Gesichter waren aufgeregt und gereizt, ja einige waren sogar blaß. Im allgemeinen waren alle besorgt und schweigsam in Erwartung dessen, was man vor dem Major werde sagen müssen. Ich bemerkte, daß viele verwundert auf mich sahen, sich jedoch wortlos wieder abwandten. Es schien ihnen seltsam vorzukommen, daß ich mich mit ihnen zusammen aufgestellt hatte. Sie glaubten es augenscheinlich nicht, daß ich „Ansprüche" erheben werde. Doch bald begannen fast alle, die um mich herumstanden, sich mir wieder zuzuwenden. Alle sahen mich fragend an.

„Was suchst du hier?" fragte mich grob und laut Wassili Antonow, der weiter ab von mir stand als die anderen, und der mich bisher stets gesiezt und höflich behandelt hatte.

Ich sah ihn erstaunt an, ich bemühte mich noch immer zu ergründen, was dies zu bedeuten habe, und ahnte bereits, daß etwas Ungewöhnliches im Gange sei.

„In der Tat, was hast du denn hier zu stehen? Geh in die Kaserne!" sagte ein noch junger Bursche zu mir, ein Soldat, mit dem ich bisher ganz und gar nicht bekannt gewesen war, ein guter und stiller Mensch. „Die Sache geht dich nichts an."

„Man stellt sich aber doch auf," gab ich zurück. „Ich dachte, es sei Kontrolle!"

„Seht mal an, ist der auch herausgekrochen!" rief ein andrer.

„Eisennase!" sagte ein zweiter.

„Fliegenzerdrücker!" bemerkte ein dritter mit unbeschreiblicher Verachtung. Dieser neue Titel rief allgemeines Gelächter hervor.

„Der steht in Gnaden bei der Küche," setzte noch einer hinzu.

„Für sie ist es überall Paradies. Hier ist Zwangsarbeit, doch sie essen Kringel und kaufen sich Ferkel. Du issest doch deine eigene Kost; was kriechst du also hierher?"

„Hier gehören Sie nicht hin," sagte Kulikow, indem er ungezwungen an mich herantrat; er faßte mich am Arm und führte mich aus der Reihe heraus.

Selbst war er blaß; seine schwarzen Augen funkelten, und er nagte heftig an seiner Unterlippe. Er erwartete den Major

nicht kaltblütig. Beiläufig bemerkt: es machte mir immer großen Spaß, Kulikow bei derartigen Anlässen zu betrachten, d. h. bei allen den Gelegenheiten, wo er glaubte, sich zeigen zu müssen. Er paradierte mit seiner Person ganz furchtbar, doch damit erreichte er auch etwas. Ich glaube, er würde selbst zu seiner Hinrichtung mit einem gewissen Schick, einer gewissen Eleganz gegangen sein. Jetzt, da alle mich duzten und auf mich schimpften, behandelte er mich augenscheinlich ganz bewußt mit doppelter Höflichkeit, und doch waren seine Worte zugleich ganz eigentümlich herablassend-entschieden, so daß sie jeden Widerspruch zu verbieten schienen.

„Wir sind hier in eigener Sache versammelt, Alexander Petrowitsch. Sie haben hier nichts zu tun. Gehen Sie irgendwohin, warten Sie . . . Sehen Sie, Ihre Leute sind alle in der Küche. Gehen Sie dorthin."

„Wo der Pfeffer wächst!" setzte irgend jemand hinzu.

Durch das hochgehobene Küchenfenster erblickte ich in der Tat unsre Polen; übrigens schien mir, als seien außer ihnen auch noch viele andere dort. Sorgenvoll begab ich mich in die Küche. Gelächter, Schimpfworte und Klatschen (das bei den Sträflingen das Pfeifen ersetzte) schallten mir nach.

„Haben nicht gefallen! Ätsch, ätsch, ätsch! Faßt ihn!"

Noch nie war ich bisher im Zwangssträflingshause so sehr gekränkt worden, und es war mir diesmal sehr traurig zumute. Doch ich war in eine Unglücksminute geraten. Im Küchenflur kam mir T. entgegen, ein Edelmann, ein energischer und großherziger junger Mensch, ohne große Bildung, der B. furchtbar liebte. Unter allen anderen zeichneten ihn die Sträflinge aus, ja sie liebten ihn zum Teil sogar. Er war tapfer, mutig und stark, was sich gewissermaßen in jeder seiner Bewegungen zeigte.

„Was tun Sie, Gorjantschikow?" rief er mir entgegen. „Kommen Sie hierher!"

„Ja, was ist denn dort los?"

„Sie wollen Ansprüche geltend machen. Wissen Sie das denn nicht? Es wird ihnen natürlich nicht glücken: wer glaubt denn Sträflingen? Man wird die Rädelsführer ausfindig machen, und wenn wir dort anwesend wären, würde man natür-

lich zuerst auf uns die Schuld an der Verschwörung wälzen. Denken Sie daran, weshalb wir hier sind. Die dort werden einfach mit Ruten bestraft, doch wir würden vors Gericht kommen. Der Major haßt uns alle und würde froh sein, uns zu verderben. Er rechtfertigt sich selber durch uns."

„Auch die Sträflinge werden uns preisgeben," fügte M. hinzu, als wir die Küche betraten.

„Seien Sie nur ruhig, sie werden uns nicht schonen," versetzte T.

In der Küche befanden sich außer den Edelleuten noch viele andere, im ganzen etwa dreißig Personen. Sie alle waren hiergeblieben, da sie sich an der Aktion der anderen nicht zu beteiligen wünschten — die einen aus Feigheit, die anderen in der sicheren Überzeugung, daß es völlig nutzlos wäre, irgendwelche „Ansprüche" geltend zu machen. Hier befand sich auch Akim Akimytsch als eingefleischter, natürlicher Feind ähnlicher „Ansprüche", die nur den regelmäßigen Gang des Dienstes und der Ordnung hemmten. Er wartete schweigend und außerordentlich ruhig das Ende der Sache ab, er fürchtete auch nicht das geringste für ihren Ausgang, sondern war im Gegenteil fest überzeugt von dem unvermeidlichen Triumph der Ordnung und des Willens der Obrigkeit. Hier befand sich ebenso Issai Fomitsch; er stand da in gänzlicher Unentschlossenheit, ließ die Nase hängen und lauschte begierig und ängstlich unsrem Gespräch. Er war in größter Unruhe. Hier befanden sich desgleichen sämtliche nichtadeligen Polen, die sich zu ihren adeligen Volksgenossen gesellt hatten. Auch einige schüchterne Russen waren hier, stets schweigsame und gedrückte Leute. Sie hatten nicht gewagt, mit den übrigen gemeinsame Sache zu machen, und warteten voll Niedergeschlagenheit das Ende des Unternehmens ab. Endlich befanden sich hier auch noch einige finstere, stets verdrossene Sträflinge, die sonst durchaus nicht schüchtern waren. Sie waren dageblieben in der festen Überzeugung, daß dies alles doch Unsinn sei, und daß nichts als Schlechtes aus der ganzen Angelegenheit herauskommen werde. Doch mir kam es vor, als fühlten sie sich gar nicht so recht behaglich, als schauten sie durchaus nicht so selbstbewußt drein. Wohl mochten sie einsehen, daß man mit den „Ansprüchen"

vollkommen im Recht sei, was sich ja auch später in der Tat herausstellte, jetzt aber kamen sie sich wie Abtrünnige vor, die die Sträflingsgesellschaft im Stich gelassen und ihre Kameraden dem Platzmajor preisgegeben hatten. Auch Jelkin sah man hier, den schlauen, sibirischen Bauer, der wegen Falschmünzerei verurteilt worden war und Kulikow in der tierärztlichen Praxis den Rang abgelaufen hatte. Der Alte aus der Starodubber Gemeinschaft war ebenfalls hier. Die „Köchinnen" waren samt und sonders in der Küche geblieben, offenbar in der Überzeugung, daß sie ebenfalls einen Teil der Gefängnisverwaltung ausmachen, daß es also unschicklich wäre, sich gegen sie zu erklären.

„Es sind außer diesen hier aber doch alle an der Sache beteiligt," wandte ich mich etwas unsicher an M.

„Was kümmert's denn uns?" brummte B.

„Wir hätten ein hundertmal größeres Risiko auf uns genommen, falls wir mit hinausgegangen wären, und wofür denn? Je hais ces brigands. Und können Sie denn auch nur eine Minute lang glauben, daß ihre ‚Ansprüche' Erfolg haben werden? Was hat es für einen Zweck, sich in eine Torheit einzumischen?"

„Nichts wird dabei herauskommen," fiel einer der Sträflinger, ein eigenwilliger und erbitterter Greis, ein. Almasow, der ebenfalls hier war, beeilte sich, ihm beizupflichten.

„Nichts anderes, als daß man ein halbes Hundert auspeitschen wird, kann dabei herauskommen."

„Der Major ist da!" rief jetzt einer, und alle stürzten an die Fenster.

Der Major stürzte böse, wütend, rot, die Brille auf der Nase, in den Hof. Schweigend, aber entschlossen, trat er an die Front heran. In solchen Fällen war er wirklich furchtlos und verlor nicht die Geistesgegenwart. Übrigens war er beständig halb berauscht. Sogar seine schmierige Uniformmütze mit dem orangefarbenen Rand und die schmutzigen, silbernen Epauletten hatten in dieser Minute etwas Drohendes. Hinter ihm her ging der Schreiber Djatlow, eine außerordentlich wichtige Persönlichkeit in unsrem Zwangssträflingshause, der eigentlich alles bei uns lenkte und leitete und sogar Einfluß auf den Major

hatte. Er war ein schlauer, sehr gescheiter und kein schlechter Mensch. Die Arrestanten waren mit ihm zufrieden. Gleich hinter ihm schritt unser Unteroffizier, der offensichtlich schon gründlichst abgekanzelt worden war und noch zehnmal mehr zu erwarten hatte; den Schluß machten drei oder vier Begleitsoldaten, nicht mehr. Die Sträflinge, die mit unbedeckten Köpfen dastanden, offenbar schon seit dem Augenblick, da sie nach dem Major geschickt hatten, nahmen jetzt alle eine gerade Haltung an und standen stramm da: jeder trat von einem Fuß auf den andern; dann blieben alle regunglos stehen und erwarteten das erste Wort oder, richtiger gesagt, den ersten Anschrei ihres hohen Vorgesetzten.

Der erfolgte alsbald; schon beim zweiten Wort brüllte der Major aus Leibeskräften, diesmal sogar mit einer Art Kreischen: zu sehr war er schon außer sich geraten. Aus unseren Fenstern konnten wir sehen, wie er die Front auf und ab lief, bald zu dem einen, bald zu dem andern, wie er die Leute verhörte. Übrigens konnten wir wegen der weiten Entfernung weder seine Fragen, noch auch die Antworten der Sträflinge hören. Wir hörten nur, wie er kreischte:

„Aufrührer! . . . Durch die Spießruten mit den Anstiftern! Du bist der Anstifter! Du bist der Anstifter!“ stürzte er auf einen der Sträflinge los.

Die Antworten konnten wir nicht hören, doch eine Minute später sahen wir, wie ein Sträfling sich von den übrigen absonderte und nach dem Wachthause ging. Nach einer weiteren Minute folgte ihm ein zweiter und dann ein dritter.

„Alle vors Gericht! Ich werde euch! Wer ist dort in der Küche?“ kreischte er, als er uns an den geöffneten Fenstern erblickte. „Alle hierher! Treibt sie sofort hierher!“

Der Schreiber Djatlow kam zu uns nach der Küche. Hier wurde ihm gesagt, daß wir keine Ansprüche erhöben. Er kehrte sogleich zum Major zurück und meldete ihm dies.

„Ah, die haben nichts!“ sagte er um zwei Töne tiefer und sichtlich erfreut. „Einerlei, alle sollen sie her!“

Wir kamen heraus. Ich fühlte, daß es uns peinlich sei hinauszugehen. Alle gingen auch wie mit gesenkten Köpfen.

„Ah, Prokofjew! Jelkin auch! Almasow, du bist es! . . . Stellt euch hier hin, alle zusammen!“ sagte der Major zu uns mit etwas überhasteter, doch weicher Stimme, indem er freundlich auf uns hinsah. „M., du bist auch da? Sie sollen aufgeschrieben werden, Djatlow! Sofort sind alle aufzuschreiben, die Zufriedenen besonders und alle Unzufriedenen besonders, alle, bis auf den Letzten, und die Liste wird mir eingehändigt! Ich werde euch alle dem Gericht übergeben! Ich werde euch, ihr Spitzbuben!“

Die Liste wirkte.

„Wir sind zufrieden!“ ertönte auf einmal eine grämliche Stimme aus der Mitte der Unzufriedenen, doch gar nicht sehr entschieden.

„Ah, zufrieden! Wer ist zufrieden? Wer zufrieden ist, der trete aus der Reihe heraus!“

„Wir sind zufrieden, wir sind zufrieden!“ sagten noch mehrere andere Stimmen.

„Ihr seid zufrieden! Also hat man euch aufgewiegelt? Es waren also Anstifter da, Aufrührer? Um so schlimmer für sie!“

„Herrgott, was soll das bedeuten!“ ertönte plötzlich eine Stimme aus der Menge.

„Wer hat das gerufen, wer?“ brüllte der Major, indem er nach der Seite stürzte, von wo der Ruf gekommen war. „Das bist du gewesen, du hast es gerufen, Rastorgujew! In die Wachtstube!“

Rastorgujew, ein aufgeschwemmter, hochgewachsener, junger Bursche, trat hervor und begab sich in die Wachtstube. Er war es gar nicht gewesen, der gerufen hatte; doch da man ihn als Rufenden bezeichnet hatte, widersprach er nicht.

„Vor Fett macht ihr Tollheiten!“ schrie der Major ihm nach. „Du feiste Fratze, du! Drei Tage hast du nicht . . .! Ich werde euch schon alle 'rankriegen! Wer zufrieden ist, trete vor!“

„Wir sind zufrieden, Ew. Hochwohlgeboren!“ ertönten ein paar Dutzend grämliche Stimmen; die übrigen schwiegen hartnäckig. Doch der Major wollte ja nichts weiter. Es schien ihm

selbst offenbar geraten, die Sache möglichst schnell zu Ende zu führen, und zwar auf dem Wege eines Ausgleichs.

„Ah, jetzt sind sie alle zufrieden!“ beeilte er sich zu sagen. „Ich habe es vorausgesehen . . . habe das gewußt. Schuld sind die Anstifter! Unter ihnen gibt es offenbar Anstifter,“ wandte er sich an Djatlow. „Das muß ganz genau untersucht werden. Jetzt aber . . . jetzt an die Arbeit! Es ist Zeit. Die Trommel geschlagen!“

Er selbst wohnte dem Abmarsch bei. Schweigsam und traurig gingen die Sträflinge zu ihren Arbeiten ab, zum mindesten zufrieden, schneller aus seinem Gesichtskreis zu kommen. Nach ihrem Abtreten begab sich der Major sogleich in die Wachtstube, woselbst er mit den „Anstiftern“ im übrigen nicht sehr streng verfuhr. Er suchte die Sache sogar zu beschleunigen. Wie es später hieß, hatte einer von ihnen ihn um Verzeihung gebeten, und er hatte ihm sofort vergeben. Es war zu sehen, daß dem Major selbst nicht ganz wohl bei der Sache war, daß er vielleicht sogar ein wenig Angst hatte. „Ansprüche“ sind in jedem Falle eine kitzliche Sache, und obgleich die Klage der Sträflinge eigentlich kaum als Geltendmachung von „Ansprüchen“ bezeichnet werden konnte, weil sie sie nicht höheren Ortes, sondern dem Major selbst vorgelegt hatten, so war die Sache nichtsdestoweniger peinlich, mißlich gewesen. Besonders hatte sie ihn deshalb stutzig gemacht, weil sie alle Mann zugleich sich erhoben hatten. Die Sache mußte um jeden Preis vertuscht werden. Die „Anstifter wurden bald herausgelassen. Das Essen war vom folgenden Tage an besser, jedoch im übrigen nicht auf lange. Der Major begann in den ersten Tagen darauf häufiger ins Zwangssträflingshaus zu kommen und stieß häufiger auf Ordnungswidrigkeiten. Unser Unteroffizier ging besorgt und verwirrt umher, als könnte er sich noch immer nicht vor Staunen fassen. Was die Sträflinge anbelangt, so konnten sie sich lange nicht beruhigen, doch waren sie nicht mehr wie früher erregt, sondern wortlos-unruhig und gewissermaßen sorgenvoll. Manche ließen sogar die Köpfe hängen. Andere sprachen brummig und gar nicht redselig über die ganze Geschichte. Viele wieder verspotteten sich selbst erbittert und ganz

offen, als ob sie sich wegen der Geltendmachung der „Ansprüche" selbst strafen wollten.

„Da hast du, Bruder, nimm, iß!" sagt einer zu einem andern.

„Worüber du dich erst lustig machst, dafür mußt du später schuften," setzt ein zweiter hinzu.

„Wo gibt es eine Maus, die dem Kater ein Glöcklein anhängt?" bemerkt ein dritter.

„Unsereins überzeugt man nur mit dem Knüppel, das ist bekannt. Es ist ein Glück, daß er nicht alle hat knuten lassen."

„Überleg's dir zukünftig besser und schwatz' dafür weniger. Das wird ersprießlicher sein!" bemerkt einer erbittert.

„Was erteilst du da Lehren wie ein Schulmeister?"

„Gute Lehren gebe ich, damit du es weißt."

„Wer bist du, dir solches einzubilden?"

„Ich bin, um es dir zu sagen, ein Mensch. Doch wer bist du?"

„Ein vom Hunde benagtes Stück — das bist du."

„Das bist du selber."

„Hört doch auf, genug, was zankt ihr euch denn da!" ruft man von allen Seiten den Streitenden zu.

Am selben Abend, d. h. am Tage, an dem die „Ansprüche" geltend gemacht worden waren, begegnete ich, von der Arbeit zurückkehrend, Petrow hinter den Kasernen. Er hatte mich bereits gesucht. Als er an mich herantrat, brummte er etwas vor sich hin; es klang wie ein paar unbestimmte Ausrufe. Doch bald schwieg er zerstreut und schritt mechanisch an meiner Seite hin. Die ganze Angelegenheit lag mir noch schmerzlich auf der Seele, und mir schien es, als werde Petrow mir einiges erklären können.

„Sagen Sie, Petrow," fragte ich ihn, „sind Ihre Leute uns böse?"

„Wer soll böse sein?" fragte er seinerseits, wie plötzlich erwachend.

„Die Arrestanten, uns . . . den Edelleuten."

„Wofür sollten sie Ihnen denn böse sein?"

„Nun, weil wir nicht mit ihnen gemeinsam ‚Ansprüche' geltend gemacht haben."

„Aus welchem Grunde hätten Sie denn irgendwelche ‚Ansprüche' geltend machen sollen?" fragte er, indem er sich gleichsam Mühe gab, mich zu verstehen. „Sie essen doch Ihr eigenes Essen."

„Ach, mein Gott! Unter Ihren Leuten gibt es doch auch solche, die ihr eigenes Essen essen, und die dennoch mit den anderen gegangen sind. Auch wir hätten es tun müssen . . . aus Kameradschaft."

„Ja, aber, was für Kameraden sind Sie uns denn?" fragte er gleichsam zweifelnd.

Ich sah ihn schnell an: er verstand mich entschieden nicht, verstand nicht, worauf ich hinaus wollte. Doch dafür verstand ich ihn in diesem Augenblick vollkommen. Jetzt zum erstenmal wurde mir endgültig der Gedanke klar, der sich schon lange dunkel in mir geregt und mich verfolgt hatte; ich verstand auf einmal, was ich bisher nur schlecht erraten hatte. Ich verstand, daß man mich niemals als Kameraden ansehen werde, und wäre ich ein Erzsträfling, und wäre ich zu ewiger Haft und zu der „besonderen Abteilung" verurteilt gewesen. Doch insonderheit ist mir der Gesichtsausdruck Petrows in dieser Minute im Gedächtnis geblieben. In seiner Frage: „Was für ein Kamerad sind Sie uns denn?" lag so viel ungekünstelte Naivität, lagen so viele treuherzige Bedenken. Ich dachte, ob in diesen Worten nicht irgendeine Ironie, eine Bosheit, ein Hohn liege? Doch nichts dergleichen: man war einfach kein Kamerad, und damit genug! Du gehe deines Weges, und wir des unseren; du hast deine Interessen, und wir die unseren!

Ich hatte in der Tat gedacht, daß man uns nach den „Ansprüchen" einfach bis auf den Tod verfolgen werde, so daß wir gar kein Leben mehr im Zwangssträflingshause haben würden. Doch nichts dergleichen geschah: nicht den geringsten Vorwurf, nicht die geringste Andeutung eines solchen Vorwurfs hörten wir, und keinerlei besonders gesteigerte Erbitterung gegen uns bemerkten wir. Nur bei gebotener Gelegenheit wurden wir, wie es früher geschehen war, ein wenig aufs Korn genommen, mehr nicht. Übrigens zürnte man ebenso wenig allen denen, die es nicht gewünscht hatten, „Ansprüche" geltend zu machen,

und die in der Küche geblieben waren, wie auch denen, die zuerst gerufen hatten, sie wären mit allem zufrieden. Niemand erwähnte dies auch nur. Insbesondere dies Letztere konnte ich nicht verstehen.

8

Die Kameraden

Es zog mich natürlich zu meinesgleichen am meisten hin, d. h., zu den „Edelleuten", namentlich in der ersten Zeit. Doch von den drei früheren, russischen Edelleuten, die bei uns im Zwangssträflingshause waren (Akim Akimytsch, dem Spion A. und dem, der bei uns als Vatermörder galt), verkehrte ich näher nur mit Akim Akimytsch. Ich muß gestehen, daß ich mich Akim Akimytsch sozusagen aus Verzweiflung genähert hatte, in Augenblicken der höchsten Traurigkeit, als sich nicht voraussehen ließ, daß ich mit noch jemand anderem in Verbindung treten würde. Im vorigen Kapitel habe ich den Versuch unternommen, alle unsere Leute in Kategorien einzuteilen; jetzt aber, da ich Akim Akimytsch erwähne, glaube ich, noch eine Kategorie hinzufügen zu dürfen. Freilich war er der einzige Vertreter dieser Kategorie — der Kategorie der vollkommen gleichgültigen Sträflinge. Vollkommen gleichgültige, d. h. solche, denen es einerlei war, ob sie in der Freiheit oder im Gefängnisse lebten, gab es natürlich bei uns nicht und konnte es auch gar nicht geben. Akim Akimytsch aber machte, wie es schien, eine Ausnahme. Er hatte sich im Zwangssträflingshause sogar so eingerichtet, als beabsichtige er, sein ganzes Leben hier zu verbringen: alles um ihn herum, angefangen von seiner Matratze, seinen Kissen, dem Geschirr, war so fest, so haltbar, so für die Dauer eingerichtet. Von etwas Biwakmäßigem, Temporärem war daran keine Spur zu sehen. Er hatte noch viele Jahre im Zwangssträflingshause zu verbleiben, schwerlich hatte er schon jemals an das Verlassen desselben gedacht. Doch wenn er sich auch mit der Wirklichkeit ausgesöhnt hatte, so war dies natürlich nicht

mit dem Herzen geschehen, sondern höchstens aus Subordination, was übrigens bei ihm dasselbe zu bedeuten hatte. Er war ein guter Mensch; er half mir in der ersten Zeit oft mit Ratschlägen und erwies mir allerlei Gefälligkeiten, doch hat er, wie ich leider bekennen muß, im Anfang besonders, ohne es zu wollen, mich dermaßen gelangweilt, daß meine ohnehin schon verdüsterte Gemütsstimmung nur noch verstärkt wurde. Aus Langeweile hatte ich mich aber gerade mit ihm in Gespräche eingelassen. Ich hatte mich nach einem lebendigen Wort gesehnt, nach einem galligen, nach einem ungeduldigen, nach irgendeiner Bosheit sogar; wir hätten, wie ich hoffte, wenigstens gemeinsam mit unsrem Schicksal hadern können. Er aber schwieg, klebte seine Papierlaternchen oder erzählte davon, welche Parade sie in irgendeinem Jahre einmal gehabt hatten, wer der Divisionskommandeur gewesen, und wie sein Name und Vatersname gelautet hatte, ob er mit der Parade zufrieden gewesen war oder nicht, wie die Scharfschützensignale abgeändert worden waren, und dergleichen mehr. Und alles dies wurde von ihm mit einer so gleichmäßigen, gemessenen Stimme erzählt, daß es wie ein Tropfenfall klang. Er kam nicht einmal aus seiner Ruhe heraus, als er mir erzählte, wie er für seine Teilnahme an einer Expedition im Kaukasus mit dem Sankt Annen-Orden, am Degen zu tragen, belohnt worden war. Einzig und allein seine Stimme bekam in dieser Minute etwas ungewöhnlich Wichtiges und Solides: er dämpfte sie sogar, als er das Wort „Sankt Annen-Orden" aussprach, in einer Art geheimnisvoller Ehrfurcht und war hierauf drei Minuten lang besonders schweigsam und würdig ... Während dieses ersten Jahres hatte ich oft törichte Minuten, in denen ich (und immer ganz plötzlich) Akim Akimytsch fast zu hassen anfing, ich weiß selbst nicht weshalb, und innerlich mein Schicksal verfluchte, daß es mich mit ihm auf den Pritschen Kopf an Kopf zusammengeführt hatte. Eine Stunde später machte ich mir freilich dann schon wieder Vorwürfe darüber. Das war aber nur während des ersten Jahres. In der Folgezeit gab ich mich im Geiste mit Akim Akimytsch vollkommen zufrieden und schämte mich meiner früheren Torheiten. Äußerlich haben wir uns, wie mir erinnerlich, nie entzweit.

Außer diesen drei Russen befanden sich zu meiner Zeit noch acht andere Edelleute bei uns. Mit einigen von ihnen verkehrte ich auf ziemlich freundschaftliche Weise und sogar mit Vergnügen, aber nicht mit allen. Die Besten von ihnen waren krankhafte, besondere und im höchsten Grade unduldsame Menschen. Mit zweien von ihnen hörte ich später sogar auf zu sprechen. Gebildet waren von ihnen nur drei: B., M. und der alte Sh., der früher irgendwo Professor der Mathematik gewesen war, ein gutmütiger, trefflicher Greis und ein großer Sonderling, der aber trotz seiner Bildung ein äußerst beschränkter Mensch zu sein schien. Ganz anders waren M. und B. Mit M. vertrug ich mich von Anfang an gut; ich zankte mich nie mit ihm, achtete ihn, doch ihn lieben, mich ihm ganz anschließen, konnte ich nie. Er war ein äußerst mißtrauischer und erbitterter Mensch, der sich aber wunderbar gut zu beherrschen verstand. Dies letztere war es aber gerade, was mir bei ihm nicht gefiel: man hatte das Empfinden, daß er nie und vor keinem Menschen seine Seele ganz offenbarte. Im übrigen kann ich mich aber auch irren. Er war eine starke und im hohen Grade edle Natur. Seine außerordentliche, ja sogar ein wenig jesuitische Gewandtheit und Vorsicht im Umgange mit Menschen ließ bei ihm einen geheimen, tiefen Skeptizismus erkennen. Und doch war er ein Geist, der gerade an einer gewissen Zwiespältigkeit litt: dem Skeptizismus und einem tiefen, durch nichts zu erschütternden Glauben an einige seiner besonderen Überzeugungen und Hoffnungen. Doch unbeschadet aller seiner weltmännischen Gewandtheit lebte er in unversöhnlicher Feindschaft mit B. und seinem Freunde T. B. war ein kranker, ein wenig zur Auszehrung neigender Mensch, sehr reizbar und nervös, doch im Grunde genommen herzensgut, ja großmütig. Seine Reizbarkeit grenzte zuweilen an äußerste Unduldsamkeit und Launenhaftigkeit. Ich konnte diesen Charakter nicht vertragen und zog mich später von B. ganz zurück, konnte indessen nie aufhören, ihn zu lieben, während ich mit M. nie Streit hatte, ihn aber dabei nie zu lieben vermochte. Indem ich mich von B. trennte, mußte ich mich sogleich auch von T. trennen, demselben jungen Mann, den ich im vorigen Kapitel bei der Erzählung unserer „Ansprüche“ erwähnt habe. Dies

tat mir sehr leid. T. war zwar nicht gebildet, doch ein guter, kühner, prächtiger, junger Mensch, um es mit einem Wort zu sagen. Er liebte und achtete B. dermaßen, er sah bis zu dem Grade zu ihm auf, daß er alle, die sich auch nur im geringsten mit B. erzürnten, sogleich auch fast als seine eigenen Feinde betrachtete. Er ist, wie es scheint, wegen B. auch später mit M. auseinandergekommen, obwohl er sich lange dagegen wehrte. Im übrigen waren sie alle moralisch kranke, jähzornige, reizbare, mißtrauische Menschen. Dies ist begreiflich: es wurde ihnen sehr schwer hier, viel schwerer als bei uns. Sie waren weit weg von ihrer Heimat; einige von ihnen waren auf lange Zeitdauer, auf zehn und zwölf Jahre, verschickt, und, was am schwersten ins Gewicht fällt: sie sahen mit größter Voreingenommenheit auf ihre Umgebung, sahen in den Sträflingen nur Tierisches und konnten, ja wollten nicht einen einzigen guten Zug, nichts edel Menschlisches an ihnen entdecken. Und was ebenfalls sehr begreiflich war: sie waren auf diesen unglückseligen Standpunkt durch die Macht der Verhältnisse, durch das Schicksal gedrängt worden. Es ist klar, daß sie vor Langeweile im Zwangssträflingshause fast umkamen. Gegen die Tscherkessen, die Tataren, gegen Issai Fomitsch waren sie freundlich und höflich, doch von allen übrigen Sträflingen hielten sie sich voller Abscheu fern. Nur der alte Sektierer von Starodub verdiente sich ihre volle Achtung. Bemerkenswert ist es übrigens, daß keiner der Sträflinge während der ganzen Zeit, da ich im Zwangssträflingshause weilte, ihnen wegen ihres Herkommens, wegen ihres Glaubens oder ihrer Denkart einen Vorwurf machte, was doch bei unsrem Volk vorkommt, obgleich im übrigen sehr selten. Über die Deutschen wird übrigens höchstens bloß gelacht; der Deutsche stellt für das russische einfache Volk etwas Hochkomisches vor. Mit unseren Deutschen verkehrten die Sträflinge sehr achtungsvoll, weit mehr als mit uns Russen, und rührten sie absolut nicht an. Jene aber schienen dies nie zu bemerken und in Erwägung zu ziehen. Ich sprach bereits von T. Er war es gewesen, der B. beim Weitertransport von ihrem ersten Verbannungsort nach unserer Festung fast während der ganzen Wegstrecke auf seinen Armen getragen hatte, als dieser infolge seiner schwachen Gesundheit und Kon-

stitution auf der halben Etappe schon nicht mehr weitergekonnt hatte. Beide waren vorher nach U. geschickt gewesen. Dort hatten sie es, wie sie erzählten, besser gehabt, als auf unsrer Festung. Aber weil sie dort eine im übrigen völlig harmlose Korrespondenz mit anderen Verschickten aus einer andern Stadt unterhalten hatten, hatte man es für notwendig befunden, die drei in unsre Festung, näher unter die Augen unsres Oberkommandos, überzuführen. Ihr dritter Kamerad war Sh. Bis zu ihrer Ankunft war M. hier ganz allein gewesen. Was der sich während des ersten Jahres seiner Verbannung hier gelangweilt haben mochte!

Dieser Sh. war derselbe ewig betende Alte, von dem ich bereits berichtet habe. Alle unsre politischen Verbrecher waren junge Leute, einige sogar sehr jung: nur Sh. zählte schon über fünfzig Jahre. Er war natürlich ein ehrenwerter, doch etwas besonderer Mensch. Seine Kameraden B. und T. liebten ihn ganz und gar nicht; sie sprachen nicht einmal mit ihm und behaupteten von ihm, er sei eigensinnig und albern. Ich weiß nicht, inwieweit sie darin recht hatten. Im Gefängnis wie an jedem andern Ort, wo Menschen nicht aus eigenem Antriebe, sondern gezwungenermaßen zusammen sind, streiten und hassen sie sich, wie mir scheint, weit häufiger als in der Freiheit. Viele Umstände begünstigen dies. Im übrigen war Sh. wirklich ein recht stumpfer, ja vielleicht sogar unangenehmer Mensch. Seine übrigen Kameraden kamen ebenfalls mit ihm nicht aus. Obwohl ich nie mit ihm Streit hatte, habe ich doch nicht besonders mit ihm harmoniert. Sein Fach, die Mathematik, schien er gut zu kennen. Ich erinnere mich noch, wie er sich bemühte, mir in seiner gebrochen-russischen Sprache ein besonderes, von ihm ersonnenes astronomisches System zu erklären. Man sagte, er habe es einmal sogar im Druck veröffentlicht, doch sei in der wissenschaftlichen Welt darüber gelacht worden. Mir kam er ein wenig verstandesgestört vor. Tagelang lag er im Gebet auf den Knien, wodurch er sich die allgemeine Achtung der Arrestantenschaft erwarb, deren er sich bis zu seinem Tode erfreuen durfte. Er starb in unsrem Hospital vor meinen Augen nach schwerer Krankheit. Die Achtung der Sträflinge hatte er sich übrigens vom ersten Augen-

blick nach seiner Ankunft im Zwangssträflingshause erworben, und zwar infolge seiner Geschichte mit unsrem Major. Man hatte sie nämlich auf dem Wege nach U. bis zu unserer Festung nicht rasiert, so daß ihre Bärte entsetzlich lang geworden waren. Als sie nun dem Major so vorgeführt wurden, geriet er in die größte Wut wegen einer solchen Verletzung der Subordination, an der sie doch gar nicht schuld waren.

„Wie sehen die aus!" brüllte er. „Das sind Vagabunden, Räuber!"

Sh., der damals noch schlecht Russisch verstand und glaubte, man frage sie, was sie seien, Vagabunden oder Räuber, antwortete:

„Wir sind keine Vagabunden, sondern politische Verbrecher."

„W—a—a—as! Du wagst es, frech zu sein! Frech!" brüllte der Major. „In die Wachtstube mit ihm! Hundert Rutenstreiche, sogleich, auf der Stelle!"

Der alte Mann wurde gezüchtigt. Er legte sich widerspruchslos unter die Ruten, biß sich mit den Zähnen in den Arm und ertrug die Strafe, ohne auch nur einen Laut von sich zu geben, ohne sich zu rühren. Währenddessen hatten B. und A. schon das Zwangssträflingshaus betreten, woselbst M. sie bereits am Tor erwartete und sich ihnen an den Hals warf, obgleich er sie bisher noch nie gesehen hatte. Aufgeregt infolge des Empfanges beim Major, erzählten sie ihm alles von Sh. Ich erinnere mich noch, wie M. mir darüber erzählte: „Ich war außer mir" — sagte er — „ich wußte nicht, begriff nicht, was mit mir geschah, und bebte wie im Fieberfrost. Ich erwartete Sh. am Tor. Er mußte geradeswegs aus dem Wachthause kommen, wo er gezüchtigt worden war. Plötzlich tat sich das Nebenpförtchen auf: ohne einen Blick auf jemand zu werfen, mit bleichem Gesicht und zitternden, blutlosen Lippen, schritt Sh. durch die im Hofe versammelten Sträflinge mitten hindurch, die bereits erfahren hatten, daß ein Edelmann gezüchtigt werde. Er begab sich in die Kaserne, geradeswegs an seinen Platz, wo er, ohne ein Wort zu sprechen, auf die Knie fiel und zu beten begann. Die Sträflinge waren betroffen, ja sogar gerührt. „Wie ich diesen Greis sah" — erzählte M. — „diesen grauhaarigen, alten Mann, der Frau und Kinder in der Hei-

mat hatte lassen müssen — wie ich ihn, schmählich bestraft und betend auf den Knien liegen sah, da stürzte ich fort, hinter die Kasernen, und war zwei Stunden lang wie ohne Besinnung: ich war in geradezu rasender Wut . . ." Die Sträflinge begannen seit dieser Zeit Sh. sehr zu achten und begegneten ihm stets ehrerbietig. Es hatte ihnen besonders gefallen, daß er unter den Ruten nicht geschrien hatte.

Es muß jedoch die volle Wahrheit gesagt werden: aus diesem Beispiel kann man keineswegs einen Schluß über den Umgang der Behörden in Sibirien mit Sträflingen aus dem Adelstande ziehen, mögen diese Sträflinge nun Russen oder Polen sein. Dieses Beispiel zeigt nur, daß man auf einen bösartigen Menschen stoßen kann; ist dieser bösartige Mensch irgendwo „selbständig" und ein älterer Kommandeur, so wird das Schicksal des Verbannten für den Fall, daß er bei diesem bösartigen Kommandeur nicht beliebt ist, sehr wenig gesichert sein. Doch muß man anerkennen, daß die höhere Obrigkeit in Sibirien, von der der Ton und das Verhalten aller übrigen Kommandeure abhängt, in bezug auf die verschickten Edelleute sehr delikat, ja in gewissen Fällen sogar darauf bedacht ist, ihnen im Vergleich mit dem einfachen Volk gewisse Erleichterungen zu gewähren. Die Motive hierfür liegen auf der Hand: die höheren Vorgesetzten sind erstens selbst Edelleute; zweitens kam es schon früher vor, daß manche der Edelleute sich nicht unter die Ruten legten und sich auf die Strafvollstrecker stürzten, wodurch schreckliche Szenen hervorgerufen wurden; drittens aber erschien in Sibirien vor einigen fünfunddreißig Jahren ganz plötzlich eine große Menge verbannter Edelleute*), und diese Verbannten haben es im Lauf von dreißig Jahren verstanden, sich in ganz Sibirien einen so guten Ruf zu verschaffen, daß die Obrigkeit nach alter Tradition schon zu meiner Zeit unwillkürlich mit ganz anderen Augen auf die adeligen Verbrecher einer bestimmten Kategorie sah als auf alle anderen Verschickten. Dem Beispiel der höheren Obrigkeit folgend, begannen sich auch die kleineren Kommandeure daran zu gewöhnen, mit denselben Augen zu sehen, indem sie natürlich diesen Blick und Ton von oben übernahmen, ihm folgend und sich ihm unterordnend. Im

*) Polnische Aufständische vom Jahre 1831.

übrigen behielten aber auch viele der niederen Kommandeure ihren beschränkten Blick, übten an den höheren Verfügungen persönliche Kritik und wären ganz ausnehmend froh gewesen, wenn man sie nicht gehindert hätte, nach ihrem eigenen Ermessen zu verfahren. Doch man erlaubte es ihnen gar nicht. Ich habe allen Grund, dies zu glauben, und zwar aus folgender Erwägung: Die zweite Zwangsarbeitskategorie, in der ich war, und die aus Festungssträflingen unter militärischem Kommando bestand, war unvergleichlich schwerer als die übrigen beiden Kategorien, d. h. als die dritte (die Fabrikkategorie) und die erste (in den Bergwerken). Schwerer war sie nicht nur für die Edelleute, sondern auch für alle Sträflinge, und zwar deshalb, weil das Kommando und die Einrichtung dieser Kategorie rein militärisch, sehr ähnlich den Arrestantenkompanien in Rußland, ist. Die Militärobrigkeit ist strenger, die Ordnung ist drückender, man ist immer in Ketten, immer unter Bewachung, immer eingeschlossen. Das alles ist in den beiden anderen Kategorien nicht so streng. So wenigstens sagten mir alle unsere Arrestanten, und unter ihnen waren Kenner der Verhältnisse. Sie alle wären mit Vergnügen in die erste Kategorie übergetreten, die in den Gesetzen als die schwerste gilt, und schwärmten wiederholt davon. Von den Arrestantenkompanien in Rußland aber sprachen alle unsere Sträflinge, die dort gewesen waren, mit Entsetzen und versicherten, daß es in Rußland keinen böseren Ort gebe, als die Arrestantenkompanien in den Festungen; in Sibirien, sagten sie, sei das Leben, mit dem dortigen verglichen, ein Paradies. Blickte man nun angesichts einer solchen strengen Behandlung wie in unserem Zwangssträflingshause mit seinem Militärvorgesetzten und unmittelbar vor den Augen des Generalgouverneurs, wie auch angesichts solcher (bisweilen vorgekommener) Fälle, wo sich außenstehende, doch offiziöse Persönlichkeiten aus Bosheit oder Diensteifer zu geheimer Angeberei hatten treiben lassen, wenn etwa ein sonst nicht wohlmeinender Kommandeur den Verbrechern einer Kategorie einmal mit Nachsicht entgegengekommen war — blickte man — sage ich — an einer solchen Stelle auf die adeligen Verbrecher mit etwas anderen Augen als auf die übrigen Sträflinge, so tat man es in der ersten und dritten

23*

Kategorie in bezug auf die Gewährung von Vergünstigungen erst recht. Ich kann also wohl nach meinem Aufenthaltsort in dieser Hinsicht über ganz Sibirien urteilen. Alle Gerüchte und Erzählungen, die seitens der Sträflinge der ersten und dritten Kategorie hierüber zu mir drangen, bestätigten meine Folgerung. Und in der Tat behandelten in unsrem Zwangssträflingshause die Vorgesetzten uns Edelleute etwas aufmerksamer und rücksichtsvoller. Erleichterungen in bezug auf die Arbeit und Ernährung gewährte man uns positiv keine: wir hatten dieselbe Arbeit, dieselben Fesseln, dieselben Verschlüsse, mit einem Wort, alles andere genau wie die übrigen Arrestanten. Und es konnten auch gar keine Vergünstigungen gewährt werden. Ich weiß, daß es in unsrer Stadt, in der sogenannten alten Zeit so viel Denunzianten, so viel Intrigen, so viel gegenseitiges „Grubengraben" gegeben hat, daß die Festungsbehörde natürlicherweise Denunziationen fürchtete. Und welch eine furchtbarere Denunziation konnte es in jener Zeit geben als die, daß den Verbrechern einer gewissen Kategorie Erleichterungen gewährt würden! Also jeder fürchtete sich, und wir waren infolgedessen mit den übrigen Verbrechern auf gleichen Fuß gestellt, nur daß in bezug auf die Körperstrafe eine gewisse Ausnahme bestand. Gewiß, man hätte uns außerordentlich bequem züchtigen können, falls wir es verdient hätten, d. h., wenn wir uns etwas hätten zuschulden kommen lassen. Solches erforderte schon die Dienstpflicht und die Gleichheit vor der Körperstrafe. Doch so ganz ohne Grund und leichtsinnig hätte man uns doch auch nicht züchtigen lassen, während mit den einfachen Arrestanten selbstverständlich nicht viel Federlesens gemacht wurde, insonderheit bei manchen Subalternkommandanten, die es lieben, sich bei jeder passenden Gelegenheit aufzuspielen. Es wurde uns bekannt, daß der Kommandant, nachdem er die Geschichte mit dem alten Sh. erfahren hatte, sehr ungehalten über den Major gewesen war und ihm eingeschärft hatte, in Zukunft mehr Zurückhaltung zu üben. So erzählten mir alle. Man wußte bei uns sogar, daß der Generalgouverneur selbst, der unserm Major vertraute und ihn als vollziehenden Beamten und Menschen von einigen Fähigkeiten in gewissem Sinne liebte, ihm, als er von

der Geschichte erfahren, ebenfalls einen Verweis erteilt hatte. Auch unser Major merkte sich dies. Wie gern hätte er beispielsweise M., den er durch die Zwischenträgerei des A. haßte, diesen seinen Haß fühlen lassen mögen; doch er konnte ihn nicht prügeln lassen, obwohl er einen Vorwand dazu suchte; er verfolgte ihn aber sonst auf alle Weise. Von der Geschichte mit Sh. erfuhr bald die ganze Stadt, und die öffentliche Meinung war gegen den Major; viele sprachen sich offen gegen ihn aus, manche sogar, indem sie ihm Unangenehmes sagten. Auch meines ersten Zusammentreffens mit dem Major erinnere ich mich jetzt. Man hatte uns, d. h. mir und einem andern verschickten Edelmann, mit dem zusammen ich ins Zwangssträflingshaus eintrat, schon in Tobolsk mit Erzählungen von dem unangenehmen Charakter dieses Menschen Angst gemacht. Die während der Zeit dort lebenden, auf fünfundzwanzig Jahre verbannten Edelleute, die uns mit tiefer Sympathie entgegenkamen und mit uns während der ganzen Zeit, da wir auf dem Transporthofe saßen, in Verbindung blieben, warnten uns vor unsrem künftigen Kommandanten und versprachen uns, alles, was durch bekannte Menschen möglich sein werde, zu tun, um uns vor seinen Nachstellungen zu schützen. Wirklich erhielten die drei Töchter des Generalgouverneurs, die aus Rußland angekommen und bei ihrem Vater zu Gaste waren, von ihnen Briefe und sprachen, wie es schien, mit ihm zu unseren Gunsten. Doch was konnte er tun? Er hat dem Major nur gesagt, daß er weniger streng mit uns umgehen möge. Gegen drei Uhr nachmittags trafen wir, d. h. ich und mein Gefährte, hier in dieser Stadt ein, und die Begleitsoldaten führten uns sogleich zu unserem Gebieter. Wir standen, ihn erwartend, im Vorzimmer. Unterdessen hatte man schon nach dem Unteroffizier des Zwangssträflingshauses geschickt. Kaum war der erschienen, als auch der Platzmajor kam. Sein rotes, mit Pickeln bedecktes, böses Gesicht machte auf uns einen außerordentlich unangenehmen Eindruck: es war, wie wenn eine böse Spinne sich auf eine arme Fliege stürzte, die in ihr Netz geraten war.

„Wie heißest du?" fragte er meinen Gefährten. Er sprach schnell, schroff, abgerissen, und wollte offenbar Eindruck auf uns machen.

Mein Gefährte gab ihm Bescheid.

„Du?“ fragte er, sich nun auch an mich wendend, indem er mich durch seine Brille fixierte.

Ich antwortete.

„Unteroffizier! Sogleich sind sie ins Zwangssträflingshaus zu bringen, in der Wachtstube nach Zivilart zu rasieren, unverzüglich, die eine Kopfhälfte! Die neuen Fesseln sind gleich morgen anzulegen! Was sind das für Mäntel? Wo habt ihr die her?“ fragte er plötzlich, auf die grauen Kapotten mit den gelben Kreisen auf dem Rücken aufmerksam geworden, die uns in Tobolsk gegeben worden waren, und in denen wir vor seinen erlauchten Augen erschienen waren. „Das ist eine neue Uniform, das ist offenbar irgendeine neue Uniform . . . Sie wird noch projektiert . . . aus Petersburg . . .“ sagte er, uns der Reihe nach musternd. „Haben sie etwas bei sich?“ fragte er auf einmal den Landjäger, der uns begleitete.

„Eigene Kleider, Ew. Hochwohlgeboren,“ gab der Landjäger, sich plötzlich stramm hinstellend, mit sogar leicht bebender Stimme zur Antwort. Alle kannten ihn, alle hatten von ihm gehört, allen flößte er Furcht ein.

„Alles fortnehmen! Nur die Wäsche lassen, und zwar die weiße! Die bunte, falls solche getragen werden sollte, fortnehmen! Das Übrige alles auf der Auktion verkaufen und das Geld in Einnahme bringen! Der Arrestant hat kein Eigentum,“ fuhr er fort, uns streng ansehend. „Seht zu, daß ihr euch gut führt! Daß ich nichts hören muß! Sonst gibt es . . . Körperstrafe! Für die geringste Verfehlung gibt es R—r—uten!“

Diesen ganzen Abend war ich infolge des ungewohnten Empfanges fast krank. Der erhaltene Eindruck wurde übrigens noch verstärkt durch das von mir im Zwangssträflingshaus Gesehene. Doch über meinen Eintritt daselbst habe ich schon erzählt.

Ich erwähnte eben, daß man uns in bezug auf die Arbeit vor den übrigen Sträflingen keine Vergünstigung, keine Erleichterung zuteil werden ließ, so etwas überhaupt gar nicht wagte. Einmal wurde es übrigens doch versucht, indem ich und B. in der Ingenieurkanzlei drei Monate als Schreiber ver-

wandt wurden. Es geschah indessen ganz im geheimen, und zwar von seiten unsrer Ingenieurverwaltung. Die anderen freilich, die es wissen mußten, wußten es, taten aber, als wüßten sie es nicht. Dies passierte, als noch der Oberstleutnant G. der Chef des Ingenieurkommandos war. Er war zu uns gekommen, gleichsam wie vom Himmel gefallen, aber nicht lange dageblieben — wenn ich nicht irre, nicht mehr als ein halbes Jahr, vielleicht sogar noch kürzere Zeit — und nach Rußland zurückgekehrt. Auf alle Arrestanten hatte er einen ungewöhnlichen Eindruck gemacht. Sie hatten ihn nicht bloß geliebt sondern geradezu vergöttert, falls dieses Wort hier angewandt werden kann. Wie er dies fertig bekam, weiß ich nicht, aber er gewann alle vom ersten Augenblick an. „Ein Vater ist er, ein Vater, wie man einen besseren sich nicht wünschen kann," sagten die Sträflinge alle Minuten während der ganzen Zeit, da er dem Ingenieurkommando vorstand. Er liebte, wie es schien, ganz furchtbar zu zechen; von Gestalt war er klein und hatte einen herausfordernden, selbstbewußten Blick. Dabei behandelte er aber die Sträflinge freundlich, beinahe zärtlich, und liebte sie wirklich buchstäblich wie ein Vater. Weshalb er sie so liebte, kann ich nicht sagen; doch konnte er keinen Sträfling sehen, ohne ihm ein freundliches, heiteres Wort zu sagen, ohne mit ihm Spaß zu machen, mit ihm zu lachen, und, was die Hauptsache war — er kehrte in keiner Weise den Vorgesetzten heraus, er zeigte sich gegen alle, ohne Unterschied, in gleichem Maße freundlich. Er war ein Kamerad unter Kameraden, im höchsten Grade Mensch unter Menschen. Doch unbeschadet alles dieses instinktiven Demokratismus ließen sich die Sträflinge ihm gegenüber nie zu einer Unehrerbietigkeit, einer Familiarität hinreißen. Ganz im Gegenteil: das ganze Gesicht eines jeden Sträflings erhellte sich nur, sobald er dem Kommandeur begegnete, und mit abgenommener Mütze erwartete er lächelnd sein Näherkommen. Und vollends, wenn er ihn anredete, so war es ihm, als habe er ihm einen Rubel geschenkt. Jawohl, es gibt solche populären Männer. Er sah kühn aus, hielt sich straff und schneidig beim Gehen. „Wie ein Adler ist er," sagten die Sträflinge von ihm. Ihr Los konnte er natürlich auf keine Weise erleichtern; er leitete ausschließlich die

Ingenieurarbeiten, die auch bei allen anderen Kommandeuren in ihrer ständigen, grundsätzlich eingeführten gesetzmäßigen Ordnung vor sich gingen. Er ließ höchstens, wenn er einmal eine Abteilung bei der Arbeit zufällig antraf und sah, daß sie bereits fertig war, die Leute, ohne sie länger aufzuhalten, noch vor dem Trommelzeichen nach Hause zurückkehren. Doch es gefiel sein Vertrauen zum Sträfling, es gefiel das Fehlen jeder kleinlichen Pedanterie, sowie jeglicher Gereiztheit bei ihm, es gefiel das Fehlen jeglicher anderen, beleidigenden Formen im Verkehr mit den ihm unterstellten. Hätte er einmal tausend Rubel verloren, ich glaube, der ärgste Dieb unter unseren Leuten würde sie ihm, falls er sie gefunden hätte, wiedergebracht haben. Jawohl, ich bin überzeugt davon, daß es so gewesen wäre. Mit welchem tiefen Interesse hörten die Sträflinge, daß ihr Adler-Kommandeur sich bis auf den Tod mit unserem verhaßten Major verfeindet habe! Dies war gleich im ersten Monat nach seiner Ankunft bei uns geschehen. Unser Major war einmal sein Dienstkamerad gewesen. Sie waren einander nach langer Trennung als Freunde begegnet und hatten zusammen zu zechen begonnen. Doch auf einmal war ihre Freundschaft in die Brüche gegangen. Sie hatten sich entzweit, und G. hatte sich in seinen Todfeind verwandelt. Es hieß sogar, daß sie bei dieser Gelegenheit sich geprügelt hätten, was bei unsrem Major leicht vorkommen konnte; er prügelte sich häufig. Als die Sträflinge dies hörten, hatte ihre Freude kein Ende. „Wo kann denn der Achtäugige mit einem solchen friedlich zusammenleben! Der andere ist ein Adler, er aber . . ." Hier wurde gewöhnlich eine Bezeichnung hinzugefügt, die sich nicht für den Druck eignet. Furchtbar interessierte man sich bei uns dafür, wer von den beiden den Gegner wohl verprügelt haben mochte. Wenn das Gerücht von ihrer Prügelei sich als falsch erwiesen hätte (was es in der Tat vielleicht auch gewesen ist), so wäre dies den Arrestanten wahrscheinlich sehr ärgerlich gewesen. „Nein, sicherlich hat der Kommandeur die Oberhand behalten," sagten sie, „er ist klein, aber ein fixer Kerl, und jener hat sich vor ihm unter das Bett verkrochen." Doch bald reiste G. fort, und die Sträflinge verfielen wieder in Trübsinn. Unsere Ingenieurchefs waren allerdings alles gute Leute.

Während meiner Zeit wechselten ihrer drei oder vier. „Und doch werden wir einen solchen nicht wiederbekommen," sagten die Sträflinge, „ein Adler ist er gewesen, ein Adler und Beschützer." Dieser selbe G. liebte uns Edelleute alle sehr und ließ mich und B. zuweilen bei sich in der Kanzlei arbeiten. Nach seiner Abreise wurde die Sache ordnungsgemäßer eingerichtet. Unter den Ingenieuren gab es Leute, die uns viel Sympathie entgegenbrachten. Wir gingen hin, schrieben Papiere ab, unsre Handschrift begann sich zu bessern, als plötzlich von der obersten Behörde der schleunige Befehl kam, daß wir zu unseren früheren Arbeiten zurückkehren sollten: jemand hatte uns schon denunziert! Im übrigen war dies auch gut, denn wir beide hatten schon begonnen die Kanzlei satt zu kriegen. Zwei Jahre lang ging ich dann mit B. zu einer und derselben Arbeit, meist in die Werkstatt. Wir sprachen viel miteinander, redeten über unsre Hoffnungen und Überzeugungen. Er war ein ausgezeichneter Mensch; doch seine Ansichten waren zuweilen sehr seltsam, sehr exklusiv. Es gibt häufig gewisse Leute, sehr kluge sogar, bei denen bisweilen völlig paradoxe Ansichten sich herausbilden. Sie haben aber auch für diese ihre Ansichten im Leben so viel gelitten, haben sie mit einem so teuren Preis erkauft, daß es zu schmerzlich, ja fast unmöglich für sie ist, sie wieder aufzugeben. B. tat jede meiner Erwiderungen weh, und er antwortete mir mit kaustischer Schärfe. Im übrigen mag er vielleicht in vielem mehr recht gehabt haben, als ich; ich kann es nicht sagen. Zuletzt aber kamen wir auseinander, und dies war sehr schmerzlich für mich, denn wir hatten schon zu vieles miteinander geteilt.

Währenddessen war M. mit den Jahren immer trübseliger und finsterer geworden. Der Schmerz verzehrte ihn. Früher, in der ersten Zeit meines Aufenthalts im Zwangssträflingshause, war er mitteilsamer gewesen, hatte er sein Inneres häufiger und rückhaltloser offenbart. Als ich eintrat, hatte er schon über zwei Jahre in der Haft verbracht. Anfangs interessierte er sich für vieles, was in diesen zwei Jahren draußen in der Welt passiert war, wovon er im Zwangssträflingshause keine Ahnung gehabt hatte. Er fragte mich aus, hörte mir zu, regte sich auf. Doch zuletzt, mit den Jahren, begann sich alles bei ihm im

Innern, im Gemüt zu konzentrieren. Die glühenden Kohlen fingen an sich mit Asche zu bedecken. Mehr und mehr wuchs die Erbitterung in ihm. „Je hais ces brigands," wiederholte er mir gegenüber öfters, indem er voller Haß auf die Sträflinge sah, die ich näher kennengelernt hatte, und keinerlei Argumente zu ihren Gunsten übten auf ihn eine Wirkung aus. Er verstand gar nicht, was ich sagte. Bisweilen gab er mir übrigens zerstreut recht; doch schon tags darauf wiederholte er von neuem: „Je hais ces brigands." Beiläufig bemerkt, wir sprachen miteinander häufig französisch, und einer der Arbeitsaufseher, der Pioniersoldat Dranischnikow, nannte uns deshalb, ich weiß nicht, aus welchem Grunde, Windbeutel. M. wurde nur dann lebhafter, wenn er seiner Mutter gedachte. „Sie ist alt, sie ist krank," sagte er zu mir, „sie liebt mich mehr als alles andere auf der Welt; doch ich bin hier, ich weiß nicht, ob sie noch lebt. Sie hatte schon genug daran, daß sie gewußt hat, man habe mich auch durch die Spießruten gejagt . . ." M. war nicht Edelmann und war vor der Verbannung einer Körperstrafe unterzogen worden. Bei der Erinnerung daran knirschte er mit den Zähnen und bemühte sich, zur Seite zu sehen. In der letzten Zeit begann er immer mehr sich von uns abzusondern. Eines Vormittags gegen zwölf Uhr wurde er in die Kommandantur gerufen. Der Kommandant kam mit fröhlichem Lächeln zu ihm heraus.

„Ich erbebte innerlich" erzählte M., wieder zu uns zurückgekehrt. „Mir war, als würde mir das Herz durchbohrt."

„Nun, M., was hast du heute nacht geträumt?" fragte ihn der Kommandant.

„Ich träumte, meine Mutter hätte mir geschrieben," antwortete er.

„Noch besser, noch besser!" gab der Kommandant zurück. „Du bist frei! Deine Mutter hat für dich gebeten . . . ihre Bitte ist berücksichtigt worden. Da ist ein Brief von ihr, da ist auch der Befehl bezüglich deiner Person. Sogleich kannst du das Zwangssträflingshaus verlassen."

Bleich und noch ganz betäubt von der Nachricht, kehrte M. zu uns zurück. Wir beglückwünschten ihn. Er drückte uns die Hände mit seinen zitternden, erkalteten Händen. Viele der

anderen Sträflinge wünschten ihm ebenfalls Glück und freuten sich seiner Schicksalswendung.

Er wurde in die Liste der Ansiedler eingetragen und verblieb in unserer Stadt. Bald wurde ihm eine Anstellung gegeben. In der ersten Zeit kam er häufig zu uns und teilte uns, wenn es ihm möglich war, verschiedene Neuigkeiten mit. Hauptsächlich politische interessierten ihn sehr.

Von den übrigen vier, d. h. außer M., T., B. und Sh., waren zwei noch sehr jung und nur auf kurze Zeit verschickt; sie waren wenig gebildet, doch ehrlich und schlichten, offenen Gemüts. Der dritte, A., war allzu unkompliziert und hatte nichts Besonderes an sich, während der vierte, B., schon ein bejahrter Mensch, auf uns alle einen ganz schlechten Eindruck machte. Ich weiß nicht, wie er unter diese Verbrecherkategorie gekommen war, und auch er selbst wußte es nicht. Er war eine grobe, philiströs-kleinbürgerliche Seele mit den Gewohnheiten und Grundsätzen eines durch erschacherte Kopeken reich gewordenen Krämers. Ohne jegliche Bildung, interessierte er sich außer seinem Handwerk für nichts. Er war Maler, doch ein nicht alltäglicher, ein prächtiger Maler. Bald erfuhr die Behörde von seinen Fähigkeiten, und die ganze Stadt begann B. zum Bemalen von Zimmerwänden und Zimmerdecken anzufordern. Im Laufe von zwei Jahren hatte er fast sämtliche staatlichen Wohnungen ausgemalt. Die Wohnungsinhaber bezahlten ihn aus ihrer eigenen Tasche, und infolgedessen lebte er gar nicht schlecht. Aber das Allerbeste dabei war, daß man begann auch andere seiner Kameraden mit ihm zur Arbeit auszuschicken. Von denen, die beständig mit ihm gingen, lernten zwei von ihm das Handwerk, und einer von ihnen malte nicht schlechter als er selbst. Unser Platzmajor, der ebenfalls eine staatliche Wohnung innehatte, ließ seinerseits nun auch B. rufen und seine sämtlichen Wände und Decken von ihm ausmalen. Da hatte sich B. aber ganz besonders Mühe gegeben. Das Haus war aus Holz, einstöckig, schon recht baufällig und sah von außen denkbar schäbig aus; doch von innen war es wie ein Palast, so daß der Major ganz entzückt war . . . Er rieb sich die Hände und erklärte, nunmehr heiraten zu wollen. „Bei einer solchen Wohnung kann man nicht umhin zu hei-

raten," fügte er sehr ernsthaft hinzu. Mit B. war er immer zufrieden, und durch ihn auch mit den übrigen, die mit ihm zusammen arbeiteten. Die Arbeit zog sich durch einen vollen Monat hin. Im Lauf dieses Monats änderte der Major gänzlich seine Meinung über uns alle und begann uns zu begönnern. Es kam so weit, daß er eines Tages Sh. aus dem Zwangssträflingshause zu sich befehlen ließ.

„Sh.," redete er ihn an, „ich bin dir zu nahe getreten. Ich habe dich unnütz züchtigen lassen, ich weiß es. Ich bereue es. Verstehst du das? Ich, ich, ich bereue es!"

Sh. antwortete ihm, daß er es verstehe.

„Verstehst du das, daß ich, ich, dein Vorgesetzter, dich habe rufen lassen, um dich um Verzeihung zu bitten? Fühlst du das? Wer bist du vor mir? Ein Wurm! Weniger als ein Wurm: ein Sträfling bist du! Ich aber bin von Gottes Gnaden*) ein Major. Ein Major! Verstehst du das?"

Sh. antwortete ihm, daß er es verstehe.

„Gut, so werde ich mich jetzt also mit dir vertragen. Fühlst du, fühlst du dies aber auch vollkommen, in seiner ganzen Bedeutung? Bist du fähig, es zu verstehen und zu fühlen? Bedenke doch nur: ich, ich, ein Major . . ." und so weiter.

Sh. hat mir selbst diese Szene erzählt. Es lebte also auch in diesem versoffenen, unsinnig und regellos lebenden Menschen ein menschliches Gefühl. Wenn man seine Anschauungen und seine Geistesentwicklung in Betracht zieht, so hätte man eine solche Handlungsweise fast als großmütig bezeichnen können. Im übrigen mag auch die Trunkenheit viel dazu beigetragen haben.

Sein Traum ging nicht in Erfüllung: er verheiratete sich nicht, obwohl er dazu schon völlig entschlossen gewesen war, als man die Ausschmückung seiner Wohnung vollendete. Anstatt zu heiraten, mußte er auf die Anklagebank und, im Zusammenhang damit, um seine Entlassung einkommen. Bei dieser Gelegenheit kamen auch noch alle seine früheren Sünden ans Tageslicht. Er war in der Stadt ehemals Polizeimeister ge-

*) Ein buchstäblicher Ausdruck, der übrigens zu meiner Zeit nicht allein von unserem Major gebraucht wurde, sondern von vielen anderen kleinen Kommandeuren, die aus den Reihen der einfachen Soldaten emporgekommen waren.

wesen . . . Der Schlag war ihm ganz unerwartet gekommen. Im Zwangssträflingshause freute man sich über alle Maßen über diese Nachricht. Das war ein Festtag, ein Triumph! Es hieß, der Major habe geheult wie ein altes Weib und habe Tränen vergossen. Doch es ließ sich nichts dagegen tun. Er nahm seinen Abschied, verkaufte seine beiden Schimmel, darauf all seinen Besitz und geriet sogar in Armut. Wir begegneten ihm später im abgetragenen Zivilrock und einer Kokardenmütze. Er blickte die Sträflinge böse an. Doch all sein Zauber war dahin, sobald er die Uniform ausgezogen hatte. In der Uniform war er furchtbar, war er ein Gott gewesen. Im Zivilrock aber war er für uns ein vollkommenes Nichts geworden und sah wie ein Lakai aus. Es ist merkwürdig, wieviel bei solchen Menschen die Uniform ausmacht!

9

Die Flucht

Bald nach der Absetzung unsres Platzmajors kam es zu tiefgreifenden Veränderungen in unserem Zwangssträflingshause. Die Zwangsarbeit wurde aufgehoben und an ihrer Statt eine Arrestantenkompanie des Militärressorts auf der Grundlage der russischen Arrestantenkompanien des Reichsinnern gegründet. Dies hatte zu bedeuten, daß verschickte Zwangssträflinge zweiter Kategorie jetzt nicht mehr in unser Gefängnis kamen. Man begann es seit der Zeit nur noch mit Sträflingen des Militärressorts zu bevölkern, also mit Leuten, die nicht ihrer Standesrechte verlustig gegangen waren, die Soldaten waren, wie alle Soldaten, nur bestrafte Soldaten, die auf kurze Fristen (höchstens auf sechs Jahre) herkamen, und nach Verbüßung ihrer Strafe wieder in ihre früheren Bataillone als Gemeine eintraten, die sie vorher gewesen waren. Diejenigen freilich, die wegen rückfälliger Vergehen in unser Zwangssträflingshaus zurückkamen, wurden, wie früher, mit zwanzig Jahren bestraft. Es gab bei uns im übrigen schon vor

der Zeit dieser Veränderung eine Abteilung für Arrestanten der Militärkategorie, doch lebten sie mit uns zusammen. weil für sie kein andrer Raum vorhanden war. Jetzt verwandelte sich das ganze Zwangssträflingshaus in eine solche Militärkategorie. Es versteht sich natürlich von selbst, daß die bisherigen Zivilsträflinge, die sämtlicher Rechte verlustig gegangen, gebrandmarkt und am Schädel rasiert waren, bis zur Verbüßung ihrer vollen Strafzeit im Zwangssträflingshause verblieben. Neue kamen nicht mehr hinzu, die alten aber verbüßten allmählich ihre Strafe und wurden entlassen, so daß nach zehn Jahren kein einziger Zwangssträfling mehr in unsrem Gefängnis übrigbleiben mußte. Die „besondere Abteilung" blieb ebenfalls bestehen; hierher wurden von Zeit zu Zeit Schwerverbrecher des Militärressorts geschickt — bis zur Einführung der allerschwersten Zwangsarbeiten in Sibirien. Auf solche Weise verlief unser Leben ganz wie früher. Es bestand bei uns die alte Hausordnung, die nämliche Arbeit, dieselbe Verpflegung weiter, nur das Kommando hatte gewechselt und war komplizierter geworden. Es wurde ein Stabsoffizier eingesetzt, ein Kompaniechef, dem vier Oberoffiziere untergeordnet wurden, die der Reihe nach im Zwangssträflingshause die Wache hatten. Auch die Invaliden wurden abgeschafft; an ihre Stelle kamen zwölf Unteroffiziere und ein capitain d'armes. Es wurden Gruppeneinteilungen von je zehn Mann vorgenommen und der Gefreite aus der Mitte der Sträflinge eingesetzt, nominell natürlich, und es war selbstverständlich, daß Akim Akimytsch sogleich Gefreiter wurde. Diese ganze neue Einrichtung und das Zwangssträflingshaus in seiner Gesamtheit mit all seinen Chargen und Arrestanten verblieb nach wie vor unter der Leitung eines Kommandanten als obersten Befehlshabers. Dies war alles, was vor sich gegangen war. Es versteht sich, daß die Sträflinge sich anfangs sehr aufregten, viel schwatzten, Mutmaßungen anstellten und die neuen Vorgesetzten kritisierten; doch als sie sahen, daß im wesentlichen alles beim alten blieb, beruhigten sie sich bald, und das Leben nahm seinen früheren Gang. Die Hauptsache war jedoch, daß alle vom früheren Major befreit worden waren; alles erholte sich gewissermaßen und richtete sich wieder auf. Es verschwand das eingeschüchterte Wesen; jeder wußte jetzt, daß

er im Falle der Not sich mit seinen Vorgesetzten verständigen könne, daß ein Unschuldiger jetzt nur noch irrtümlicherweise an Stelle eines Schuldigen bestraft werden würde. Selbst Branntwein wurde bei uns ganz unter den nämlichen Bedingungen wie früher verkauft, unbeschadet dessen, daß jetzt an Stelle der ehemaligen Invaliden Unteroffiziere getreten waren. Diese Unteroffiziere erwiesen sich meistenteils als anständige und einsichtige Leute, die ihre Stellung begriffen. Einige von ihnen zeigten allerdings zu Anfang Neigung, sich aufzuspielen, und hatten gedacht, natürlich unerfahrener Weise, mit den Sträflingen wie mit Soldaten umgehen zu können. Doch bald hatten auch sie begriffen, um was es sich handle. Anderen, die es allzu lange nicht begreifen wollten, machten die Sträflinge selbst den Kern der Sache klar. Es kamen zuweilen recht scharfe Reibereien vor. So beschwatzte man beispielsweise einen Unteroffizier, machte ihn betrunken und setzte ihm dann später — natürlich auf eigene Weise — auseinander, daß er doch zusammen mit den Sträflingen getrunken habe, woraus folge, daß . . . Es endete damit, daß die Unteroffiziere ruhig zusahen, oder richtiger, sich bemühten, nicht zu sehen, wie man Branntwein einschmuggelte und verkaufte. Ja noch mehr: wie früher die Invaliden begaben sie sich auf den Basar und brachten den Arrestanten Kringel, Rindfleisch und alles übrige, d. h. was sie unbeanstandet übernehmen durften, mit. Aus welchem Grunde diese Veränderung vorgenommen, aus welchem Grunde die Arrestantenkompanie errichtet wurde, weiß ich nicht. Es geschah dies während der letzten Jahre meiner Strafzeit. Doch zwei Jahre war es mir noch beschieden, unter dieser neuen Verwaltung zu leben . . . .

Soll ich all dieses Leben, alle meine Jahre im Zwangssträflingshause aufzeichnen? Ich denke nicht. Wollte ich der Reihe nach und ordnungsgemäß alles berichten, was sich ereignete, was ich gesehen und durchgemacht habe in diesen Jahren, könnte ich noch drei- oder viermal so viel Kapitel niederschreiben, als wie ich bereits niedergeschrieben habe. Doch eine solche Schilderung würde sich letzten Endes doch zu einförmig gestalten. Alle Ereignisse kämen zu sehr auf einen und denselben Ton heraus, insbesondere da der Leser der bereits niedergeschriebenen

Kapitel sich einen einigermaßen ausreichenden Begriff vom Leben der Zwangssträflinge zweiter Kategorie schon hat bilden können. Ich wollte unser gesamtes Zwangssträflingshaus und alles, was ich in diesen Jahren durchlebt habe, in einem anschaulichen, klaren Gemälde darstellen. Ob ich dieses Ziel erreicht habe, weiß ich nicht. Ein Urteil darüber steht mir auch gar nicht zu. Doch ich bin überzeugt davon, daß ich hier einen Schlußstrich machen könnte. Überdies hat mich selbst schon zuweilen Langeweile bei diesen Erinnerungen ergriffen. Auch könnte ich mich kaum aller Einzelheiten erinnern. Die weiteren Jahre haben sich in meinem Gedächtnis gleichsam verwischt. Viele Umstände habe ich (ich bin überzeugt davon) bereits ganz vergessen. Ich erinnere mich beispielsweise daran, daß alle diese Jahre, die ja eins dem andern so ähnlich gewesen sind, in träger Langeweile verstrichen. Ich erinnere mich, daß alle diese langen, von Langeweile erfüllten Tage so einförmig waren, wie wenn nach dem Regen Wasser in Tropfen vom Dach niederrieselt. Ich erinnere mich, daß einzig und allein der leidenschaftliche Wunsch einer Auferstehung, einer Erneuerung, eines neuen Lebens mir Kraft gegeben hat, zu warten und zu hoffen. Und ich habe zuletzt auch diese Kraft gefunden: ich wartete, ich überrechnete jeden Tag, und obgleich ihrer noch tausend vor mir lagen, strich ich den einzelnen mit Wonne ab, durchlebte ihn, trug ihn zu Grabe und freute mich beim Anbruch des nächsten, daß nun nicht mehr tausend Tage blieben, sondern nur neunhundertneunundneunzig. Ich erinnere mich, daß ich all die Zeit hindurch, ungeachtet der Hunderte von Schicksalsgenossen, in furchtbarer Einsamkeit gelebt und zuletzt diese Einsamkeit liebgewonnen habe. Geistig einsam, überschaute ich mein ganzes, verflossenes Leben, durchforschte alles bis in die kleinsten Einzelheiten hinein, dachte mich in meine Vergangenheit zurück, saß über mich selbst unerbittlich und streng zu Gericht und segnete sogar in so mancher Stunde das Schicksal dafür, daß es mir diese Einsamkeit beschert hatte, ohne die dieses Gericht über mich selbst, die strenge Durchprüfung meines früheren Lebens nicht möglich gewesen wären. Und von welchen Hoffnungen geschwellt, hat mein Herz damals doch geschlagen! Ich dachte, ich entschied bei mir, ich schwur mir zu, daß es in meinem künftigen Leben weder die

Irrtümer noch die Fehltritte geben werde, die früher gewesen waren. Ich machte mir ein Programm für die ganze Zukunft fertig und beschloß, ihm streng zu folgen. Es entstand in mir der blinde Glaube daran, daß ich dies alles erfüllen würde, erfüllen könne ... Ich erwartete die Freiheit, ich rief sie schneller herbei; ich wollte mich von neuem erproben in neuem Kampf. Zuzeiten war ich von krampfhafter Ungeduld ergriffen ... Doch die Erinnerung an meine damalige Gemütsstimmung tut mir jetzt weh. Gewiß, alles dies geht mich ganz allein an ... Doch deswegen habe ich dies eben niedergeschrieben, was, wie mich dünkt, jeder begreifen wird, weil mit ihm das Gleiche geschehen muß, falls er auf eine begrenzte Zeitdauer in der Blüte seiner Jahre und seiner Kraft ins Gefängnis kommen sollte.

Doch was soll davon geredet werden! ... Lieber erzähle ich noch irgendetwas, um keinen allzu schroffen Schluß zu machen.

Es fiel mir ein, daß jemand fragen könnte, ob es denn niemandem möglich gewesen sei zu entfliehen, und ob niemand in all diesen Jahren bei uns geflohen sei? Ich sagte bereits, daß der Sträfling, der zwei oder drei Jahre im Gefängnis gelebt hat, diese Jahre zu schätzen beginnt und unwillkürlich zum Schluß gelangt, daß es am besten sei, auch die übrigen Jahre ohne Widerwärtigkeiten und Gefahren im Gefängnis hinzubringen und endlich auf gesetzlichem Wege in die Ansiedlung zu gehen. Doch eine solche Berechnung geht nur in den Kopf eines Sträflings hinein, der nicht auf lange Dauer verschickt ist. Der zu einer langjährigen Strafe Verurteilte wäre schon zu einem Wagnis, wie die Flucht eines ist, bereit ... Doch bei uns war lange Zeit nichts dergleichen geschehen. Ich weiß nicht, ob die Leute zu feige waren, ob die Bewachung eine besonders strenge, militärische war, oder ob zuletzt die Lage unsrer Stadt (offene Steppe) in vielem sich als ungünstig für die Flucht erwies. Das ist schwer zu sagen. Ich denke, alle diese Gründe werden da gleicherweise mitgewirkt haben. Es war in der Tat etwas schwierig, von uns zu fliehen. Ein Fall ist aber doch während meiner Zeit vorgekommen: zwei Sträf-

linge, und zwar zwei der schwersten Verbrecher, haben das Wagnis unternommen . . . .

Nach der Entlassung des Majors war A. (der Sträfling, der ihm als Auskundschafter des Zwangssträflingshauses gedient hatte) völlig allein und ohne Gönner. Er war noch ein sehr junger Mensch, doch sein Charakter festigte sich und bildete sich mit den Jahren aus. Im allgemeinen war er verwegen, entschlossen und sogar sehr aufgeweckt. Wenn er weiterhin spioniert und auf allerlei krummen Wegen sich Vorteile verschafft hätte, sofern man ihm Gelegenheit dazu gegeben hätte, so würde er jetzt nicht mehr so dumm und unüberlegt sich haben erwischen lassen wie früher, da er seine Dummheit mit der Verbannung büßen mußte. Er soll sich bei uns auch im Verfertigen von falschen Pässen geübt haben, was ich übrigens nicht bestimmt behaupten möchte. Ich habe es von unseren Sträflingen gehört. Man sprach davon, er habe in dieser Art schon gearbeitet, als er noch zum Platzmajor in die Küche ging; natürlich hat er sich auf diese Weise gute Einnahmen verschafft. Er hätte, mit einem Wort, alles wagen können, um eine Wendung seines Schicksals herbeizuführen. Ich hatte einmal Gelegenheit, einen Blick in seine Seele zu tun: sein Zynismus streifte an empörende Frechheit, an eisigen Hohn, und erregte unüberwindlichen Ekel vor ihm. Mir schien es, daß, falls er nur ein kleines Maß Branntwein hätte trinken wollen und dieses nur durch die Ermordung eines Menschen zu erlangen gewesen wäre, er einen solchen Mord unfehlbar vollbracht haben würde, unter der Voraussetzung natürlich, daß es insgeheim geschehen könnte, so daß niemand davon erführe. Im Zwangssträflingshause hatte er Berechnung gelernt. Auf diesen Menschen nun lenkte der Arrestant der „besonderen Abteilung" Kulikow seine Aufmerksamkeit.

Ich habe bereits von Kulikow gesprochen. Er war nicht mehr jung, doch leidenschaftlich, zählebig, stark, ein Mensch von außerordentlichen und verschiedenartigen Fähigkeiten. Es war Kraft in ihm, und er hatte das Bedürfnis, noch zu leben; solche Menschen haben bis ins hohe Alter hinein das Bedürfnis, immer noch zu leben. Und wenn ich mich darüber hätte wundern sollen, daß niemand bei uns entfloh, so hätte ich mich zu allererst

darüber wundern müssen, daß Kulikow es nicht tat. Doch er entschloß sich noch dazu. Wer von den beiden auf den andern größeren Einfluß hatte — A. auf Kulikow, oder Kulikow auf A., weiß ich nicht. Doch beide waren sie einander wert und paßten zusammen für ihr Vorhaben. Sie befreundeten sich miteinander. Kulikow rechnete offenbar darauf, daß A. die Pässe anfertigen werde. A. war Edelmann, gehörte zur guten Gesellschaft; dies verhieß einige Abwechslung bei den künftigen Abenteuern, wenn man sich nur erst bis nach Rußland durchgeschlagen hatte. Wer weiß, wie sie sich besprochen hatten und welcherlei Hoffnungen sie hegten; bestimmt aber gingen ihre Hoffnungen über die gewöhnlichen Schliche des Vagabundentums hinaus. Kulikow war von Natur ein Schauspieler, er konnte sich viele und mannigfaltige Rollen im Leben aussuchen; er konnte auf vieles hoffen, zum mindestens auf Abwechslung. Solche Menschen konnten auch nur im Zuchthaus herangezüchtet werden. Sie verabredeten sich zu fliehen.

Doch ohne den Begleitsoldaten zu entfliehen, war unmöglich; es mußte also dieser mit zur Flucht beredet werden. In einem der in der Festung stehenden Bataillone diente ein Pole, ein schon älterer, energischer, kühner und ernster Mensch, der vielleicht eines besseren Geschicks würdig gewesen wäre. Schon in der Jugend war er, kaum in den Dienst nach Sibirien gekommen, infolge tiefen Heimwehs fahnenflüchtig geworden. Man hatte ihn wieder eingefangen, bestraft und zwei Jahre in der Arrestantenkompanie gehalten. Als er wieder unter die Soldaten gesteckt wurde, hatte er sich besonnen und eifrig und pflichtgetreu gedient. Zur Auszeichnung wurde er zum Gefreiten gemacht. Er war ein ehrgeiziger, selbstbewußter und seinen Wert kennender Mensch. Er schaute drein und sprach wie einer, der sich seines eigenen Wertes bewußt ist. Ich hatte ihn in diesen Jahren mehrfach unter unsern Begleitsoldaten angetroffen. Auch die Polen hatten mir dies und jenes von ihm erzählt. Es kam mir vor, als hätte sich das frühere Heimweh bei ihm in Haß, verborgenen, dumpfen, immerwährenden Haß verwandelt. Dieser Mensch war zu allem bereit, und Kulikow irrte nicht, wenn er ihn als Genossen auswählte. Sein Name war Koller. Sie verabredeten sich und setzten den Tag der Flucht fest. Es

24*

war im Juni, und das Wetter heiß. Das Klima in dieser Stadt ist ziemlich unveränderlich; im Sommer herrscht eine beständige, heiße Witterung, was dem Landstreicher sehr zupasse kommt. Natürlich konnten sie keinesfalls direkt von Ort und Stelle, von der Festung aus, die Flucht einleiten: die Stadt liegt auf freiem Felde, ist also von allen Seiten offen. Ringsum auf ziemlich weite Entfernung gibt es keinen Wald. Man mußte sich mithin nach Art der Stadtbewohner umkleiden, wozu es vor allem notwendig war, sich in die Vorstadt durchzuschleichen, woselbst Kulikow schon seit langem ein geheimes Versteck hatte. Ich weiß nicht, ob ihre guten Freunde in der Vorstadt in ihr Geheimnis ganz eingeweiht waren. Es war anzunehmen, obgleich es später, bei der Untersuchung, nicht völlig aufgeklärt wurde. In jenem Jahre hatte in einem Winkel der Vorstadt ein junges, sehr hübsches Frauenzimmer mit dem Beinamen Wanjka-Tanjka eben erst ihr Quartier aufgeschlagen; sie berechtigte zu großen Hoffnungen, die sie später zum Teil erfüllt hat. Man hieß sie auch „das Feuer". Es scheint, daß sie ebenfalls an der Geschichte nicht unbeteiligt gewesen ist. Kulikow hatte schon ein ganzes Jahr lang seine Einkünfte bei ihr gelassen. Unsre Helden marschierten am Morgen zur Arbeit ab. Sie hatten es geschickt so einzurichten verstanden, daß man sie mit dem Sträfling Schilkin, einem Ofensetzer und Stuckarbeiter, abkommandierte, die leerstehenden Bataillonskasernen, aus denen die Soldaten schon lange fort ins Lager gezogen waren, mit Stuck zu versehen. A. und Kulikow wurden Schilkin als Handlanger beigegeben. Koller gesellte sich als Begleitsoldat zu ihnen; da aber für die Sträflinge zwei Begleitsoldaten erforderlich waren, so vertraute man Koller als Altgedientem gerne den jungen Rekruten zur Unterweisung und Einführung in den Wachdienst an. Unsere Flüchtlinge mußten einen mächtigen Einfluß auf Koller erlangt haben: er muß ihnen vertraut haben, wenn er nach vieljährigem und in den letzten Jahren erfolgreichem Dienst als kluger, solider und berechnender Mensch sich entschlossen hatte, mit ihnen zu gehen.

Sie kamen zu den Kasernen. Es war um sechs Uhr morgens. Außer ihnen war keine Menschenseele da. Nachdem sie eine Stunde gearbeitet hatten, sagten Kulikow und A. zu

Schilkin, daß sie in die Werkstätte gehen müßten, erstens, um jemand zu treffen, und zweitens, um irgendein Werkzeug zu holen, das ihnen fehle. Mit Schilkin mußte die Sache schlau angefaßt werden, d. h. möglichst natürlich. Er war Moskowiter, Ofensetzer von Beruf, Moskauer Kleinbürger, ein schlauer, hinterlistiger, kluger und wortkarger Mensch. Er sah schwächlich und kränklich aus und hätte wohl ewig, nach Moskauer Art, in Weste und Schlafrock herumgehen sollen; doch das Schicksal hatte es anders kommen lassen, und nach langen Irrfahrten saß er bei uns auf Lebenszeit in der „besonderen Abteilung" fest, d. h. in der Kategorie der allerschwersten Militärverbrecher. Womit er diese Strafe verdient hatte, kann ich nicht sagen; doch war bei ihm nie eine besondere Unzufriedenheit zu bemerken. Er führte sich still und ruhig auf; allerdings betrank er sich zuweilen wie ein Schuster, doch benahm er sich auch dann noch manierlich. Eingeweiht war er natürlich nicht, doch hatte er scharfe Augen. Es versteht sich von selbst, daß Kulikow ihm zuflüsterte, sie gingen auch nach dem Branntwein, der bereits vom gestrigen Tage an in der Werkstatt bereitgelegt sei. Da sagte Schilkin nicht nein, er ließ sie gehen, ohne den geringsten Verdacht zu schöpfen. Er blieb mit dem jungen Rekruten zurück, während A. und Kulikow sich in die Vorstadt begaben.

Es verging eine halbe Stunde; die Abwesenden kamen nicht wieder. Schilkin wurde von einem plötzlichen Argwohn ergriffen und begann über die Sache nachzudenken. Er rief sich folgendes ins Gedächtnis zurück: Kulikow war so eigen gestimmt gewesen; A. hatte zweimal mit ihm geflüstert, zum mindesten hatte Kulikow ihm zweimal zugeblinzelt — er, Schilkin, hatte es gesehen. Jetzt entsann er sich genau dessen. An Koller war ihm ebenfalls irgendetwas aufgefallen: jedenfalls hatte er, als er mit ihnen fortging, dem Rekruten einen Vortrag gehalten, wie er sich während seiner Abwesenheit zu verhalten habe; und dies war doch nicht ganz natürlich gewesen, zum mindesten nicht bei Koller. Mit einem Wort, je genauer Schilkin sich jetzt auf alles besann, um so argwöhnischer wurde er. Unterdessen verstrich die Zeit, sie kehrten nicht zurück, und seine Unruhe stieg aufs höchste. Er begriff sehr gut, wie-

viel für ihn bei der Sache auf dem Spiele stand: auf ihn konnte sich der Verdacht der Vorgesetzten lenken. Man konnte denken, daß er die Kameraden wissentlich habe gehen lassen, in gegenseitigem Einverständnis, und wenn er nun noch länger zögerte, das Verschwinden Kulikows und seines Genossen zu melden, so würde der Verdacht gegen ihn nur immer mehr an Wahrscheinlichkeit gewinnen. Es war keine Zeit mehr zu verlieren. Jetzt fiel ihm auch ein, daß Kulikow mit A. in letzter Zeit besonders vertraulich verkehrt hatte, daß beide häufig miteinander geflüstert hatten und außerhalb der Hörweite aller hinter den Kasernen auf- und abgegangen waren. Es fiel ihm ein, daß er schon damals mißtrauisch geworden war . . . Forschend blickte er auf seinen Begleitsoldaten; der hielt Maulaffen feil und putzte sich, auf sein Gewehr gestützt, in der unschuldigsten Weise mit den Fingern die Nase, so daß Schilkin es gar nicht für der Mühe wert hielt, ihn in seine Gedanken einzuweihen. Er sagte ihm einfach und bündig, daß er ihm in die Ingenieurwerkstatt folgen möge. In der Werkstatt mußte gefragt werden, ob sie da gewesen seien. Doch es stellte sich heraus, daß kein Mensch sie dort erblickt hatte. Alle Zweifel Schilkins waren nun zerstreut. Er sagte sich: wenn sie, bloß um zu trinken und sich zu erlustigen, in die Vorstadt gegangen wären, was Kulikow bisweilen tat, so würden sie es ihm sicherlich von vornherein gesagt haben, weil es sich nicht gelohnt hätte, es zu verheimlichen . . . Schilkin ließ die Arbeit sein und begab sich, ohne in die Kaserne zu gehen, geradeswegs ins Zwangssträflingshaus.

Es war bereits neun Uhr geworden, als er zum Feldwebel kam und ihm die Geschichte meldete. Der Feldwebel erschrak heftig und wollte es zuerst gar nicht glauben. Es war selbstverständlich, daß Schilkin ihm dies alles auch nur in Form einer Vermutung, eines bloßen Verdachts mitteilte. Der Feldwebel stürzte geradeswegs zum Major, der Major unverzüglich zum Kommandanten. Nach einer Viertelstunde waren bereits alle notwendigen Maßregeln ergriffen. Man stattete dem Generalgouverneur selbst Bericht ab. Es handelte sich um schwere Verbrecher, und ihretwegen konnte es einen tüchtigen Rüffel aus Petersburg geben. A. wurde, ob mit Recht oder Unrecht, zu den politischen Verbrechern gezählt; Kulikow

gehörte zur „besonderen Abteilung“ war also ein Erzverbrecher, und noch dazu ein militärischer. Es war bisher noch nie vorgekommen, daß aus der „besonderen Abteilung“ einer entflohen war. Man erinnerte sich nun auch, daß nach dem Gesetz zu jedem Sträfling der „besonderen Abteilung“ bei der Arbeit zwei Begleitsoldaten zu stellen waren, oder zum mindesten einer. Diese Vorschrift war hier nicht eingehalten worden; es lag hier also eine unangenehme Sache vor. Nach sämtlichen Landgemeinden, sämtlichen umliegenden Flecken wurden Eilboten abgesandt, um die Flucht bekanntzugeben und überall die besonderen Kennzeichen der Geflüchteten zu hinterlassen. Kosaken wurden zur Verfolgung und zum Einfangen der Flüchtigen ausgesandt: man schickte Schreiben in alle Nachbarkreise und Gouvernements . . . Mit einem Wort, man hatte große Angst bekommen.

Unterdessen setzte bei uns im Zwangsträflingshause eine Aufregung anderer Art ein. Die Sträflinge erfuhren, wie sie gruppenweise von der Arbeit kamen, sogleich, was los sei. Die Nachricht war bereits zu allen gedrungen; alle hatten sie mit einer ungewöhnlichen, heimlichen Freude vernommen. Aller Herzen erbebten gleichsam . . . Abgesehen davon, daß dieser Fall das eintönige Leben des Zwangssträflingshauses unterbrach und sozusagen einen Ameisenhaufen aufrührte, fand die Flucht, und noch dazu eine solche Flucht, einen vertrauten Widerhall in allen Gemütern und brachte darin längst vergessene Saiten zum Mitschwingen. Etwas wie Hoffnung, Wagemut, wie die Möglichkeit einer Veränderung des Geschickes regte sich in aller Herzen. „Da sind doch Menschen geflohen: also warum nicht . . .?“ Und jeder bekam bei diesem Gedanken Mut und schaute die anderen herausfordernd an. Zum mindesten wurden alle plötzlich von Stolz erfüllt und begannen auf die Unteroffiziere mit Geringschätzung herabzusehen. Natürlich erschienen sofort sämtliche Vorgesetzten im Zwangssträflingshause. Der Kommandant selbst kam angefahren. Unsre Sträflinge hatten Mut bekommen und schauten kühn, ja sogar etwas verächtlich und mit einer gewissen, wortlosen, strengen Wohlanständigkeit drein, als wollten sie sagen: „Seht nur, wir können schon etwas zustande bringen.“ Es versteht sich

25*

von selbst, daß man einen allgemeinen Besuch der Vorgesetzten bei uns vorausgesehen hatte. Man hatte auch vorausgesehen, daß auf jeden Fall Durchsuchungen vorgenommen würden, und hatte rechtzeitig alles versteckt. Man wußte, daß die Vorgesetzten in solchen Fällen stets auf den Kopf gefallen sind. So kam es denn auch; es gab einen großen Wirrwarr, alles wurde durchwühlt, alles durchsucht und natürlich — nichts gefunden. Zur Nachmittagsarbeit wurden die Sträflinge unter verstärkter Bewachung ausgeschickt. Am Abend erschienen die Wachen alle Augenblicke im Zwangssträflingshause; man überzählte die Leute einmal mehr als gewöhnlich, wobei man sich zweimal mehr als gewöhnlich verzählte. Dies hatte neue Unruhe im Gefolge: man trieb alle auf den Hof hinaus und zählte von neuem. Später wurde dann nochmals gezählt, und zwar in den Kasernen . . . Mit einem Wort, es gab viel Sorge und Unruhe.

Doch die Sträflinge achteten wenig darauf. Sie blickten alle außerordentlich frei drein, und, wie es in solchen Fällen stets zu sein pflegt, benahmen sie sich an diesem Abend ungewöhnlich gesittet, als sollte damit angdeutet werden: „Ein Grund, uns etwas vorzuwerfen, liegt nicht vor." Natürlich hatten die Vorgesetzten den Verdacht, daß Mitwisser des Fluchtversuches im Zwangssträflingshause zurückgeblieben sein könnten, und befahlen deshalb, die Sträflinge zu beobachten und auszuhorchen. Doch diese lachten nur: „Ist die Sache denn derartig, daß Mitwisser zurückbleiben dürften? So etwas wird doch ganz insgeheim eingefädelt. Ist denn Kulikow oder ist A. etwa so dumm, die Spuren einer solchen Sache nicht sorgfältig zu verwischen? Die Sache ist meisterhaft, mit feinen Stichen genäht . . ." und was der Äußerungen noch mehr waren. Mit einem Wort, Kulikow und A. nahmen zu an Ruhm; wir waren stolz auf sie, wir fühlten, daß ihre Heldentat bis zu den fernsten Nachkommen der Sträflinge dringen, das Zwangssträflingshaus überdauern werde.

„Meister und Muster sind sie!" sagten die einen.

„Da hat man gedacht, eine Flucht komme bei uns nicht vor! Und seht, sie sind geflohen!" fügten andere hinzu.

„Sie sind geflohen!“ äußerte sich ein dritter, indem er sich mit einem gewissen Machtgefühl im Kreise umschaute. „Und wer ist geflohen! Deinesgleichen sind sie nicht!“

Zu einer anderen Zeit würde der Sträfling, auf den sich diese Worte bezogen, unbedingt auf die Herausforderung geantwortet und seine Ehre verteidigt haben. Doch jetzt schwieg er bescheiden. „Wirklich, alle sind nicht so wie Kulikow und A. Zeige dich selbst mal zuerst . . .“

„Und in der Tat, zu welchem Zweck leben wir hier, Brüder?“ unterbricht ein vierter, der mit aufgestützter Wange ruhig am Küchenfenster sitzt, das Schweigen. Er spricht in etwas singendem Ton, der aus einem gleichsam abgeflauten, doch innerlich selbstzufriedenen Gefühl kommt. „Was sollen wir hier? Als Lebende sind wir keine Menschen, als Gestorbene keine Leichen. Ach ja!“

„Eine Tat ist kein Schuh, den man vom Fuß streift. Was soll das Ach ja?“

„Nun, Kulikow hat's aber doch . . .“ mischt sich ein Heißsporn, ein noch junger Gelbschnabel, ein.

„Kulikow!“ fällt gleich ein andrer ein, den Gelbschnabel verächtlich von oben herab ansehend. „Kulikow!“

„Das soll wohl heißen: gibt es etwa viele solcher Kulikows?“

„Nun, aber auch A., Brüder, ist ein Teufelskerl, ein wahrer Teufelskerl!“

„Und was für einer! Der wendet auch Kulikow zwischen den Fingern um!“

„Wie weit mögen sie jetzt wohl schon sein, Brüder? Es wäre doch schön, wenn man das wüßte.“

Und sogleich begann man die Fragen zu erörtern, ob sie wohl schon weit gekommen seien, nach welcher Seite sie sich gewandt haben mochten, welcher Weg für sie der beste wäre, welche Landgemeinde am nächsten liege? Es fanden sich Leute, die die Gegend kannten. Man hörte sie mit Interesse sich äußern. Man sprach von den Bewohnern der Nachbardörfer und kam zum Schluß, daß das ein mißgünstiges Volk sei; da würde man den Sträflingen nicht helfen, sondern sie festnehmen und ausliefern.

„Ein böser Bauernschlag lebt da, Brüder. Oh, was für ein böser Schlag das ist!"

„Ein verfluchtes Bauernvolk ist es!"

„Der Sibirier ist scharf. Komm ihm nicht zwischen die Finger! Er macht dich tot."

„Unsere aber . . ."

„Natürlich. Da kommt's drauf an: auch die Unseren verstehen keinen Spaß."

„Nun, wenn wir nicht früher sterben sollten, werden wir von ihnen schon noch hören."

„Was glaubst du wohl? Wird man sie kriegen?"

„Ich glaube, nie im Leben wird man sie kriegen!" bemerkt ein anderer, einer von den Hitzigen, mit der Faust auf den Tisch schlagend.

„Hm. Man wird abwarten müssen, wie es ausläuft."

„Ich, Brüder, denke so," mischt sich Skuratow ins Gespräch. „Wenn ich ein Landstreicher wäre, würde man mich nie im Leben erwischen."

„Jawohl, gerade dich nicht!"

Man fängt an zu lachen. Andere tun, als wollten sie nichts davon hören. Doch Skuratow ist schon im Zuge.

„Nie im Leben würde man mich fangen," wiederholt er mit Energie. „Ich denke dies oft bei mir, Brüder. Und selbst wundere ich mich dabei über mich. Und müßte ich durch ein Ritzchen kriechen, aber erwischen würde man mich nicht."

„Habe nur keine Angst, wenn du verhungertest, würdest du schon zum Bauer um Brot betteln gehen."

Alles ringum lacht.

„Um Brot betteln? Lüge!"

„Was schwatzest du denn? Du hast ja zusammen mit dem Onkel Wasja den Rindertod*) umgebracht. Darum seid ihr hier."

Das Gelächter wird stärker. Die Ernsthaften blicken mit noch größerem Unwillen drein.

---

*) D. h. sie haben einen Bauer oder ein Weib ermordet, im Glauben er oder sie hätten mit Hilfe des Windes das Vieh behext, so daß es krepieren muß. Bei uns befand sich ein solcher Mörder.

„Lüge!" schreit Skuratow. „Das hat Mikitka über mich zusammengelogen, und nicht einmal über mich, sondern über Wasja. Mich aber hat man nur so mit hinein verwickelt. Ich bin Moskowiter und von klein auf in der Landstreicherei erprobt. Als mich der Küster beim Lesenlernen am Ohr zog und mir befahl, zu wiederholen: ‚Erbarme dich meiner, Gott, nach deiner großen Güte' usw., da sprach ich ihm nach: ‚Führe mich zur Polizei nach deiner großen Güte' usw. So habe ich schon seit meiner frühesten Kindheit zu handeln angefangen."

Alle lachten wieder. Doch Skuratow hatte das nur gewollt. Er konnte nicht umhin, Narrenspossen zu treiben. Man ließ von ihm ab und wandte sich wieder ernsten Gesprächen zu. Ihr Urteil gaben meist die Alten und die Sachkenner ab. Die jüngeren und schüchternen Leute freuten sich nur, sie ansehend, und streckten horchend die Köpfe vor. In der Küche hatte sich ein großer Haufe versammelt. Natürlich waren keine Unteroffiziere dabei; in ihrem Beisein hätte man auch nicht alles erörtert. Unter denen, die sich ganz besonders freuten, bemerkte ich einen Tataren, Mametka mit Namen, eine hochgewachsene, äußerst komische Erscheinung, mit stark hervorstehenden Backenknochen. Er sprach fast gar nicht russisch und verstand so gut wie gar nichts davon, was die anderen sagten, streckte aber doch auch seinen Kopf aus dem Haufen hervor und hörte zu, hörte mit Wonne zu.

„Nun, Mametka, ist's schön?" wendet sich der von niemand mehr beachtete Skuratow aus Langeweile an ihn.

„Schön ist's, schön!" murmelt Mametka, Skuratow mit seinem komischen Schädel lebhaft zunickend. „Schön, schön!"

„Man wird sie nicht fangen? Nein?"

„Nein, nein!" nickt Mametka noch eifriger, mit den Händen gestikulierend.

„Das glaubst du also? Was?"

„Ja, ja. Schön ist's," nickt Mametka abermals.

„Nun also!"

Und Skuratow gab ihm einen Schlag auf die Mütze und schlug sie ihm ins Gesicht hinein, worauf er außerordentlich befriedigt die Küche verließ, Mametka ein wenig erstaunt zurücklassend.

Eine ganze Woche lang herrschte eine strengere Zucht im Zwangssträflingshause, und die Verfolgung und die Nachforschungen dauerten in der Umgegend in verstärktem Maßstabe an. Ich weiß nicht, auf welchem Wege dies geschah, doch die Sträflinge erhielten sofort aufs genaueste alle Meldungen über die Maßregeln der Vorgesetzten außerhalb des Zwangssträflingshauses. Während der ersten Tage lauteten alle Nachrichten für die Flüchtigen günstig: es war von ihnen weder etwas zu sehen, noch zu hören; sie waren wie vom Erdboden verschwunden. Die Unseren lachten nur. Jede Besorgnis wegen ihres Schicksals verschwand allmählich. „Nichts wird man finden, niemand wird sie erwischen," hieß es bei uns mit Genugtuung.

„Nichts dergleichen wird es geben."

„Leben Sie wohl, machen Sie mir nicht bange, bald komme ich selbst wieder!"

Man wußte bei uns, daß sämtliche umwohnenden Bauern auf die Beine gebracht worden waren, daß man alle verdächtigen Gegenden, alle Wälder und Schluchten bewachte.

„Unsinn!" meinten unsere Sträflinge lachend. „Sie haben sicherlich einen Menschen, bei dem sie jetzt leben."

„Unbedingt haben sie jemand!" bestätigten andere. „Sie sind nicht so dumm; alles haben sie vorher vrbereitet."

Man ging in solchen Annahmen noch weiter, indem man meinte, die Flüchtigen könnten sehr wohl noch in der Vorstadt sitzen, irgendwo in einem Keller leben, so lange, bis die Unruhe vorüber und das Haar wieder gewachsen sein würde. Ein halbes Jahr würden sie so leben und sich alsdann auf den Weg machen . . .

Mit einem Wort, alle befanden sich sogar in einer gewissen romantischen Stimmung. Da plötzlich, etwa acht Tage nach der Flucht, verbreitete sich das Gerücht, daß man ihre Spur entdeckt habe. Selbstverständlich wurde das törichte Gerücht mit Verachtung zurückgewiesen. Doch am selben Abend bestätigte es sich. Die Sträflinge begannen sich zu beunruhigen. Am anderen Tage, am Morgen, hieß es in der Stadt, daß sie bereits dingfest gemacht seien und eingebracht würden. Am Nachmittag erfuhr man weitere Einzelheiten: man hatte

sie in einer Entfernung von siebzig Werst in einem Dorf ergriffen. Endlich kam eine zuverlässige Nachricht. Der Feldwebel, der vom Major kam, erklärte bestimmt, daß man sie am Abend bringen werde, geradeswegs in das Wachthaus des Gefängnisses. Da konnte schon nicht mehr gezweifelt werden. Der Eindruck, den diese Nachricht auf die Sträflinge machte, läßt sich nur schwer schildern. Anfangs war es, als ärgerten sich alle, doch bald darauf waren sie ganz niedergedrückt. Dann aber trat so etwas wie Galgenhumor zutage. Man begann zu lachen, doch schon nicht mehr über die Verfolger, sondern über die Eingefangenen. Zuerst waren es nur wenige, die lachten, dann aber fast alle, einige Ernste und Charakterfeste ausgenommen, die unabhängig dachten und sich durch Spöttereien nicht beirren ließen. Sie sahen mit Verachtung auf die leichtsinnige Menge und schwiegen still.

Mit einem Wort, in dem Maße, wie man früher Kulikow und A. verherrlicht hatte, zog man sie jetzt herab, als ob sie die anderen förmlich beleidigt hätten. Man erzählte mit verächtlicher Miene, daß sie sehr hungrig gewesen seien, daß sie den Hunger nicht hätten ertragen können und ins Dorf gegangen seien, um Brot von den Bauern zu erbetteln. Dies bedeutete für den Landstreicher schon den letzten Grad der Erniedrigung. Übrigens waren diese Erzählungen nicht richtig. Die Flüchtigen waren entdeckt worden, als sie sich im Walde versteckt hatten. Dann war der Wald von allen Seiten mit aufgebotenen Leuten umzingelt worden. Als die Verfolgten gesehen hatten, daß ihnen keine Rettung mehr blieb, hatten sie sich selbst ergeben. Es war ihnen eben nichts anderes mehr übriggeblieben.

Doch als sie gegen Abend, an Händen und Füßen gebunden und in Begleitung von Landjägern, wirklich gebracht wurden, strömten alle hinaus an den Zaun, um zu sehen, was mit ihnen geschehen werde. Natürlich sah man nichts als nur die Majors- und Kommandantenequipage beim Wachthause. Die Flüchtlinge wurden in die Geheimzelle gesetzt, mit Fesseln versehen und am folgenden Tage dem Gericht übergeben. Der Spott und die Verachtung der Sträflinge hörten bald von selbst auf. Man erfuhr nähere Einzelheiten, erfuhr, daß

ihnen nichts anderes mehr übriggeblieben war, als sich zu ergeben, und alle fingen nun an mit Anteilnahme den Gang des Prozesses zu verfolgen.

„Tausend Stück wird es wohl geben," meinten die einen.

„Wo denn tausend!" sagten andere. „Zu Tode wird man sie schlagen. A. dürfte tausend erhalten, doch den andern, den schlägt man zu Tode, weil er von der ‚besondern Abteilung' ist."

Doch man hatte falsch geraten. A. wurde zu fünfhundert Spießruten verurteilt; man zog seine frühere, befriedigende Führung in Betracht, sowie den Umstand, daß es sich um ein erstmaliges Vergehen handelte. Kulikow erhielt, wie ich glaube, anderthalbtausend. Man bestrafte sie recht milde. Als Leute mit Verstand hatten sie vor Gericht niemand mit in die Sache verwickelt, hatten klare, bestimmte Aussagen gemacht und erklärt, daß sie direkt von der Festung aus, ohne sich sonstwohin zu begeben, geflohen seien. Am meisten von allen tat mir Koller leid: er verlor alles, seine letzten Hoffnungen, erhielt mehr als die anderen, ich glaube, zweitausend Spießruten, und wurde als Sträfling irgendwohin anders übergeführt, nicht in unser Zwangssträflingshaus. A. wurde mit offenbarer Schonung bestraft; da hatten die Ärzte ihre Hand im Spiel. Doch er tat wichtig und sprach im Hospital ganz offen davon, daß er jetzt erst recht alles unternehmen, zu allem bereit sein und noch ganz andere Dinge tun werde. Kulikow benahm sich wie immer, d. h. solid, anständig, und tat, nach der Bestrafung ins Zwangssträflingshaus zurückgekehrt, als sei er nie aus ihm herausgekommen. Die Arrestanten aber sahen ihn jetzt mit anderen Augen an: ungeachtet dessen, daß Kulikow sich immer und überall mit Haltung zu geben verstand, hatten die Sträflinge im Innern aufgehört ihn zu achten. Sie begannen jetzt mit ihm mehr wie mit ihresgleichen umzugehen. Mit einem Wort, seit diesem Fluchtversuch hatte der Ruhm Kulikows viel an Glanz eingebüßt. Der Erfolg gilt soviel bei den Menschen . . .

10

Das Ende der Zwangsarbeit

Alles dies geschah bereits im letzten Jahr meines Sträflingslebens. Dieses letzte Jahr ist mir fast ebenso erinnerlich wie das erste, besonders die allerletzte Zeit im Zwangssträflingshause. Doch was soll ich von Einzelheiten reden? Ich entsinne mich nur noch, daß mir dieses Jahr, obgleich ich mich voller Ungeduld sehnte, meine Strafzeit schneller zu beendigen, leichter geworden ist als alle vorangegangenen Jahre der Verbannung. Erstens hatte ich unter den Sträflingen viele Freunde und gute Bekannte, die endlich zur Überzeugung gekommen waren, daß ich ein guter Mensch sei. Viele von ihnen waren mir ergeben und liebten mich aufrichtig. Der „Pionier" weinte fast, als er mich und meinen Kameraden hinausbegleitete; und als wir später, schon nach unserer Freilassung, noch einen ganzen Monat in dieser Stadt in einem Regierungsgebäude wohnten, besuchte er uns beinahe jeden Tag, nur um uns zu sehen. Es gab aber auch bis zuletzt rauhe und unfreundliche Persönlichkeiten, denen es offenbar schwerfiel, mir ein freundliches Wort zu sagen — Gott mag wissen, weshalb. Zwischen uns schien gewissermaßen eine Scheidewand zu bestehen.

In der letzten Zeit hatte ich überhaupt mehr Vergünstigungen als während der ganzen früheren Sträflingszeit. In der Stadt hatte ich unter den aktiven Militärpersonen Bekannte sogar alte Schulkameraden gefunden. Ich knüpfte abermals Beziehungen zu ihnen an. Mit ihrer Hilfe konnte ich mehr Geld haben, konnte in die Heimat schreiben, ja ich konnte sogar Bücher bekommen. Schon mehrere Jahre hatte ich kein einziges Buch mehr gelesen, und ich kann nur schwer den eigentümlichen, aufregenden Eindruck wiedergeben, den das erste, von mir im Zwangssträflingshause gelesene Buch bei mir hervorbrachte. Ich erinnere mich noch, daß ich am Abend, als die Kaserne abgeschlossen wurde, zu lesen begann und die ganze

Nacht hindurch bis zum Anbruch der Morgendämmerung las. Es war die Nummer einer Zeitschrift. Mir war, als sei eine Nachricht aus jener Welt zu mir geflogen gekommen; mein ganzes früheres Leben erstand hell und klar vor mir, und ich bemühte mich, an dem Gelesenen zu ergründen, ob ich weit hinter jenem Leben zurückgeblieben sei, ob man dort ohne mich viel erlebt und durchlebt habe, was die Menschen dort jetzt bewege, welcher Art Fragen sie jetzt interessierten? Ich hängte mich an jedes Wort, las zwischen den Zeilen, bemühte mich, einen verborgenen Sinn, Andeutungen auf Früheres zu entdecken. Ich suchte nach Spuren dessen, was früher, zu meiner Zeit, die Menschen bewegt hatte, und so traurig war es für mich jetzt, an den Tatsachen zu erkennen, bis zu welchem Grade ich fremd im neuen Leben und ein „abgeschnittenes Stück“ der Gesellschaft sei. Jetzt galt es, sich ans Neue zu gewöhnen, sich mit dem neuen Geschlecht bekannt zu machen. Besonders interessiert stürzte ich auf einen Artikel, unter dem der Name eines bekannten, mir ehedem nahestehenden Menschen stand ... Doch schon klangen auch neue Namen an: es waren neue Männer in der Öffentlichkeit aufgetaucht. Mit Begier beeilte ich mich, mit ihnen bekannt zu werden, und ärgerte mich darüber, daß ich so wenig Bücher in Aussicht habe, und daß es so schwer sei, an sie heranzukommen. Früher, beim ehemaligen Platzmajor, war es sogar gefährlich gewesen, Bücher ins Zwangssträflingshaus zu bringen. Im Fall einer Durchsuchung wäre man unfehlbar gefragt worden, woher die Bücher stammten, wo man sie hergenommen habe. Also müsse man Beziehungen haben ... Was hätte ich auf solche Fragen antworten können? Und deshalb hatte ich mich, da ich ohne Bücher lebte, unwillkürlich in mich selbst vertieft, hatte mir Fragen aufgegeben, mich bemüht, sie zu lösen, mich bisweilen mit ihnen gequält ... Doch all dies kann ja so gar nicht wiedergegeben werden! ...

Ich war im Winter ins Zwangssträflingshaus gekommen und mußte es also auch im Winter wieder verlassen, am selben Monatstage, an dem ich eingetreten war. Mit welcher Ungeduld harrte ich dem Winter entgegen, mit welcher Wonne sah ich am Ende des Sommers, wie die Blätter an den Bäumen welkten und das Gras in der Steppe gelb wurde. Dann war

der Sommer zu Ende, es heulte der Herbstwind, und nun begannen die ersten Schneeflocken zu fallen . . . Der Winter war endlich gekommen, der langerwartete. Mein Herz begann in manchen Augenblicken in großer Freiheitsahnung dumpf und heftig zu schlagen. Doch selstam: je mehr die Zeit vorrückte und je näher der Endtermin herankam, um so geduldiger wurde ich nach und nach. Während der letzten Tage wunderte ich mich über mich selbst und machte mir Vorwürfe, weil es mir schien, als sei ich vollkommen kaltblütig und gleichgültig geworden. Viele, mir in der Feierabendzeit auf dem Hof begegnende Sträflinge redeten mich an, beglückwünschten mich:

„Nun, Sie kehren ja schon sehr bald in die Freiheit zurück, Väterchen Alexander Petrowitsch; Sie lassen uns Arme ganz allein zurück."

„Und Sie, Martynow, ist Ihre Zeit nicht auch bald um?" fragte ich dagegen.

„Meine Zeit? Was soll man darüber reden! Noch sieben Jahre werde ich mich zu quälen haben . . ."

Er seufzt, bleibt stehen, blickt zerstreut drein, als schaue er in die Zukunft . . . Ja, viele haben mir aufrichtig und freudig Glück gewünscht. Es kam mir vor, als hätten alle angefangen mich höflicher zu behandeln. Offenbar sahen sie mich schon nicht mehr als ihresgleichen an; sie nahmen schon Abschied von mir. K., ein polnischer Edelmann, ein stiller, sanfter, junger Mensch, liebte gleich mir in der Feierabendzeit viel im Hof auf- und abzugehen. Er wollte durch frische Luft und Körperbewegung seine Gesundheit bewahren und den schädlichen Einfluß der atembeklemmenden Nächte in der Kaserne ausgleichen. „Ich sehe mit Ungeduld Ihrem Abschied entgegen," sagte er zu mir mit einem Lächeln, als er mir einmal auf seinem Spaiergange begegnete. „Sie gehen fort, ich aber werde dann wissen, daß mir genau noch ein Jahr bis zu meinem Abschied bleibt."

Ich bemerke hier beiläufig, daß infolge der Schwärmerei und der langen Entwöhnung die Freiheit uns im Zwangssträflingshause noch freier erschien als die richtige Freiheit, d. h. als diejenige, die es in Wahrheit, in der Wirklichkeit gibt. Die Sträflinge überschätzten den Begriff der tatsächlichen Freiheit,

und dies ist so natürlich, dem Sträfling so eigentümlich. Jeder beliebige, abgerissene Offiziersbursche wurde bei uns fast als ein König angesehen, fast als das Ideal eines freien Menschen im Vergleich mit den Sträflingen, weil er mit unrasiertem Schädel, ohne Fesseln und ohne Bewachung herumging.

Am Vorabend des allerletzten Tages umschritt ich während der Dämmerstunde zum letzten Mal unser ganzes Zwangssträflingshaus längs dem Palisadenzaun. Wieviel tausendmal war ich in all diesen Jahren hier so gegangen! Hier hinter den Kasernen war ich während des ersten Jahres meiner Zwangsarbeit verlassen, mutterseelenallein, grambeschwert umhergeirrt. Ich entsinne mich noch genau, wie ich damals nachrechnete, wieviel tausend Tage mir hier noch bevorständen. Gott im Himmel, wie lange war das her! Hier in diesem Winkel hatte in der Gefangenschaft unser Adler gelebt; und hier war mir oft Petrow begegnet. Er ließ auch jetzt nicht von mir ab. Er eilte auf mich zu, ging, gleichsam meine Gedanken erratend, an meiner Seite schweigend her, als wunderte er sich über irgendetwas. In Gedanken nahm ich Abschied von diesem geschwärzten Balkenwerk unsrer Kasernen. Wie unfreundlich hatten sie mich damals in der ersten Zeit berührt! Gewiß, auch sie waren jetzt noch älter geworden; doch mir fiel das gar nicht in die Augen. Und wieviel Jugend war in diesen Mauern umsonst zu Grabe gebracht worden, wie viele großen Kräfte gingen hier ungenützt zugrunde! Es muß doch alles gesagt werden: dieses Volk hier war ja doch ein ungewöhnliches Volk. Es ist dies vielleicht das begabteste, das stärkste Volk aus unsrem ganzen Volke. Doch umsonst kamen mächtige Kräfte um, kamen wider Natur und Naturgesetz unwiederbringlich um. Wer aber trägt die Schuld daran?

Das ist es eben: wer trägt die Schuld daran?

Am folgenden Morgen, ganz früh, noch vor dem Abmarsch zur Arbeit, als es kaum hell zu werden begann, durchschritt ich alle Kasernen, um mich von sämtlichen Sträflingen zu verabschieden. Viele schwielige, starke Hände streckten sich mir freundlich entgegen. Manche drückten mir die Hand ganz kameradschaftlich; doch solcher waren wenige. Die anderen begriffen es schon sehr wohl, daß ich gleich ein anderer Mensch

sein werde als sie. Sie wußten, daß ich in der Stadt Bekannte habe, daß ich von hier aus mich sogleich zu den „Herrschaften" begeben und mich als ihresgleichen zu ihnen setzen werde. Sie begriffen dies und verabschiedeten sich von mir, wenn auch freundlich, wenn auch höflich, doch entfernt nicht wie von einem Kameraden, sondern gleichsam wie von einem Herrn. Manche wandten sich schroff von mir ab und erwiderten meinen Abschiedsgruß nicht. Andre wieder sahen mich sogar haßerfüllt an.

Die Trommel ertönte, und alle zogen zur Arbeit fort, ich aber blieb zu Hause. Suschilow war an diesem Morgen fast noch früher aufgestanden als die anderen alle und strengte sich ungemein an, mir noch den Tee zu bereiten. Der arme Suschilow! Er weinte, als ich ihm meine abgetragenen Sträflingskleider, meine Hemden, meine Unterfesseln und einiges Geld schenkte. „Nicht dies, nicht dies brauche ich!" sagte er, gewaltsam seine zitternden Lippen bezwingend. „Wie soll ich Sie denn verlieren, Alexander Petrowitsch? Für wen bleibe ich denn jetzt ohne Sie hier zurück?" Zuletzt verabschiedete ich mich von Akim Akimytsch.

„Auch Ihre Zeit wird bald kommen!" sagte ich zu ihm.

„Ich muß noch lange, noch sehr lange hierbleiben," murmelte er, mir die Hand drückend. Ich fiel ihm um den Hals, und wir küßten uns.

Zehn Minuten nach dem Abmarsch der Sträflinge verließen auch wir das Zwangssträflingshaus, um nie mehr dahin zurückzukehren — ich und mein Kamerad, mit dem ich hierhergekommen war. Wir mußten geradeswegs in die Schmiede gehen, um von den Fesseln befreit zu werden. Doch es begleitete uns kein Soldat mehr mit der Flinte; wir gingen mit dem Unteroffizier. Unsre eigenen Sträflinge in der Ingenieurwerkstatt machten uns von den Fesseln frei. Ich wartete, bis mein Kamerad frei war, und trat dann selbst an den Amboß heran. Die Schmiede drehten mich mit dem Rücken zu sich, hoben von hinten meinen Fuß empor und legten ihn auf den Amboß . . Sie waren sehr geschäftig, sie wollten ihre Arbeit möglichst flink, möglichst gut machen.

„Die Vernietung, zuerst kommt die Vernietung!“ kommandierte der Älteste. „Stelle sie richtig — so — gut . . . Nun schlage mit dem Hammer zu!“

Die Fesseln fielen. Ich hob sie auf . . . Ich wollte sie in der Hand halten, zum letzten Mal sie ansehen. Es war, als wunderte ich mich jetzt darüber, daß sie eben noch an meinen Füßen gewesen waren.

„Nun, also mit Gott, mit Gott!“ sagten die Sträflinge mit ihren rauhen Stimmen in kurz angebundenem, doch nichtsdestoweniger zufriedenem Ton.

Ja, mit Gott! Die Freiheit war da, ein neues Leben, die Auferstehung von den Toten . . . . Welch ein herrlicher Augenblick!

Ende